



7578

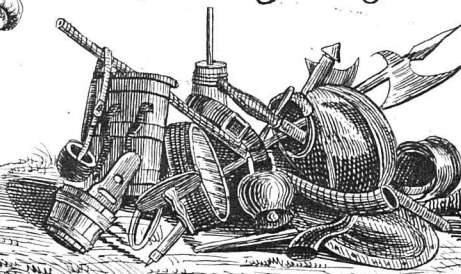
DIE SCHWEIZ,

Historisch,

naturhistorisch und malerisch

DARGESTELLT.

1. Jahrgang.



PREIS DER SUBSCRIPTION:

für 6. Monate od. 9 Hefen E. 4 Rp. 50

„ 1 Jahr . . . 18 „ . . . 9 „ —

Die Zahlung geschieht immer 6
Monate voraus, Briefe &c. franko.

MAN SUBSCRIBIRT:

bei Weibel-Comtesse-Herausgeber
in Neuenburg, & in den besten Buch-
und Kunsthandlungen der Schweiz,
in Bern bei C. A. Jenni, Sohn.

12 2172



DIE SCHWYZ
Historisch,
Naturhistorisch u. materisch
DARGESTELLT

1. Jahrgang



Herausg. von **WEIBEL-CONTESSE**

in **Lencheatel**

1837



Rh 267/1

Vorwort.

Die Schweiz bildet einen Mittelpunkt, in welchem alle die verschiedenen Zweige der großen Alpenkette zusammenlaufen und sich verschmelzen.

Die Natur unterhält in diesem Mittelpunkte ungeheure eisige Behälter, aus denen alle jene Ströme entfließen, welche ihre befruchtenden Fluthen durch die verschiedenen Länder Europa's wälzen, um sich endlich in dem Nord-, dem mittelländischen, dem adriatischen und dem schwarzen Meere zu verlieren. Ein so gelegenes Land muß augenscheinlich eine ganz besondere Natur, eine sehr originelle Physiognomie haben, und dies ist der Fall mit der Schweiz. Den Alpen verdankt sie ihre Sitten, ihre Sagen, ihre Geschichte, ihre Anstalten und jene unendliche Menge von Lagen, welche Tausenden von Fremden zur Bewunderung dienen, die ihnen jährlich den Tribut ihrer Huldigungen darbringen. Eine Menge Schriftsteller, Naturforscher, Künstler haben ihre Geschichte, ihren Boden, ihre unermesslichen und mannigfachen Gemälde, alle jene Wunder einer in ihren Formen und Ereignissen unerschöpflichen Natur studirt. Eine große Zahl Werke wurde über die Schweiz herausgegeben; mehrere sind besonders dazu gewidmet, in kleinen Sammlungen das zu vereinigen, was andere Werke Interessantes über dieses Land gegeben haben. Aber beinahe alle diese Werke sind, ihrer prunkenden Ankündigungen ungeachtet, das Produkt von Fremden, Zusammensfückelungen ohne Unterscheidungsvermögen: jede Seite ihres Inhalts zeigt es; jede Seite ist von Fehlern und Irrthümern besetzt; überall findet man irrige Thatsachen, Begriffe, Beschreibungen. Geschickte Künstler haben unser Land durchwandert, sie haben in einigen Tagen gemacht, was eine Arbeit von mehreren Jahren erfordert; sie haben interessante und mannigfache Zeichnungen zu Tage gefördert; sie haben, es ist wahr, Beweise von Geschmaç und Talent gegeben, aber, wenigstens sehr oft, keine Beweise von Genauigkeit; denn vergebens sucht man in ihren Produkten die Treue, welche solche Werke da charakterisiren muß, wo die Natur keiner Verschönerung durch das erfinderische Talent des Künstlers bedarf.

Das Album der malerischen Schweiz maßt sich nicht an, in pomphafter Eleganz einigen dieser fremden Werke es gleich thun zu wollen; sein Zweck ist, dem Publikum nicht allein etwas Interessantes und Unterhaltendes, sondern auch besonders etwas Nützliches zu liefern, ein gewissenhaftes Werk, eine natürliche Erzählung dessen, was unser so lange gefürchtetes und geehrtes Vaterland in seiner Geschichte und seinen Sitten Hervorstechendes darbietet, ein wahres und treues Gemälde der zahlreichen, merkwürdigen Lagen, wovon die ausgedehnte Kette der Alpen uns auf allen Punkten eine unerschöpfliche Sammlung vor Augen stellt.

Die Diablerets.

—o—o—o—

Einer der merkwürdigsten Wege führt von Berg über den Berg Cheville nach Sitten, und obgleich nur wenig von Fremden betreten, so verdient er doch häufiger besucht zu werden.

Von Berg folgt man dem Laufe des rauschenden Avançon, um sich den höhern Regionen der Alpen, welche die Kantone Waadt, Bern und Wallis trennen, zu nähern. Nachdem man über eine der, an malerischen Lagen reichsten Gegenden anderthalb Stunden gegangen ist, kommt man nach Orion. Von da steigt man wieder drei Stunden lang auf einem bald steilen, bald sich durch ländliche und wilde Gegenden schlängelnden Weg, um in die, von Sennhütten übersäteten und von den Hörnern der Diablerets beherrschten Ebenen von Azeindaz zu gelangen.

Nicht weit von da liegt der, dem Reisenden so oft gefährliche und durch das Unglück eines Studenten berühmt gewordene Gletscher Pancyrrossaz. Dieser junge Mensch machte nach seinem Sturze unglaubliche Anstrengungen, und kam auch wirklich bis über den Abgrund; aber, so nahe seiner Rettung reißt sich die Eiswand, auf welcher er sich befand, los, und er stürzt mit ihr in eine ungeheure Tiefe. Obwohl verwundet und gequerscht macht er einen neuen Versuch, und kommt durch seine Beharrlichkeit und Ausdauer wieder bis an die Oeffnung seines vermutlichen Grabes, wo er endlich von seinen, ihn mit Bangigkeit suchenden Freunden, herausgezogen und gerettet wurde. Man hat bei Azeindaz alte Waffen gefunden, welche nach der Volkslage von einem Kampf zwischen den Wallisern und den Einwohnern von Berg herkommen sollen.

Eine lange Mauer dient als Gränzstein zwischen den Kantonen Waadt und Wallis. Nach einer halben Stunde kommt man an den Paß des Chevilles, dessen Höhe 6580 Fuß über der Meeresfläche beträgt. Dann steigt man in das öde Thal des Chevilles, ein wahres Bild der Verwüstung, hinab, wo man die ersten Walliser-Sennhütten antrifft. Diese sind in der That ärmliche offene Hütten, welche bei Weitem ungenügend sind, ihre Einwohner in jenem Sibirien gegen Kälte und Stürme zu schützen. Indessen würde der Reisende doch umsonst jene in Ziegenfelle gekleideten Wilden suchen, wovon der Herausgeber des zu einsiedlerischen Schweizer-Einsiedlers spricht, und sagt, daß den Bewohnern dieses Thales der Gebrauch des Brodes und des Weins fremd sei, daß sie in hundeställeartigen Hütten leben, und auf von dem

weidenden Vieh zertretenen dürrem Grase schlafen. Diese, gegen die Witterung jenes Klimas abgehärteten Hirten, können und müssen, wegen der großen Entfernung von ihren Dörfern, sich des Brods, des Weins, der Betten und bequemen Wohnungen enthalten; aber, wenn sie im Herbst nach Hause zurückkehren, so hören alle diese Entsayungen auf, denn sie besitzen in der Umgegend von Azeindaz Weinberge und alle Bedürfnisse eines bequemen Lebens. Uebrigens ist man versichert bei diesen guten, einfachen Menschen die freimüthigste und herzlichste Gastfreundschaft zu finden: sie besitzen wenig, aber geben was sie haben.

Es giebt nichts Grauererregenderes als das Thal Cheville. Ueber dem Haupte hängen die finstern, von ungeheuern Eismassen umgebenen und zerrissenen Gipfel der Diablerets; vor sich sieht man ein zwei Stunden lauges, von den Felsstrümmern und Steinmassen der Diablerets gänzlich bedecktes Thal. Diese letztern verbreiten heute noch Ruin und Verwüstung rund um sich her. Zu seiner Zeit zählte man fünf Gipfel auf diesem Berge, nun aber sind es nur noch drei, deren schwarzes, verwittertes Aeußere, von tiefen Spalten zerrissen, den Reisenden bedroht und schreckt; nach anhaltenden Regengüssen flieht jedes lebendige Wesen diesen Ort der Verwüstung.

Im Monat Juni 1714 hörte man mehrere Tage lang ein dumpfes Getöse im Innern des Berges. Die erschrockenen und ein Unglück befürchtenden Hirten entfernten sich großentheils mit ihren Heerden. Bald darauf stürzte einer der Gipfel der Diablerets mit unbeschreiblichem Gebrülle in das Thal hinab, die ganze Gegend wurde in eine ungeheure Staubwolke eingehüllt, und im Umfange von einer Quadratmeile wurden Wälder und Wälder, fünfzig Sennhütten, fünfzehn Personen und viel Vieh unter einer Schuttmasse von mehreren hundert Fuß Höhe begraben.

Unter diesen verschütteten Personen befand sich ein Walliser, dessen Frau und Kinder seinen Tod noch beweinten, als er, drei Monate nach dem Ereignisse, gleich einem Gespenste, mit Lumpen bedeckt und entkräftet wieder in seinem Dorfe anlangte. Alles floh vor ihm, und es wurde ihm schwer, sie von seinem wirklichen Dasein und Leben zu überzeugen. Im Augenblick der schrecklichen Katastrophe befand sich dieser Unglückliche in seiner, an einen ungeheuren Felsblock angelehnten Hütte; andere Felsmassen wurden von diesem aufgehalten und bewahrten sie vor völligem Untergang; aber doch wurde sie in wenigen

Augenblicken unter Schutt von beträchtlicher Höhe begraben. Der arme, lebendig begrabene Walliser befand sich in einer schrecklichen Lage, doch verlor er den Muth nicht. Ohne irgend ein anderes Werkzeug als seine Hände, mitten in der tiefsten Finsterniß, machte er eine Art von Kamin, wo er oft Steinblöcke mehrere Male vergeblich zu umgeben suchte.

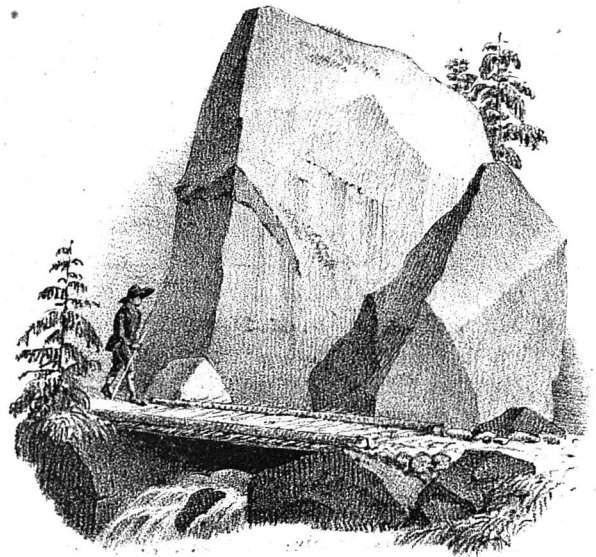
Während dieser Zeit, die ihm eine Ewigkeit scheinen mußte, nährte er sich von Käse, welchen er glücklicher Weise im Ueberfluß in seiner Hütte hatte und trank das Wasser, das aus dem Felsblock quoll, der seine Hütte barg.

Dieser Mann sagte nachher, daß er seinen Muth in dieser verzweiflungsvollen Lage allein der Religion zu verdanken habe. Er arbeitete drei Monate ununterbrochen an seiner Befreiung; und welche Freude mußte er empfinden, als er endlich wieder das Licht des Tages erblickte, welches ihn aber beinahe geblendet hätte.

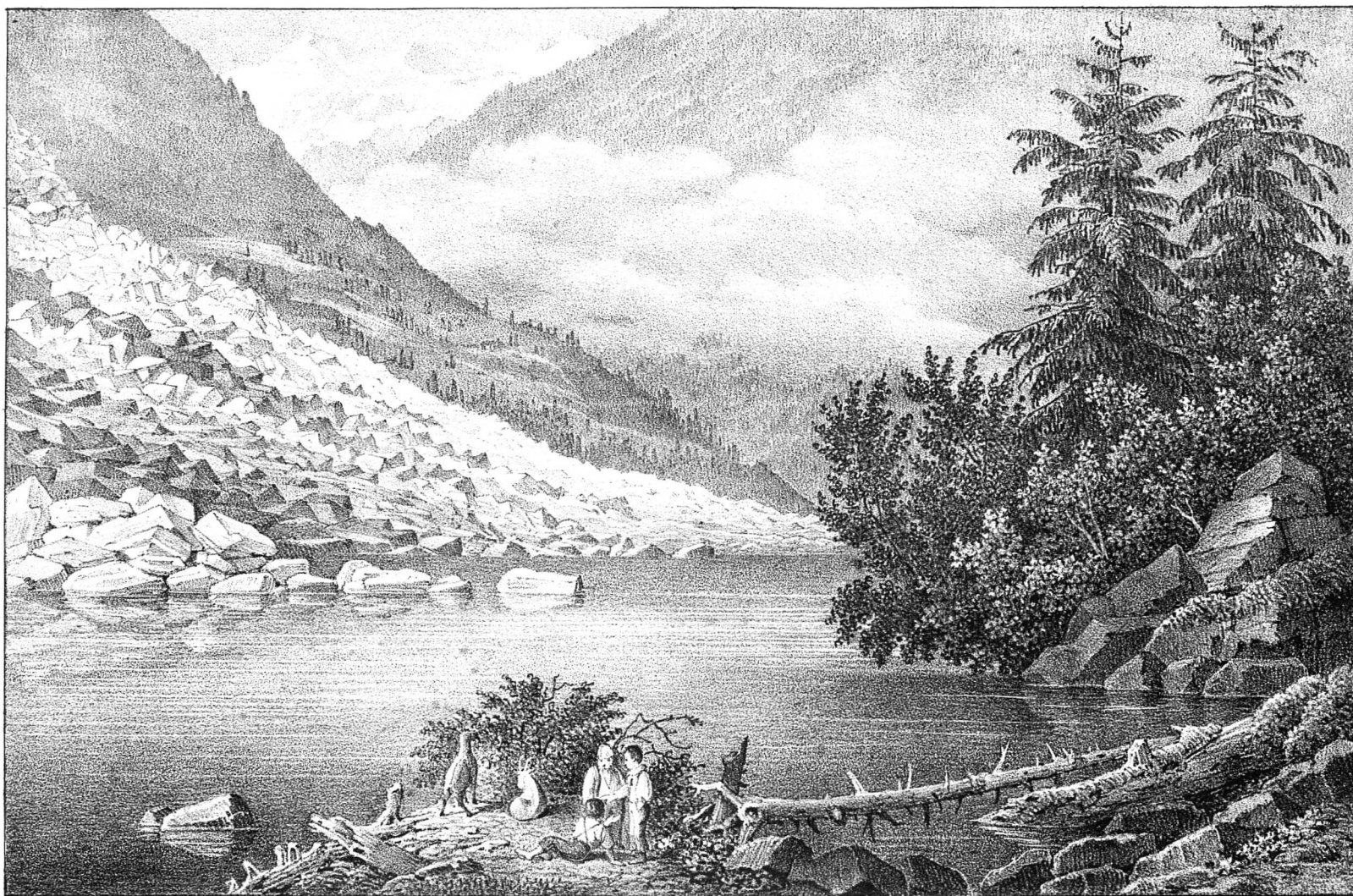
Der zweite Sturz der Diablerets geschah im Jahr 1749. Ein ähnliches Geräusch im Innern des Berges wurde wieder gehört und da die Walliser nun wußten was es bedeute, zogen sie sich mit dem größten Theile ihrer Heerden zurück, ließen aber zur Vorsicht den Berg vorher beschwören.

Indessen wurden doch fünf Männer von Berg unter den Trümmern begraben; ein Raum von zwei Stunden wurde mit Trümmern von 100 bis zu 500 Fuß Höhe bedeckt, Wälder, durch den bloßen Druck der Luft niedergedrückt, und diese so von Staubwolken verfinstert, daß man glaubte, die Nacht habe ihre Schatten zu frühe über dieses Thal ausgebreitet. Die nahe liegenden Viehweiden wurden so von diesem Staube bedeckt, daß man die Heerden davon entfernen mußte. Die, durch die Trümmer in ihrem Laufe aufgehaltene Lizerne, verschwand für die untern Gegenden für acht Tage, und bildete in dieser Zeit zwei tiefe Seen an Stellen, wo früher schöne, mit Sennhütten und Viehheerden besäete Wälder waren. Der größere dieser Seen ist der Derborenze; er hat eine halbe Stunde im Umfange und ist 4660 Fuß über dem Meere gelegen ist.

Das Gemälde, welches dieser See und seine Umgebungen durch die verschiedenen, bald aufgehäuften, bald allein stehenden Felsgruppen und Formen bilden, ist sehr romantisch. Die einen erheben sich wie riesenmäßige Pyramiden, andere gleichen Kartenhäusern, andere sind mit Moos und Gesträuch bewachsen, noch andere erlauben jungen Tannen sich auf ihrem Rücken zu wiegen. Eine Stunde lang geht man auf einem durch Ruinen sich windenden Weg, über Brücken von Tannenbaumstämmen, welche von einem Abgrunde zum andern leiten, wovon die letzte über einem der fürchterlichsten liegt.



Endlich tritt man aus diesem wilden Labyrinth in den sogenannten neuen Weg ein, der nichts Anderes ist, als ein schmaler Fußpfad, oft kaum zwei Fuß breit, der dicht an einer Felsenwand über einen schwindlichten Abgrund entlang läuft. Oft geht der Pfad im festen Gestein eingesprengt, oft nur über eine ausgewaschene Lücke des Felsens, über welche man Baumäste und Reisfer statt einer Brücke geworfen hat; oft über den lockern Schutt zerstückter Schieferplatten, welche ein Strom aus einer Schlucht der zerrissenen Bergwand hervorspült; ein Weg, der hier nach jedem neuen Regenguß immer von Neuem angebahnt werden muß, und unter den Füßen des Reisenden ausweicht. In einer ungeheuren Tiefe wälzt sich die schäumende Lizerne, deren Geräusch wegen der Entfernung nicht mehr gehört wird. Ueber dem Abgrunde erheben sich drohende Felsenhäupter, welche bis in die Wolken reichen und nach langem Regen dem Reisenden den Weg unsicher machen. Der gefährvollste Schritt ist der sogenannte Hundsprung; dann kommt man sogleich an die Kapelle St. Leonhard, und von da durch das Dorf Aven nach Sitten. Von diesem Dorfe, welches 3140 Fuß über dem Meere liegt, ist es zwei Stunden nach Sitten. Der Weg dahin führt über St. Sevein, Haut-Contay und die Brücke von Morges, wo man, 45 Minuten von Sitten, auf die Heerstraße gelangt. Diese Straße bietet sehr malerische Ansichten dar.

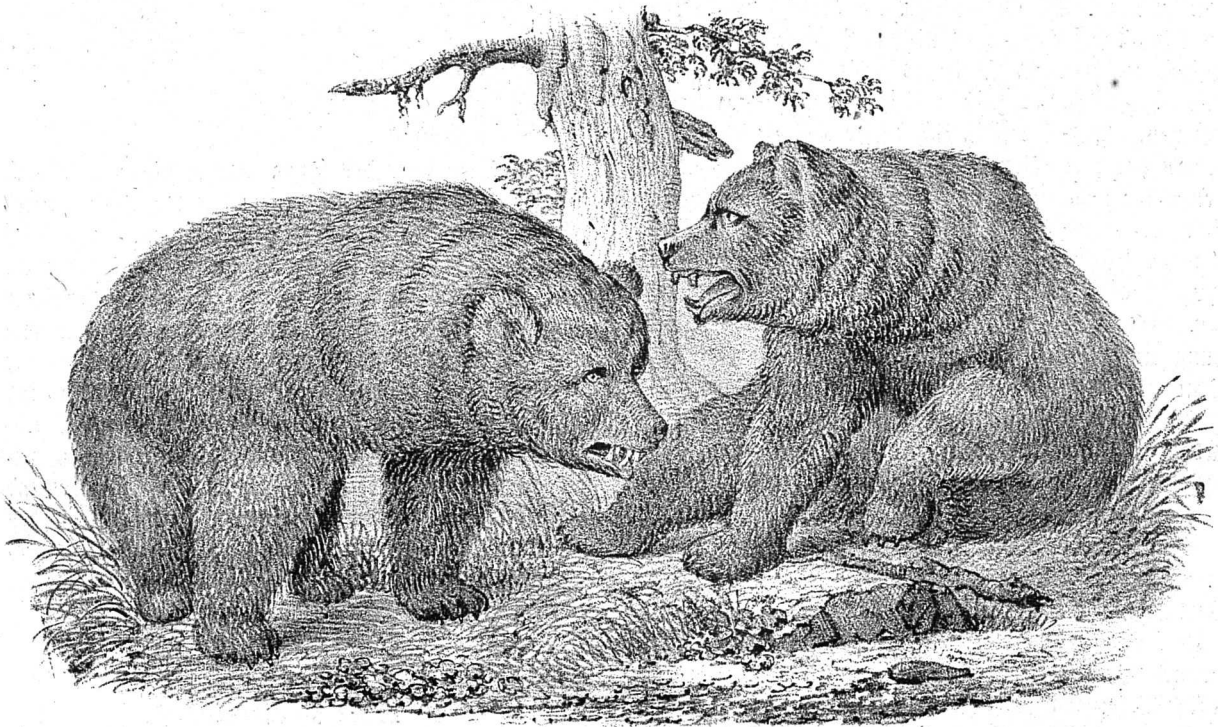


SEE VON DERBORENTZE

Der braune Bär.

Dieses, ehemals in der Schweiz so einheimische Thier wird immer seltener, und kaum findet man ihn noch an den Gränzen der Franche-Comté und des

Piemonts. Der Kanton Graubünden ist fast der einzige, wo er noch eigentlich zu Hause ist.



Der braune Bär ist ein fleischfressendes Thier, und nährt sich nur alsdann von Pflanzen, wenn er kein frisches Fleisch hat. Den Honig liebt er so sehr, daß er ihn oft sammt den Bienen verschluckt. Zu Anfang des Herbstes ist er sehr fett, was ihm während einer im Winter oft langen Enthaltensamkeit sehr zu statten kommt. Indessen ist er nicht so plump und erfroren, wie man sagt; er legt sich gütlich in seine Höhle, wo er sich, auch im strengsten Winter, wenn er nicht schläft, die Zeit mit dem Lecken seiner Taten vertreibt. Er liebt die Einsamkeit und flieht alle von Menschen bewohnten Derter, um sich in eine Felsenhöhle zurückzuziehen. Er besitzt eine außerordentliche Stärke, ist großhaft, sehr zum Zorn reizbar, und wüthet entseßlich, wenn er gereizt oder

verwundet wird. Er ist dem Anscheine nach dumm und ungeschickt, doch ist er weder das Eine noch das Andere; denn er klettert wie eine Katze, und läuft in der Ebene eben so schnell als irgend ein anderes Thier gleicher Größe. Da seine Hinterfüße länger sind als die Vorderfüße, so ist er sehr flink im Steigen, und das Gegentheil im Herabkommen. Wenn er einen würdigen Feind vor sich hat, so stellt er sich auf seine Hinterfüße und sucht ihm Schläge mit den Vorderextremitäten beizubringen, wovon ein einziger hinreicht um dem Kampf ein Ende zu machen. Er bedient sich sehr selten der Zähne zu seiner Vertheidigung. Man muß ihn mit Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit angreifen, da nur einige Stellen seines Kopfes tödlich verletzbar sind, und er, wenn man

ihn das erste Mal fehlt, ein schrecklicher Feind wird. Die Hirten von Graubünden scheuen sich nicht, ihn anzugreifen, wo sie ihn finden.

Im Mai 1830 sahe Paul Berther, als er in geringer Entfernung von seiner Wohnung bei seiner Heerde beschäftigt war, einen sehr großen Bären aus dem Walde kommen; er spannt sogleich seine Büchse und erwartet ihn festen Fußes. Als er auf Schußweite nahe gekommen war, schießt der Hirte, auch ohne den leisesten Gedanken, ihn fällen zu können, und tödtet ihn wirklich auf der Stelle. Aber unser Held, der nicht wußte, daß sein Feind diesmal gegen seine Gewohnheit in Gesellschaft reiste, war nicht wenig erstaunt, als er, indem er seine Büchse wieder lud, zwei neue Kämpfer auf dem Wahlplatz ankommen sah, welche mit Gebrülle und Wuth auf ihn zuliefen. Diesmal schien der Kampf zu ungleich zu sein, denn obwohl es nichts Seltenes ist, einen Bären zu erlegen, so ist es doch fast unerhört, es mit zwei so fürchterlichen Gästen auf einmal aufzunehmen. Indes besann sich unser Hirte nicht lange. Kaum hatte er seine Büchse vollends geladen, als er den einen neben seinen todtten Kamaraden hinstreckte. Der dritte ließ ihm nicht Zeit, ihn zu tödten, sondern zog sich eiligst in den bergenden Wald zurück; aber unser kampflustiger Hirte verwundete ihn noch schwer, jedoch in einer zu großen Entfernung um ihn auf der Stelle zu tödten. Nach dem Blutverluste muß er sich in irgend eine verborgene Höhle zurückgezogen und dort seinen Zorn mit seinem Leben ausgehaucht haben. Es muß bemerkt werden, daß Berther schon neun Bären vor diesen getödtet hatte, und dieser Umstand erklärt seine Kaltblütigkeit.

Im Herbst des nämlichen Jahres richtete ein Bär in mehreren Gemeinden des Unter-Engadins große Verheerungen an. Die Einwohner mehrerer Dörfer hatten sich schon öfters vereinigt, um diesen unbequemen Gast zu vertreiben; aber umsonst, denn das listige Thier zog sich vor so großer Uebermacht wohlbedächtig zurück. Eines Morgens, als der Schaafhirte Johann Kuhn, gebürtig aus dem Kanton St. Gallen, sich auf der schroffen Höhe eines Berges befand, bemerkte er den gewünschten Bären, welcher zu schlafen und sein vielleicht zu starkes Abendessen des vorigen Tages mühsam zu verdauen schien; denn man beschuldigte ihn, in derselben Nacht sechs Kühe und mehrere Schaafe zerrissen zu haben. Der Hirte fing aus allen Kräften an, seinen Kamaraden zu rufen, denn er selbst war ohne Waffen und der Bär von ungemeiner Größe. Dieser, sehr darüber aufgebracht (denn die Bären sind nicht immer guter Laune), läuft im Augenblick auf ihn zu, um ihn seine Unvorsichtigkeit, ihn im Schlafe gestört zu haben, büßen zu lassen, und stellt sich auf seine Hinterfüße. Der Hirt, welcher keine Zeit zur

Flucht und übrigens keine Lust dazu hatte, nimmt einen Stein, den ein Städter kaum bewegen könnte, und wirft ihn mit seinen nervigten Armen dem Bären so kräftig auf den Kopf, daß er zerschmettert den Berg hinab rollt, um nie wieder aufzustehen.



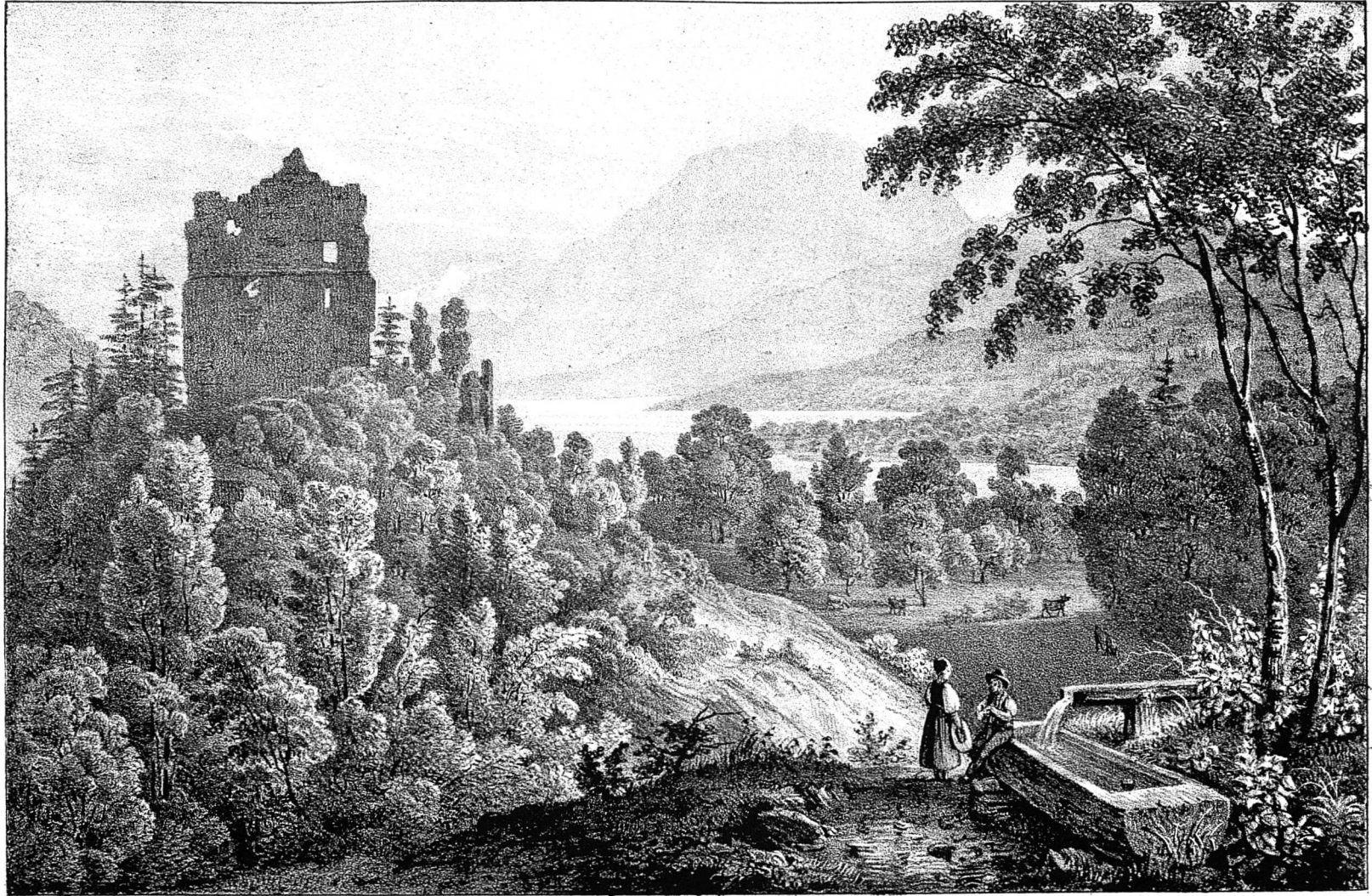
Ein Bewohner des Jura war weniger muthvoll. Als er eines Tages in einem Walde Holz fällte, sah er einen Bären auf sich zukommen. Sogleich wirft er seine Axt von sich, und läuft ohne Aufenthalt zwei Stunden lang bis in sein Dorf. Glücklicher Weise war es an einem Abhange, wo der Bär ihm nicht so schnell nachkommen konnte. Indes mußte der Furchtsame einen Monat im Bett zubringen, um sich von den Folgen seines Schreckens zu erholen.

Das Fleisch des Bären ist gut; seine Lagen gelten für einen Leckerbissen; sein Pelz ist theuer und sein Fett wird auch gut verkauft. Die Regierungen der Schweiz haben einen Preis ausgesetzt für solche, die einen Bären erlegen; er ist somit eine gute Beute.

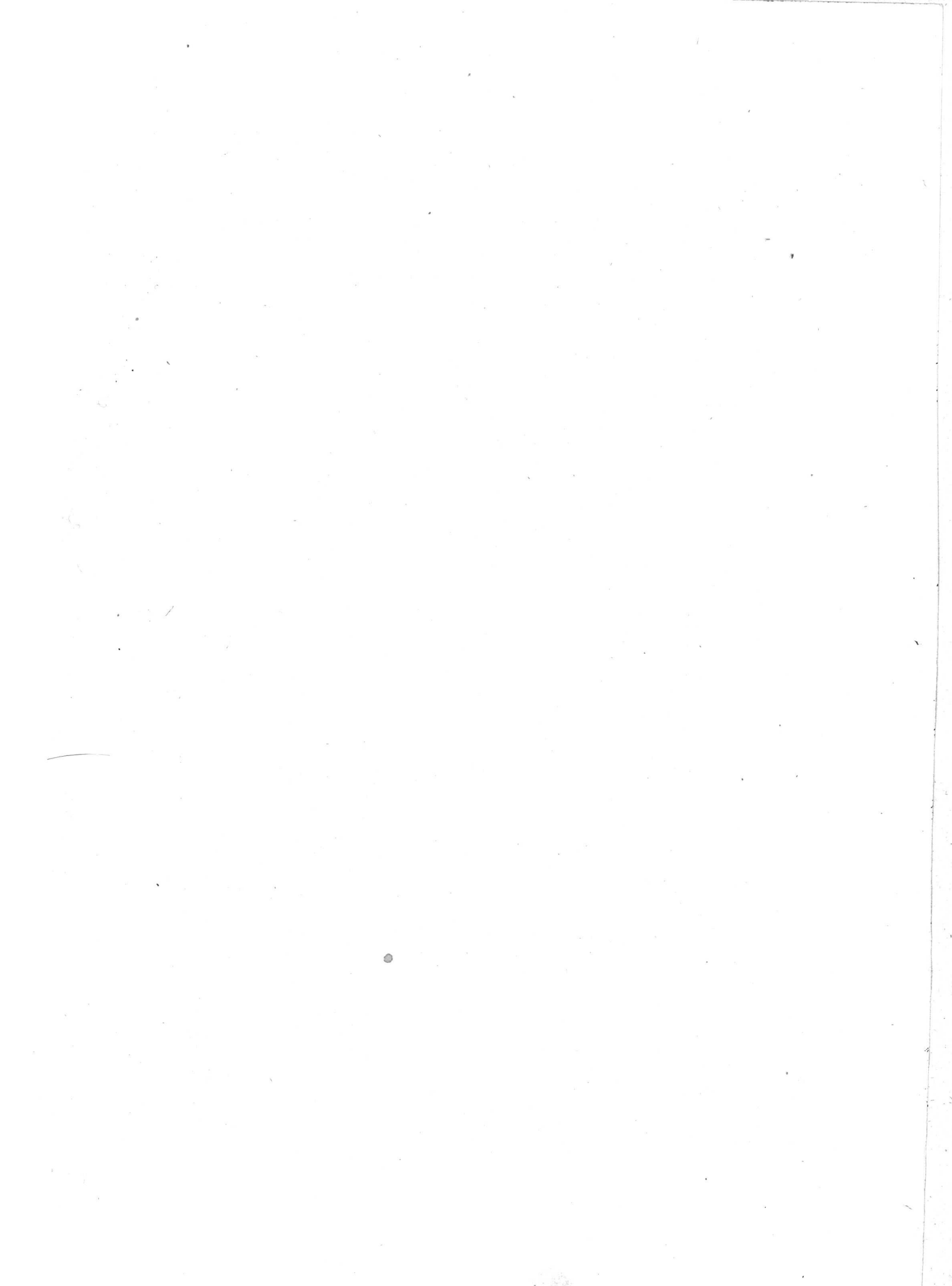
Geslers Schloss.

Albrecht von Oestreich dachte immer darauf, wie er die Freiheit der Schweizerkantone vermindern, oder vielmehr vernichten könne, und wurde um so mehr ergrimmt, als diese ihn baten, ihnen die Freiheiten zu bestätigen, welche sie unter dem Schutze des Reichs genossen hatten. Weit entfernt, ihren Bitten Gehör zu geben, sandte er ihnen Landvögte, um sie in Ketten zu werfen.

Der Kaiser wußte nicht, was freie Menschen sind; denn der Charakter und die tyrannische Ausführung seiner Landvögte möchte wohl Sklaven einschüchtern, aber nothwendig die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden, welche entschlossen waren, ihre Freiheit um jeden Preis zu behaupten, nur empören. Einer dieser Landvögte war Herrmann



GESSELS SCHLOSS





SCHLACHT AM SPEICHER.

Gefler von Bruneck, Abkömmling von Habsburg im Eigen, im Nargau. Eines seiner Schlösser lag im Kanton Schwyz, gerade über dem Flecken Rüschnacht und der Bucht gleichen Namens. Er ließ ein zweites im Kanton Uri bauen, welches er Zwing-Uri nannte, und der eigentliche Sitz seiner Tyrannei sein sollte. Das Hirtenvolk dieser Gegenden war genöthigt, an der Erbauung der für sie bestimmten Gefängnisse im Schweiß ihres Angesichts zu arbeiten. Nachdem die Verbündeten das Joch der österreichischen Tyrannei abgeschüttelt hatten, wurden alle diese Wohnsitze zerstört.

Diese Gemäuer, welche uns an den helvetischen Bund erinnern, bieten durch ihre malerische Lage ein anderes Interesse dar. Die Aussicht, welche man von der Höhe über dem Flecken und der Bucht von Rüschnacht genießt, ist durch die schönen, von Bäumen umgebenen Dörfer und Ufer, eine der lieblichsten und schönsten. Ueberhaupt ist jene Gegend nicht weniger reich an malerischen Lagen als an geschichtlichen Denkmälern, und verdient genau besucht zu werden.

Ida von Toggenburg.

In dem von der Thur bewässerten Thale lebten einst die alten Grafen von Toggenburg auf ihrem Schlosse. Ida, die Gemahlin des Grafen Heinrich war eben so sanft und tugendhaft, als ihr Gemahl reizbar und eifersüchtig. Die Segenswünsche, welche sie von den Unglücklichen, denen sie ihre Lage erleichterte, erhielt, war das Einzige, das den Stolz und die Härte ihres Gebieters ein wenig ausglich.

Eines Tages, als Ida auf dem Balkon ihres hohen Rittersitzes der herrlichen Aussicht in's Thal genoß, flog ein Rabe in ihr Zimmer, und trug, nach dem Instinkt dieser Vögel, ihren Brautring, den sie auf dem Tische gelassen hatte, in seinem Schnabel weg. Sie wagte es nicht, ihrem Mann dieses Ereigniß mitzutheilen, da sie nicht wußte, was aus dem Ringe geworden war. Einige Zeit nachher fand ihn ein Page und steckte ihn an den Finger. Aber zum Unglück begegnete er dem Grafen, welcher sogleich das, seiner Gemahlin gegebene Pfand an seiner Hand erkannte. Er tritt ohne weitere Untersuchung in das Zimmer der unglücklichen Gräfin, überhäuft sie mit Schand- und Schimpfworten, und wirft sie in seiner brutalen Eifersucht durch das hochgelegene Fenster in den Schloßgraben, läßt den armen Page an den Schwanz eines wilden Renners binden und ungeachtet aller möglichen Unschuldsbezeugungen über Dorn und Stein schleifen, bis sein Körper in Stücke zerfällt. Ida war jedoch nicht todt; sie war auf dicke Gebüsche gefallen, in welchen sie sich bis zur

Nacht verbarg. Dann stieg sie nicht ohne Schwierigkeit aus dem Graben, und suchte einen Zufluchtsort im benachbarten Walde, wo sie einige Zeit ohne Obdach und von Wurzeln lebte, welche sie mit ihren zarten Händen aus der Erde grub. Eine nahe Quelle löschte ihren Durst. Sie wäre gewiß unter so vielen Leiden erlegen, wenn ihr kindliches Vertrauen auf den Beschützer der Unschuld sie nicht gestärkt hätte. Diese kam auch bald nachher an den Tag und der reuevolle Graf ließ den Körper der Gräfin umsonst suchen, bis sie endlich ein Jäger im Walde entdeckte. Ihr brutaler Gemahl bat sie inständig, mit ihm in's Schloß zurückzukehren, aber umsonst; denn nach diesen Proben des Zorns und der Eifersucht ihres Mannes war es ihr nicht schwer, sich zu entschließen, nie wieder unter einem Dache mit ihm zu leben. Ida ging in das Kloster Fischingen, wo sie bis an ihren Tod blieb.



Der Kampf am Sprecher.

Die Appenzeller waren damals unter der Herrschaft des Abtes von St. Gallen, welcher einige Rechte über sie hatte. Uebrigens lebten sie frei und ruhig, so lange man sie nicht belästigte. Aber der Abt Rudo von Staufen liebte seine Untergebenen nicht, sondern gab ihnen ungerechte Landvögte, welche sie auf alle Weise drückten und mißhandelten. Die Appenzeller verloren endlich die Geduld; sie jagten ihre Landvögte aus dem Lande und zerstörten ihre Schlösser. Der Abt forderte die freien Reichsstädte Schwabens als Schiedsrichter auf und ihr Tribunal gab den Appenzellern Unrecht. Dann machten diese ein Bündniß mit der unter gleicher Herrschaft stehenden Stadt St. Gallen, wogegen der Abt protestirte und sie durch allerlei elende Handel und schändliche Umtriebe so aufbrachte, daß sie zu den Waffen griffen, und den Ausspruch der Reichsstädte für

nichtig erklärten. Bald darauf wurden sie von der Stadt St. Gallen verlassen, doch wurde die Untreue dieser feigen Verbündeten durch herzhaften Glarner und Schwyzer, welche sich an die Appenzeller angeschlossen, gerochen. Der Abt und die Reichsstädte entschlossen sich alsdann, die Bauern mit den Waffen zum Gehorsam zu bringen. Den 15. Mai 1403 bei Tagesanbruch gingen 5000 Mann Fußvolk und eine zahlreiche Reiter-schaar aus der Stadt St. Gallen, und nahmen ihren Weg gegen Bözgen. Der Weg war auf einer Seite von Wald, auf der andern von Hügeln begrenzt. Plötzlich stellten sich 80 Appenzeller oben an den Hohlweg, machen einen Steinregen mit ihren Schleudern, und werfen sich mit Ungestüm in die Reihen der Feinde. In demselben Augenblick stürzen 500 Mann Hülfsstruppen von Schwyz und Glaris, welche sich auf beiden Seiten des Weges versteckt gehalten hatten, in die Seiten der feindlichen Reiter. Diese, in der Meinung, daß dies alle Streitkräfte der Bauern seien, machen ungeheure Anstrengungen, um aus dieser unvortheilhaften Lage zu kommen, als sie auf einmal die Hauptmacht der muthigen, entschlossenen und kampflustigen Appenzeller auf der Höhe anrücken sehen. Alsdann bereuten sie, ihren Feind verachtet zu haben. Da sie in dieser Stellung weder von ihrer Taktik, noch von ihrer Uebermacht Gebrauch machen konnten, so beschloß die Reiterei, sich in die Ebene zurückzuziehen und sich dort vortheilhaft aufzustellen. Diese drang somit das nachkommende Fußvolk und Alles fing an zu rufen: Zurück! zurück! Dieses Wort verfehlte seine moralische Wirkung nicht. Die Unordnung fing an, theilte sich schnell mit und wurde allgemein, als die Krieger von Appenzell, Schwyz und Glaris sich wie Löwen auf sie stürzten und Alles vor sich niederwarfen, zerschmetterten und tief in die feindlichen Reihen eindringen, so daß der ganze Vortrab von der Hauptmacht getrennt wurde. Dieser wäre gänzlich aufgerieben worden, wenn die Anzahl der Angreifenden ihrem Muth gleich gewesen wäre. Von diesem Augenblicke an wird es schimpfliche Flucht für die Feinde; die Reiterei stürzt sich auf das Fußvolk, und dieses wirft die Waffen weg und zerstreut sich nach allen Seiten: Hügel und Thäler, Alles ist von Flüchtigen bedeckt. Die zwei Bürgermeister von St. Gallen wurden unter den Todten gefunden. Es wäre besser für sie gewesen mit Appenzell verbündet geblieben zu sein. Vier Banner, und 600 Harnische waren die Siegeszeichen dieses Tages. Nachdem die Sieger den Feind lange verfolgt hatten, kehrten sie wieder auf das Schlachtfeld zurück, und dankten Gott auf den Knieen für diesen ersten Sieg, den sie für ihre Freiheit fast ohne Verlust errungen hatten. Der Abt Kuno, der nicht an die Möglichkeit eines Mißlingens dachte, erschreckt

heftig bei dieser Nachricht, ward aber nur desto eifriger, eine zweite Ausrüstung vorzubereiten, die noch unglücklicher für ihn ausfiel.

Biographie

des Leonhard Thurneisen, im Thurm,

Sinaititter.

Derselbe wurde im Jahr 1531 zu Basel geboren. Sein Vater, ein Goldschmid, hielt ihn frühzeitig zur Goldschmiedekunst und Steinschneiderei an. In den Lehrjahren schon diente er dem Doktor Johann Huber in Basel, half ihm Kräuter sammeln, Arzneien bereiten, und las ihm aus den Schriften des Paracelsus vor. Dadurch bekam er Neigung zur Metallurgie, Naturgeschichte und Chymie. Schon im siebzehnten Jahre verheirathete er sich mit der Wittve Margaretha Müller. Durch jugendliche Unvorsichtigkeit stürzte er sich bald in verdrießliche Händel. Er wurde von Juden betrogen und gerieth in Schulden, und da er glaubte, Betrug durch Betrug bezahlen zu dürfen, so nahm er ein Stück Blei, überzog es mit Gold und versetzte es den Juden. Der Betrug wurde entdeckt, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Frau, über die er sich bitter beklagte, zu verlassen und zu fliehen. Sie erhielt in der Folge die Scheidung, und ihm entzog man das Bürgerrecht.

Er verließ Basel im Jahr 1548 und begab sich nach Straßburg; als ihm aber das Bürgerrecht daselbst versagt wurde, ging er nach Konstanz, erwarb sich durch Fleiß in seiner Kunst 500 Kronen, gerieth jedoch wegen langwieriger Krankheit wieder in Schulden. Nach seiner Genesung durchreiste er England und Frankreich. Bei seiner Rückkunft nach Deutschland wurde er Soldat, dann Bergknappe; endlich durchreiste er Rußland und kam wieder zurück nach Nürnberg, wo er ziemlich lange bei Hans Mastiger astronomische Instrumente verfertigte. Zu dieser Zeit hatten ihn seine großen Kenntnisse in Ruf gebracht, so daß ihm der Erzherzog Ferdinand die Direktion über die Eberswaldischen Bergwerke anvertraute. Dann dachte er wieder an's Heirathen und verheirathete sich mit Anna Huettlin, der Tochter des Goldschmids von Konstanz, bei welchem er früher gearbeitet hatte. Als die Hochzeit vollzogen war, ließ er sich mit ihr in Porenz, im Innthal, nieder, wo er Schmelzen auf eigene Rechnung anlegte. Dies war 1558. An diesem zurückgezogenen Orte wurde Thurneisen von

vielen Gelehrten und Standespersonen besucht. Er gesellte sich seinen Bruder Alexander bei und erhielt die Direktion der Bergwerke des Grafen von Hag. Es muß hier bemerkt werden, daß er alle diese Ämter mit eben so viel Klugheit als Rechtschaffenheit verwaltete. Aber bald sahe er sich durch den Brand seiner Werkstätten ruinirt. Er ging nach Schottland, Spanien und Portugal, wo er sein Brod durch Brunnensuchen mit Hülfe der Wünschelruthe verdiente. In Salamanka besuchte er Leute, welche die weiße Magie und die Kunst, Geister zu citiren und zu beschwören, lehrten. Von da ging er nach Arabien, Aegypten, Palästina, Griechenland und andere Länder, wo er überall Rabbiner, Gelehrte, Kabalisten, und Alle, die schwarze Kunst, die Arzneikunde und die Metallurgie u. s. w. trieben, aufsuchte. Er brachte eine Nacht in der Höhle Moiss auf dem Berge Sinai zu, und nachdem er die Prüfung im Kloster St. Catharina erstanden hatte, wurde er zum Sinairitter geschlagen. Er lernte auch Talismane, Amuletten und Zauberringe verfertigen, erlernte die Kenntniß der zwei und dreißig Wege der Wissenschaft und der neun und vierzig Thüren der Weisheit, und vervollkommnete sich in der Kunst, Metalle zu verwandeln; was er Besseres that, ist, daß er sich, wenigstens für seine Zeit, ausgebreitete Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft und in der Botanik sammelte. Bei seiner Zurückkunft in's Tyrol, im Jahr 1565, fand er seine Angelegenheiten in sehr schlechtem Zustande, erhielt aber beträchtliche Summen, um sie herzustellen. Im Jahr 1568 machte er sehr schöne Kuren in der kaiserlichen Armee, welche von einer sehr gefährlichen Halsbräune befallen war. Während seinen Seereisen hatte er ein Buch, Archidoga betitelt, in Versen herausgegeben, welches den Einfluß der Gestirne auf unsern Körper und Geist bewies; schrieb auch bald hernach seine Quintessenz, die von der intimen Verbindung der Medizin und der Alchimie handelte. In der Absicht, diese Bücher drucken zu lassen, ging er nach Nieder-Deutschland, wo er auch anatomische Holzstiche machen ließ, welche einen vermeintlichen, von ihm verfaßten, chemischen Prozeß begleiten sollten, durch welchen er den Zustand des Blutes der Kranken, sowie auch die Ursache und den Sitz des Uebels bestimmen wollte. Nach diesem kam er zum Bischof von Münster. Diese Stadt war damals, ihrer Druckereien wegen, sehr berühmt; er verließ aber den Bischof bald wieder und ging nach Frankfurt an der Oder, wo er sein großes hydrostatisches Werk herausgab, das ihn sehr berühmt machte.

Der Kaiser Maximilian verlieh ihm ein Privilegium für den Druck aller seiner Schriften. Der Churfürst von Brandenburg, ein großer Liebhaber

der Alchimie und der Mineralogie, wollte persönliche Bekanntschaft mit dem Sinairitter machen, und nahm ihn, als einen so ausgezeichneten Mann, der Gold in allen Bächen und Flüssen und selbst in in Fruchtkörnern zu finden vorgab, alle Vertlichkeiten Brandenburgs, welche kostbare Steine enthielten, kannte, und noch andere sehr schätzbare Wissenschaften besaß, in seine Dienste auf.

Thurneisen war ein schöner Mann, von angenehmem Umgang und einnehmender Beredsamkeit, und gewann leicht das Vertrauen des Herzogs. Da die Herzogin krank geworden war, wurde er zu Rathe gezogen, und gab, nach Prüfung ihres Gesichts und ihres Urins, eine genaue Beschreibung von der Krankheit, und die Kur, die er unternahm, war so glücklich, daß ihn der Herzog zu seinem Leibarzt mit einer beträchtlichen Besoldung ernannte. Von da an wurde er der Arzt aller ausgezeichneten Personen Deutschlands; bejahrte Schönen schrieben ihm, ihnen Schminke von seiner Composition zu senden, mit der Bitte, Niemand anders damit zu bedienen. Zu dieser Zeit beschäftigte Thurneisen zweihundert Arbeiter in seinen verschiedenen Werkstätten, und das war auch der höchste Punkt seines Glückes; denn er fing nun an, einen Luxus und eine Herrlichkeit zu zeigen, die seinen Gegnern vollen Stoff gegen ihn darbot. Er war mit mehreren gekrönten Häuptern in Korrespondenz, und von allen Seiten wurde er um ärztlichen Rath befragt. Wollte man von einer Krankheit genesen, die Auslegung eines Traumes haben, den Schleier der Zukunft oder die Nacht der Vergangenheit lüften, so wandte man sich an Thurneisen und bezahlte ihn reichlich. Man liest in einem seiner Werke, daß, da der König von Polen, Sigismund I., ihm ein Fläschchen von seinem Urin geschickt hatte, er nicht nur die Krankheit, sondern auch den Monat und den Tag des Todes dieses Fürsten voraussah, was auch wirklich so eintraf. Seine Druckerei war nicht weniger berühmt, und das Gold strömte, mit Hülfe seiner Schwarzkunst, von allen Seiten herbei. Er gab mehrere Werke heraus, wovon man noch einige in verschiedenen Bibliotheken antrifft. Er war auch der erste Stifter eines Naturalienkabinetts in Berlin.

Dieser glänzende Wohlstand dauerte mehrere Jahre; aber Thurneisen mißbrauchte ihn. Sane Schwelgerei und sein Luxus fingen an, seinen Kredit und sein Vermögen zu schmälern; gewisse Personen, die ihn betrogen, und der Tod einer zweiten Frau, im Jahr 1575, trugen viel dazu bei. Zum Unglück griffen nun auch mehrere deutsche Gelehrte seinen ärztlichen Ruf an, und forten gegen seine Talismane, seine Liebestränke und besonderen Mittel, so daß er bald als Quacksalber und Zauberer verrufen wurde. Er hielt so der Klugheit gemäß,

den Hof zu verlassen, ehe man die Augen über ihn öffnete; und nur auf wiederholte Bitten erhielt er seinen Abschied vom Churfürsten. Zwei Jahre vorher hatte Thurneisen einen Anfall von Schlagfluß und Zungenlähmung gehabt; seine Art sich selbst zu kuriren, bestand darin, daß er weiße Tauben zerhacken und destilliren ließ, womit er die leidenden Theile bestrich. Er aß gleichfalls auf verschiedene Weise zubereitete weiße Tauben, trank starke Weine, starkes Bier und Perleintinktur, wozu er lustige Gäste einlud.

Er hatte schon lange den Plan, wieder nach Basel zu gehen, um dort die verschiedenen Händel, welche ihn genöthigt hatten, es zu verlassen, beizulegen. Er kam daselbst im November 1579 an, und beschwichtigte den Prozeß mit den Juden, indem er sechzig Gulden Geldbuße bezahlte; es wurde ihm aber verboten, durch die Strafe seiner ersten und nun wieder verheiratheten Frau zu gehen. Sein Bürgerrecht wurde ihm übrigens wiedergegeben.

Während seiner Abwesenheit wurde er von dem Professor Joell an der Universität Greifswald, in einer kleinen Schrift über die übernatürlichen Krankheiten heftig angegriffen. Dieser behauptete, daß Thurneisen seine Wissenschaft einem, in einem kristallinen Gefäß eingesperrten, Dämon verdanke, und ein ausgemachter Betrüger und Quacksalber sei. Thurneisen antwortete seinem Gegner in einer, im Jahr 1581 zu Basel gedruckten Schrift, auf eine sehr beißend satyrische Weise. Dieser Federkrieg belustigte ganz Deutschland.

Als ihn der Churfürst zurückrief und Thurneisen sich wieder heirathen wollte, schlug ihm einer seiner dienssfertigen Freunde die Tochter eines Edelmanns, Maria Herbrott, vor; er hatte aber nicht Zeit, sie zu besuchen. Kaum in Berlin angelangt, erhielt er das Porträt der Schönen, welches ihn so begeisterte, daß er unverzüglich nach Basel zurückkehrte und seine Hochzeit, den 4. November 1580, mit außerordentlichem Pompe feierte. Zwei Tage nachher fiel ein schöner Smaragd aus dem Brautring seiner Frau und zerbrach. Thurneisen zog aus diesem Umfande allerlei abergläubische Schlüsse über die Treue seiner Maria, und klagte sie selbst der schändlichsten Unschweifungen an. Uneinigkeit und skandalöse Erenen waren die Folgen davon; er verreiste schnell mit seinem Sohne nach Berlin und ließ ihr seine zwei Töchter. Indessen betrübten ihn die Nachrichten, die er davor erhielt, so, daß er sie zu sich kommen ließ, wo es ihm gelang, sie zu entehrenden Geständnissen zu bewegen, worauf er sie ihrer Familie zurückschickte, welche ihn anklagte. Sie wurde von dem Consistorium in Basel für unschuldig erklärt, ihre Heirath bestätigt und Thurneisen gerichtlich eingeladen, sich in Basel bei seiner Frau niederzu-

lassen. Thurneisen, weit entfernt diesem obrigkeitlichen Befehl zu gehorchen, schimpfte entsetzlich darüber und schrieb selbst eine entehrende Schmähschrift über die Familie Herbrott.

Im Jahr 1584 benutzte er die Abwesenheit des Churfürsten, verließ heimlich Berlin und ging nach Italien. Die Lücken, die er in dem Schatze seines Beschützers, statt ihn zu vermehren, gemacht hatte, und wovon er keine Rechnung abzulegen im Stande war, wurden als die Ursache seiner Flucht angesehen.

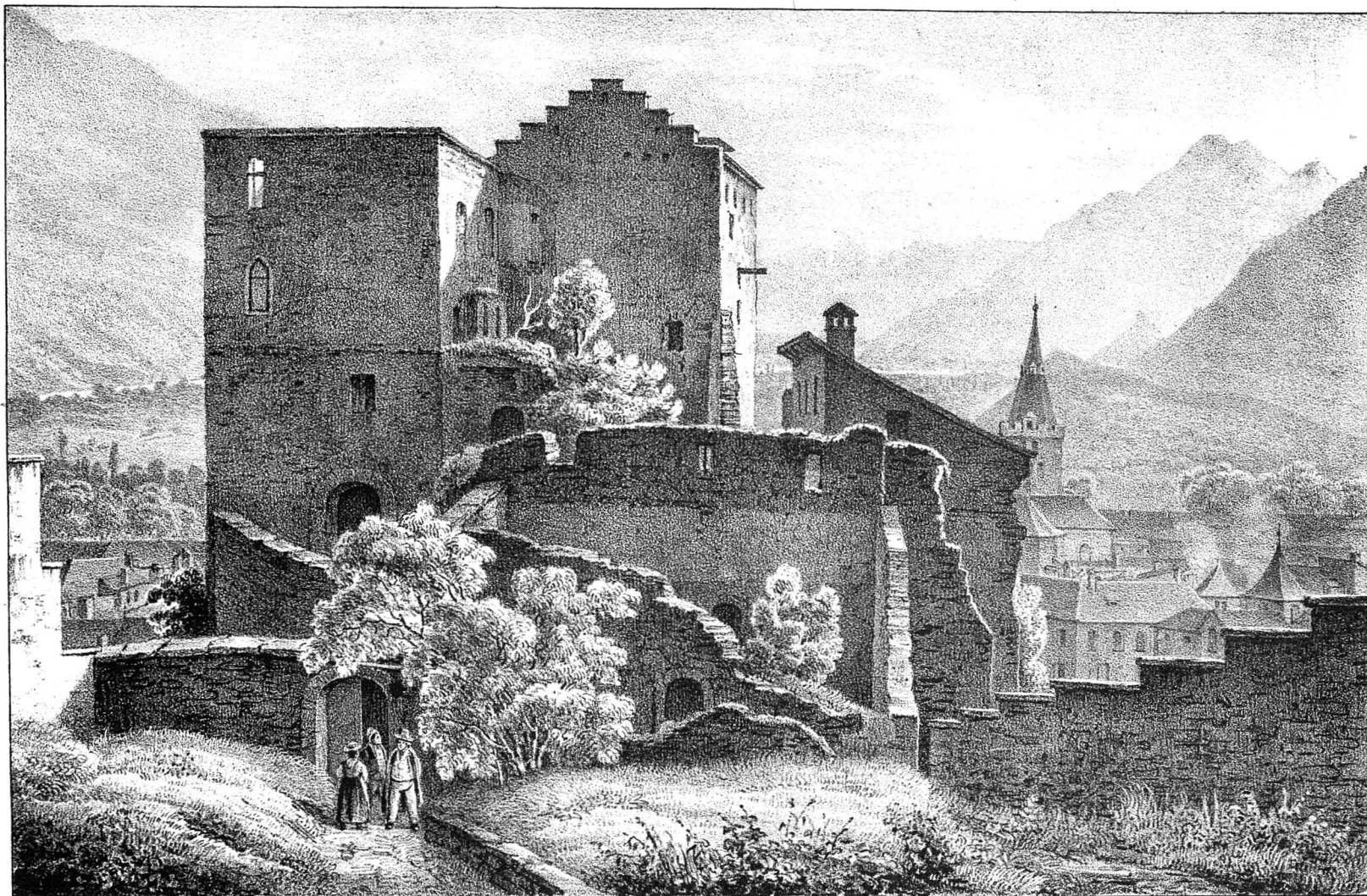
Von dieser Zeit an hüllt sich Thurneisen's Leben in's Dunkel; man weiß nur, daß er während seines Aufenthalts in Rom, in Gegenwart des Kardinals Ferdinand von Medicis und einer Menge Zuschauer, sein berühmtes Kunststück an einem eisernen Nagel machte, den er halb in Gold verwandelt aus dem Tiegel nahm. Der Nagel wurde lange in Florenz aufbewahrt und den Neugierigen gezeigt.

Thurneisen gab noch einige Werke heraus; unter andern eine Beschreibung des Altisholzer Bades bei Solothurn und einen sehr sonderbaren Kalender.

Dieser außerordentlich kühne Mann, dessen Leben so reich an Schicksalen war, schmachtete am Ende seines Lebens mehrere Jahre in Elend und Krankheit, bis er endlich im Jahr 1596, dem fünf und sechzigsten seines Lebens, zu Köln in einem Kloster starb.

Leonhard Thurneisen hatte während seiner Jugend zehn Sprachen gelernt, außer seiner Muttersprache, der lateinischen und griechischen, die er schon in seiner Jugend studirt hatte. Der Churfürst von Brandenburg verlieh ihm den Titel: im Thurm.





DAS SCHLOSS MAJORIA IN SITTEN.

Das Schloss Majoria bei Sitten.

Hinter Sitten (Sion), Hauptstadt des Kantons Wallis, steigen einige, von den weiten Ruinen der Schlösser Tourbillon, Valeria und Majoria bedeckte Hügel empor.

Das letzte dieser Schlösser war ehemals die Residenz der Bischöfe von Sitten, welche einen so großen Einfluß in den Zwistigkeiten der Schweiz ausübten.

Aus diesem Grunde sind die herrlichen Trümmer von Majoria (wovon eine Zeichnung dieses Blatt begleitet) so reich an geschichtlichen Denkwürdigkeiten.

Jost von Silinen, Bischof von Sitten im Jahr 1484, war als Priester, Soldat und Staatsmann gleich merkwürdig. Da er mit dem Grafen von Arona, im Mailändischen, Streit bekommen hatte, ging er an der Spitze eines durch Luzerner Hilfstruppen verstärkten Korps über den Simplon, fiel in die Thäler Antigoria und Veghiezza ein, und verheerte Alles mit Feuer und Schwerdt. Aber von 3,200 Italienern überrumpelt, wurde er so völlig geschlagen, daß 800 Walliser auf dem Platz blieben und er kaum mit dem Rest davon kam. Er starb im Exil. Georg Supersag hatte durch seine Talente und seine Reichtümer nicht weniger Ansehen, starb aber ebenfalls im Exil im Jahr 1529. (In einem künftigen Heft wird noch einmal von ihm die Rede sein.)

Doch machte sich keiner durch hohe Fähigkeiten, Intriguen und Ehrgeiz so berühmt als Matthias Schinner. Er war der Sohn eines armen Landmanns von Mühlbach im Oberwallis, und sang in seiner Jugend auf den Straßen, um einige Kreuzer zu verdienen. Ein achtungswürdiger Mann, der oft Gelegenheit hatte, ihn zu bemerken, glaubte in ihm den Keim ausgezeichneter Talente zu bemerken und nahm sich seiner an. Bald zeichnete er sich auch in Zürich und in Como durch seine Beredsamkeit und sein vortreffliches Gedächtniß aus. Als er eine Pfarrstelle in einem Walliserdorfe erhalten hatte, widmete er sich ganz den Studien. Er verwendete seine spärlichen Einkünfte auf Bücher, begnügte sich mit einer äußerst einfachen Nahrung, und der einfache Stubenboden war lange sein Bett. Sein oratorischer Vortrag machte bald großen Eindruck und der Bischof, welcher seine Talente zu schätzen wußte, verschaffte ihm eine bessere Stelle. Von da an stieg Schinner von Stufe zu Stufe, bis er endlich durch Mitwirkung mehrerer Umstände und mit Hilfe seines Oheims, des damaligen Bischofs zu Sitten, meh-

rere Aemter erhielt, welche ihn im Jahr 1500 selbst zu dieser Würde erhoben. Die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz mit Deutschland, Frankreich und Italien öffneten den Entwürfen und dem Ehrgeiz des Bischofs ein weites Feld. Er behandelte die schwierigsten Angelegenheiten mit Scharfblick und einer unglaublichen Gewandtheit. List, Biegsamkeit, von seiner hinreißenden Beredsamkeit unterstützt, waren die gewöhnlichen Mittel, die er anwandte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Seine Leidenschaft für Intriguen und sein unermüdlicher und ungestümer Ehrgeiz hatten oft schlimme Folgen für die Schweiz.



Cardinal Schinner.

Er war sein ganzes Leben hindurch der unversöhnliche Feind Frankreichs. Er war es, der mit Vollmachten, Geld und Indulgenzen vom Papst Julius versehen, die Schweizer überredete, mit dem letztern ein Bündniß zu schließen, um die Kirche zu beschützen. Auf seinen Rath gingen 8,000 Schweizer nach Italien, nachdem sie Schinner in Martinach gemustert hatte. Diese Expedition war nicht ehrenvoll für die Schweizer; denn sie nahmen Geld von Frankreich an, das sie bekämpfen sollten und kamen voll Grimm wider Schinner, der sich vor ihnen flüchten mußte, zurück, ohne etwas geleistet zu haben. Der schlaue Prälat nahm seinen Weg nach Rom, wo ihm der Papst zur Belohnung seiner Dienste den Kardinalshut verlieh. Aber Habsucht und politische Zwistigkeiten bewegten die Schweiz bald wieder, und

der listige Kardinal wußte diesen Umstand so klug zu benutzen, daß bald nachher eine zweite Armee Schweizer nach Italien ging. Doch Ungehorsam und Uneinigkeit machten, daß auch dieser, durch die empörendsten und unmenschlichsten Ausschweifungen bezeichnete Feldzug wieder mißlang. Nichts desto weniger sahe man kurz darauf eine frische Armee von 20,000 Schweizern nach Italien ziehen; sie wußten den Zorn des Papstes zu besänftigen, worauf dieser ihnen einen prächtigen Hut und einen goldenen Degen zum Geschenk machte. Diesmal wurden die Franzosen aus der ganzen Lombardei vertrieben, und 10,000 Leichname der Ihrigen bedeckten das Schlachtfeld von Novara.

Indessen drang eine neue, 40,000 Mann starke und von den besten Feldherren jener Zeit befehligte französische Armee in Italien ein, bei welcher sich der Kern der Ritterschaft, von vierzig Stück Kanonen begleitet, versammelte. Die immer unter sich uneinigen und unzufriedenen Schweizer zogen sich alsdann größtentheils in ihr Vaterland zurück. Da Matthias Schinner den Augenblick heranablen sah, wo ihn die Schweizer ganz verlassen würden, bot er alle Kräfte seines großen Genies auf, und es gelang ihm, sie in die schreckliche, für die Schweizer so unglückliche Schlacht von Marignano zurückzuführen. Der erbitterte Prälat fuhr nichts desto weniger in seinen Ränken, sie zu gewinnen, fort, und führte sie noch einmal gegen Frankreich; aber sein Einfluß war gefallen und er am Ziel seiner Macht. Georg Supersag kam von seinem langen Exil nach Sitten zurück und stürzte den Kardinal mit Hilfe seines Anhangs. Schinner wurde endlich verbannt. Umsonst nahm er seine Zuflucht zu den Wänden des Vatikans; er sah sein Vaterland nie wieder und starb zu Rom im Jahr 1522.

Die Matze zu Sitten.

Eine der sonderbarsten Volksthümlichkeiten bei den Wallisern war die Matze, wovon man gegen einen allgemein gehaltenen Bürger Gebrauch machte. Man nahm eine junge Birke sammt den Wurzeln aus dem Walde, schnitt eine Art von Maske in den Stamm, die man alsdann mit den Wurzeln des Baumes umflocht, so daß man die Matze wie unter ihren Haaren hervor als Zerrbild erblickte. Diese Figur wurde des Nachts an einen Baum gebunden, wo sie Jedermann sehen konnte. Sobald sich das Volk davor zusammengedrängt hatte, trat eines der Häupter des Complots an die Seite der Matze und antwortete auf die an sie gerichteten Fragen. Er erklärte zuerst, daß sie da sei, um sich über die herrschsüchtigen Männer zu beklagen, welche die

Rechte des Volks zu verletzen oder zu unterdrücken suchten und nannte diese endlich mit Namen. Dann verbeugte sich die Matze tief und jeder der Anwesenden schlug ihr als Zeichen der Beistimmung einen Nagel in den Kopf. Wenn der Racheplan die Mehrheit der Stimmen erhielt, so wurde der Tag festgesetzt, an welchem er ausgeführt werden sollte und alle Dörfer davon benachrichtigt. An dem bezeichneten Tage wurde die Matze, umgeben von der Menge der Rächenden, von dem Matzeträger vor das bezeichnete Haus getragen, und wenn der Verhaftete nicht entflohen war, so wurde er mit der Matze todt geschlagen, sein Haus aber unfehlbar der Plünderung übergeben. Das nannte man: „Femanden die Matze bringen.“ Bischof von Aarou und mehrere Bischöfe erfuhren ihre schreckliche Wirkung, und unter Andern auch der Kardinal Schinner, welcher sich flüchtete und alle seine im Kanton Wallis liegenden Güter verlor.



Die Matze.

Die Mordnacht zu Zürich.

Rudolf Brun hatte endlich durch seine geheimen Umtriebe und seine Unternehmungen das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Er war das Oberhaupt des Staats und hatte mehr Gewalt als irgend ein Bürgermeister vor ihm. Aber er wurde von Vielen äußerst gehaßt als ein Mann, der Väter, Söhne, Brüder, Freunde, Mitbürger und Nachkommen alter Vorsteher der Stadt vom Vaterland vertrieben, — und verabscheut, weil er aus Niederträchtigkeit und um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Würden dem Volk gegeben, für sich selbst aber tyrannische Macht vorbehalten hatte. Indessen stand Brun in der Stadt Zürich im größten Ansehen, das er durch seine Verwaltung und den Flor, den die neue Regierung seiner Führung verdankte, zu rechtfertigen wußte. Aber dieser Umstand, weit entfernt die Verbannten mit einem Manne auszusöhnen, der zwar ihre Rechte



DIE MORDNACHT IN ZURICH

verlezt, dem Staate selbst aber und dem gemeinen Wohl förderlich war, brachte sie endlich, im vierzehnten Jahre der Amtsführung Bruns, zu dem entscheidenden Entschluß sich zu rächen. Der Mordanschlag wurde gemacht und verabredet; in einer einzigen Nacht sollte der Bürgermeister, die neue Regierung und die von beiden gegebene und eingeführte Verfassung gestürzt werden.

Brun seinerseits ließ die Verbannten, deren Gesinnung er kannte, beobachten, konnte aber selbst durch seinen treuen Kundschafter in Rapperswyl, wohin die meisten sich geflüchtet hatten, nichts Genaueres erfahren, als daß sie einen Anschlag im Schilde führten. Sie hatten in der That nicht nur den Grafen Hans von Habsburg-Rapperswyl mit noch mehreren andern Edelleuten zum thätigen Antheil an dem Mordanschlag beredet, sondern auch in der Stadt Zürich selbst einen großen Anhang gewonnen, so daß die Zahl der Verschwornen bis auf 700 stieg. Nun wurde die Nacht vom 24. zum 25. Hornung 1350 zur Ausführung festgesetzt.

Am Abend des 24. Hornungs kamen Ulrich von Bonstetten, Freiherr von Mazingen und der Graf von Habsburg mit ihrem Gefolge unter verschiedenen Vorwänden in die Stadt; der Freiherr Beringer von Hohen-Landenberg wurde mit vielen andern Gehülfen an Seilen über die Stadtmauer eingelassen, und die Verbannten selbst hatten sich alle in der Dunkelheit in die Stadt geschlichen. Die Schaaren des Grafen von Habsburg sollten um Mitternacht von dem bestochenen Wächter, und anderes, zu Wasser kommendes Kriegsvolk, von den Verschwornen durch's Hafenthor eingelassen werden. So war denn Alles bereit, den großen Schlag auszuführen. Alles schlief in der Stadt, nur das Auge der Vorsehung wachte! —

Die Häupter der Verschwornen versammelten sich bei einem gleichgesinnten Wirth, wo beschlossen wurde, daß sie um 1 Uhr aufbrechen, den Bürgermeister und seinen ganzen Anhang niedermachen und so das Volk seiner Anführer berauben wollten. Das Lösungswort, um sich in der finstern Nacht zu erkennen, war: „Petermann.“ Aber siehe, da war ein Bäckerjunge, Namens Eckenwieser, des Abends in einem Winkel der Stube eingeschlafen, und hörte nun, vom Geräusche der Kommenden geweckt, mit Schauder alle die fürchterlichen Dinge, die geschehen sollten. Er geht still hinaus, eilt zu seinem Meister und entdeckt ihm Alles, was er gehört. Dieser läuft augenblicklich mit den entsetzlichen Nachrichten zum Bürgermeister. Brun legt in aller Eile den Harnisch über das Hemd an und geht, von seinem treuen Diener begleitet, dem Rathhaus zu; den Bäcker sendet er an die Sturmglocke und seine Frau und Kinder wecken die Nachbarn. Schon

liefen mehrere Verschworne dem Hause des Bürgermeisters zu und begegneten ihm mit seinem Diener. Dieser geht voran, um seinen Herrn zu decken und wird, der Lösung unkundig, erschlagen. Brun rief: „Petermann“ und entkam, indem er sich in das nahe gelegene Rathhaus warf und den großen Riegel vorschob. Von da aus rief er und die Sturmglocke mit ihm die Bürger aus dem Schlafe.

Schon früher war ein großer Theil der Bürger der kleinern Stadt unter die Waffen getreten. Der Graf von Toggenburg befand sich nämlich als Mitverschworner in dem Hause eines um die Sache wissenden Bürgers, und wollte, da es ihm gegen Mitternacht bang um's Herz wurde, im Freien Luft schöpfen. Ein Schiffer fuhr ihn mit seinem Diener und dem Bürger auf der Limmat aus der Stadt; da sie aber von ihrem Vorhaben sprachen und der Schiffer vernahm, wovon es sich handle und daß er nach der Fahrt zu ewigem Stillschweigen gebracht werden sollte, gab er am Ausflusse der Limmat dem Schiff einen Stoß, daß es umschlug. Die drei Geharnischten sanken bald unter, und er, als geübter Schwimmer begab sich in die kleine Stadt, wo er die Bürger weckte und sie von ihrer Lage unterrichtete. Alles trat unter die Waffen und in diesem Augenblick wurde die Sturmglocke und des Bürgermeisters Ruf vernommen. Nun wurde der Lärm allgemein; Alles eilte dem Rathhause zu. Die Metzger waren die ersten, dann die Bürger der kleinen Stadt, dann die Chorherren, welche gerade die Frühmesse sangen und sich sogleich bewaffnet vor dem Rathhause einfanden. Die Glocke stürmte fort; immer neue Bürgerschaaren rückten an, die größtentheils in der Eile den Harnisch über das Hemd angelegt hatten. Zuerst wurde der anstoßende Platz von Feinden geräumt, die aber bald mit dem Gewalthaufen der Verschwornen, der Brun auch in seinem Hause gesucht hatte, zurückkamen. Nun erhob sich ein fürchterlicher Kampf. Entlammt von Wuth über den verrätherischen Anfall stürzten sich die Bürger und besonders die Metzger mit ihren Schlachtmessern auf die Feinde; diese von Rache und Verzweiflung angefeuert, kämpften auf's Heußerste, denn ihr Stand war hart. Vorn wütheten die Schwerter und Lanzen erbitterter Bürger und von oben lichtete ein Hagel von Steinen, Köpfen und Bruchstücken von zertrümmerten Defen ihre Reihen. Auf allen Seiten bedrängt zogen sie sich rückwärts auf den Markt, hielten da noch eine Zeit lang, bis endlich Furcht und Schrecken über die vereitelte Hoffnung, die habsburgischen Schaaren zu ihrer Hülfe ankommen zu sehen, sich Aller bemächtigte und heimlicher Rückzug sich in allgemeine Flucht verwandelte. Von den der Stadt kundigen entkamen Viele über die Mauern, Viele aber wurden

in den Gassen niedergestoßen oder gefangen. Die Herren von Mädingen und Hohen-Landenberg befanden sich unter den Todten nebst fünf ehemahligen Rathsherren. Der Graf von Habsburg und der Freiherr von Bonstetten wurden auf ihrer Flucht im Stadtgraben gefangen und in den Wellenberg, einem festen Thurm in der Limmat, gebracht, wo sie zwei und ein halbes Jahr saßen. Die ganze Nacht und der folgende Tag wurde mit Aufsuchen der Feinde in den Häusern und Schlupfwinkeln der Stadt zugebracht. Unter den Gefangenen wurden 19 zum Tode, 18 andere zum Schwert verdammt und das Urtheil vor dem eignen Hause eines jeden vollzogen. Dies waren die nächsten Folgen der Mordnacht zu Zürich.

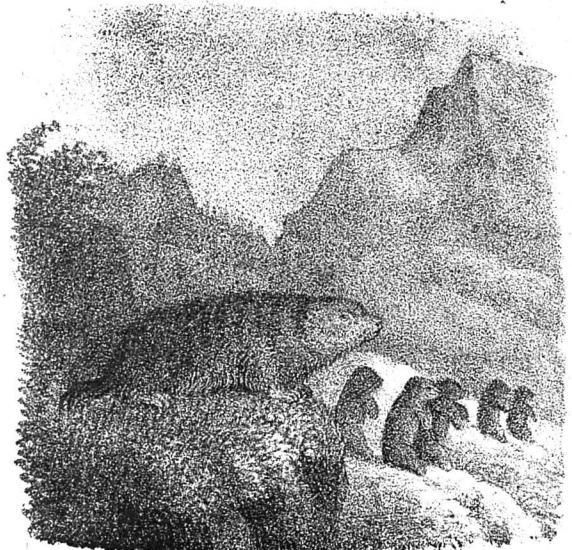
Das Marmelthier.

Das Marmelthier bewohnt nur die höchsten und unbefestigten Theile der Alpen. Es wählt sich vorzüglich kleine enge Thälchen, zwischen steilen Gebirgen und Felsstücken und zieht immer die Seite vor, die am meisten der Sonne ausgesetzt ist. Es ist von der Größe eines Hasen, unterseht, hat kurze Hinterbeine und nährt sich von Wurzeln und Kräutern. Jung gefangen läßt es sich leicht zähmen und ist dann sehr gelehrig. Seine größten Feinde sind die Hunde, und obschon es sonst sehr friedsam ist, so greift es doch diese mit Wuth an und bringt ihnen mit seinen langen Vorderzähnen grausame Wunden bei.

Die Marmelthiere leben in Gesellschaft. Ihre Wohnungen bestehen in 8 bis 20 Fuß langen Höhlen, die sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit und Kunst graben. Sie haben Sommer- und Winterwohnungen; diese letztern sind mit einer großen Menge Heu bestreut, auf das sich die Marmelthiere im Winter dicht neben einander legen. Hier bleiben sie vom Weinmonat bis Ende März ganz erstarrt, kalt wie Eis und geben nicht das geringste Zeichen von Leben; sobald sie aber Wärme fühlen, erwachen sie in kurzer Zeit. Diejenigen, die man in den Häusern aufbewahrt, entschlafen nicht. Der Eingang ihrer Winterwohnungen ist während ihres Schlafes so genau mit Steinen, Moos und Erde vermacht, daß gar keine Luft hinzu kann.

In der Morgendämmerung kommen die alten Marmelthiere aus ihren Löchern und treiben bald nachher auch ihre Jungen zum Weiden hinaus. Oft setzen sie sich auf ihre Hinterfüße und bleiben einen großen Theil des Tages in dieser Stellung an der Sonne, welches ihnen sehr zu behagen scheint. Ueberhaupt lieben die Marmelthiere die Wärme und Reinlichkeit. Ehe sie an ihre Arbeit gehen, setzen sie sich alle auf ihre Hinterfüße in einen Kreis

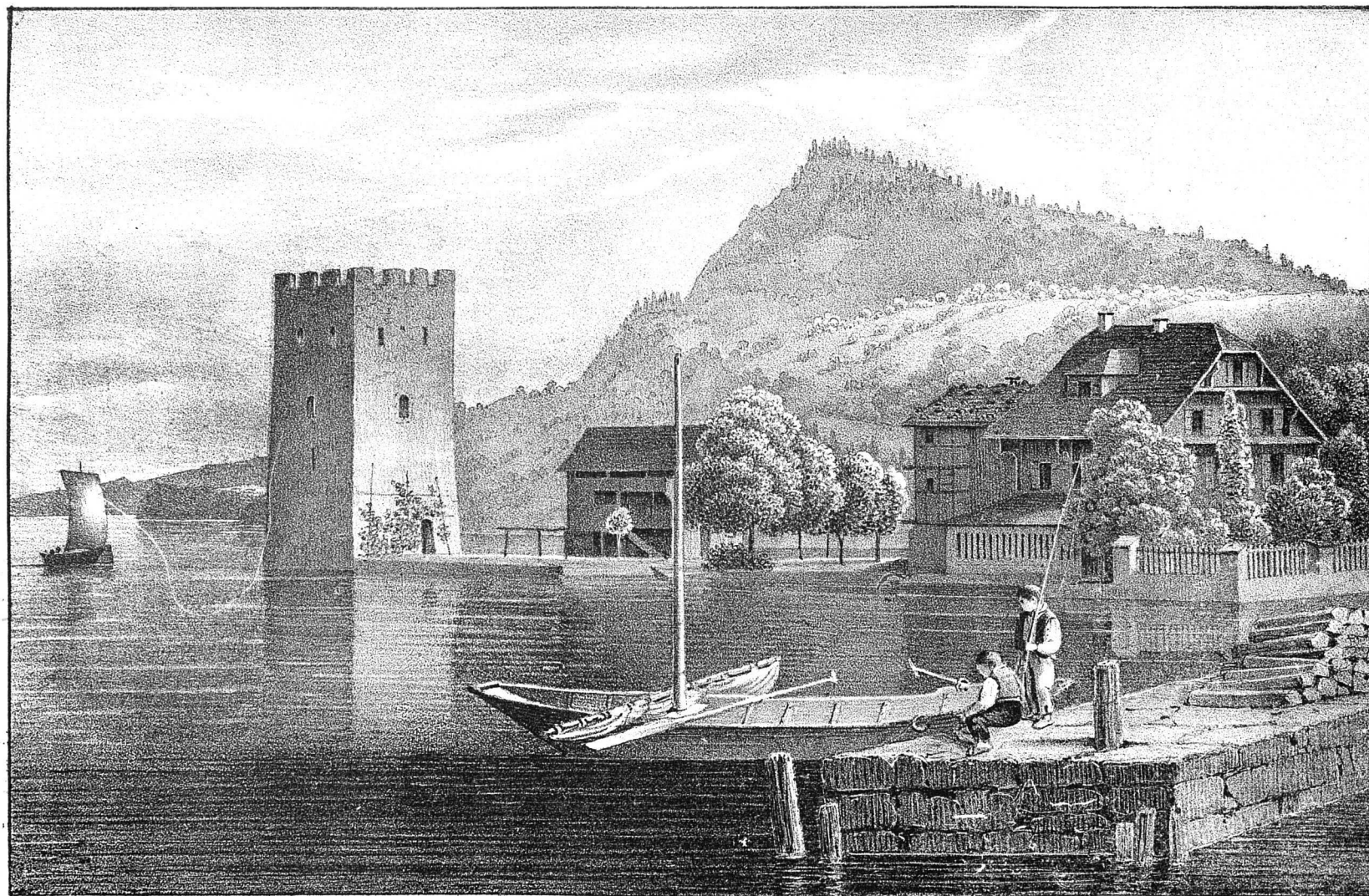
und sehen nach allen Seiten umher; sobald eines etwas Verdächtiges entdeckt, benachrichtigt es mit einem sehr scharfen Zischen die Gesellschaft davon, eines nach dem andern antwortet und dann fliehen sie ohne ihr Geschrei zu wiederholen. Uebrigens steht immer eines als Wache auf einem emporragenden Felsstück. Auch hat dieses Thier ein sehr scharfes Gesicht, so daß es immer sehr schwer ist, ihm nahe zu kommen; ein Jäger muß alle mögliche List und Vorsicht anwenden, um ihnen bis auf Schußweite beizukommen. Das Fleisch des Marmelthieres wird gegessen, hat aber einen wilden Geschmack. Ihr Fell und Fett werden auch benutzt.



Das Marmelthier.

Stanzstad.

Stanzstad ist ein kleines Dörfchen, das im Hintergrunde einer Bucht des Luzernersees liegt, und 3 Viertelstunden von Stanz entfernt ist. Es hat eine der herrlichsten Lagen an den Ufern dieses Sees, so reich an einer eigenen Art von Schönheit, die kein anderer See der Schweiz darbietet. Die Natur entfaltet sich da wild und erhaben zugleich. Vor sich ist die Aussicht durch den stolzen Rigi begrenzt, dessen steile Flanken sich majestätisch in den See tauchen. Am äußersten Ende der Bucht von Rüschnacht sieht man den, durch schöne Dörfer und reiche Hügel von Luzern getrennten Flecken gleichen Namens. Etwas näher und im Hintergrunde einer andern Bucht liegt das anmuthige Dorf Kirstien, Hergiswyl gegenüber, bei welchem letzterem sich die kalten Grotten befinden, in welchen man im Sommer Milch und Fleisch mehrere Wochen lang aufbewahren kann. Diese schöne Landschaft ist auf einer Seite vom Pilatus und auf der andern vom Burgenberg eingeschlossen; dieser letztere ist angebaut



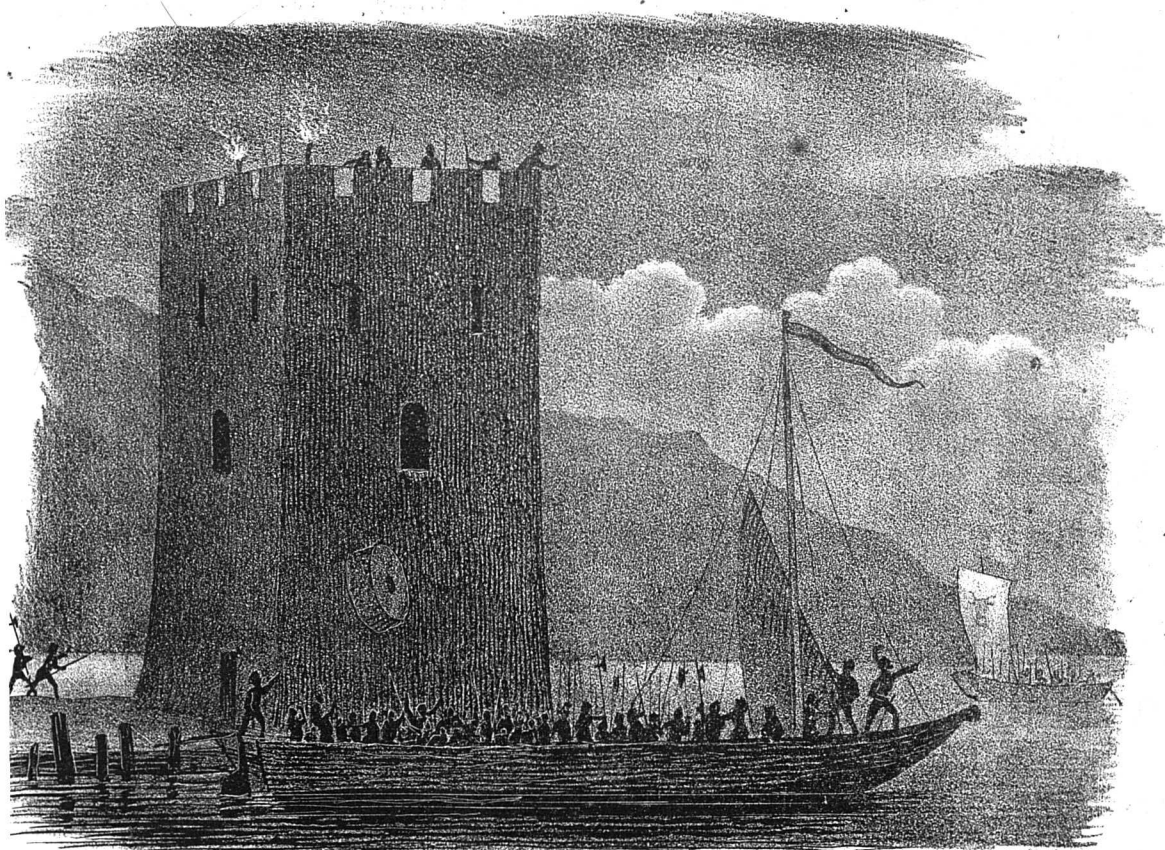
STANTZ STAD.

und bewohnt bis auf seinen Scheitel. Er erinnert uns an einen Zug der Treue und Redlichkeit der alten Schweizer.

Im Jahr 1340 erhob sich ein Streit zwischen dem Kanton Unterwalden und der Stadt Luzern über gewisse Eigenthumsrechte, die letztere Stadt über den Bürglenberg zu haben glaubte und es kam zu Zerfall und Bitterkeit. In demselben Jahr wurde die schreckliche Feuersbrunst, welche einen großen Theil der Stadt Luzern in Asche legte, von den Bergbewohnern Unterwaldens gesehen. Diese, da sie ihre Verbündeten im Unglück sahen, dachten an Nichts als ihnen zu helfen; sie eilten auch wirklich auf mehreren Schiffen heran. Aber die Luzerner zauderten, ob sie dieselben an's Land steigen lassen wollten, und fragten, in welcher Absicht sie kämen. Tief angegriffen durch dieses Mißtrauen antworteten ihnen die Unterwaldner mit dem Ausdruck der Aufrichtigkeit und Thränen in den Augen: „Liebe Verbündete! Euer Unglück ist das Unsrige; wir sind hier für Euch; wir wollen mit Gefahr unsers Lebens Eure Weiber, Eure Kinder, Eure Habe, Alles, was Euch theuer ist, retten!“ Nun wurden sie als Brüder aufgenommen und behandelt und bald nachher legten sie ihre Streitigkeiten gütlich bei.

Das Dorf Stanzstad verlängert sich auf der See-

seite durch eine Landzunge, an deren Ende sich ein großer, viereckiger Thurm befindet, welcher aus den schwarzen Fluthen des Sees aufzutauhen scheint. Er wurde im Jahr 1308 gebaut und dazu bestimmt, während den durch den Tod des Kaiser Albrechts herbeigeführten Unruhen als Wachtthurm zu dienen. Diese Vorsicht war nicht unnütz. Im Jahr 1314 ging ein großes Schiff, die Gans genannt, bei Nacht von dem unter österreichischer Herrschaft stehenden Luzern ab, und glaubte den Fuß des Thurmes un- gesehen erreicht zu haben; aber die Wächter waren auf ihrem Posten. Sie warfen einen für eine Handmühle bestimmten Stein, der auf der Brustwehr lag, in das feindliche Schiff, welches eine schreckliche Verheerung darin anrichtete. Unsere Nach- helden, nicht sehr guter Laune über diesen Empfang, thaten indessen ihr Möglichstes, um ihr Schiff über dem Wasser zu erhalten, aber die angezündeten Fackeln der Gefahr riefen schnell zur Bewaffnung und schon strömten Krieger von allen Seiten herbei, als zu derselben Zeit und durch Zufall ein großes Schiff, der Fuchs genannt, von Uri ankam, um den Markt zu Stanz mit Lebensmitteln zu versehen. Plötzlich beginnt nun ein wüthender Kampf, der mit der gänzlichen Niederlage der Feinde endet, wovon auch nicht Einer entkam.



Traurige Andenken geben Stanzstad und seiner Umgegend eine neue Berühmtheit. Hier drangen die Franzosen den 9. September 1798 in den Distrikt Nidwalden ein, und da die Nidwaldner sich keine andere Regierungsform aufdringen lassen wollten, schlugen sie vier Tage lang die Angriffe von 15,000 Franzosen unter dem General Schauenburg muthvoll zurück. Aber unsere Tapfern, nur 2,000 an der Zahl, von jedem Alter und Geschlecht, konnten nicht überall mit hinlänglicher Macht widerstehen; ihre Stellung wurde nach einer verzweifeltsten Gegenwehr umgangen.

Den Siegern blieb der Ruhm, 200 Weiber und 25 Kinder getödtet, und den Rest der Bevölkerung an den Bettelstab gebracht zu haben; denn man ließ ihnen keine Hütte, Alles wurde in Asche gelegt und Stanzstad hatte dasselbe Loos; Stanz wurde zwar verheert, aber nicht eingeäschert.

Strättlingen.

Reisender-Fremdling! bereue es nicht, eine Stunde von Thun vierhundert Schritte von der Straße, die in das Simmenthal führt, abzulenken, und am Fuß eines alten Thurmes das herrliche Gemälde, das sich vor dir entfaltet, zu betrachten. Zu deinen Füßen siehst du den Thunersee, in dessen dunkelblauen Fluthen sich das gegenüberliegende Ufer in herrlicher Abwechslung spiegelt. Dörfer und Landhäuser wechseln mit Nebel, hellgrünen Wiesen, überhaupt der üppigsten Vegetation und dem angenehmsten und mannigfaltigsten Farbenspiel ab.

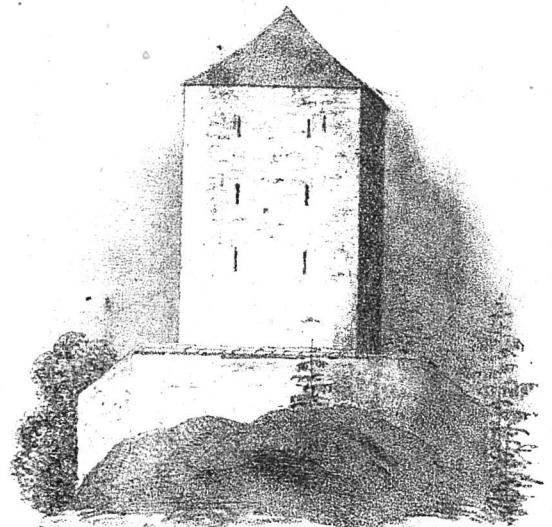
Eine Menge von Nachen, deren reinliche Segel sich in der Sonne schmücken, durchkreuzen die blaue und ruhige Fluth in allen Richtungen. Siehst du dort oben den schwarzen Punkt, welcher sich mit Schnelligkeit nähert? Es ist das junge Dampfboot „Die schöne Aussicht.“ Das Gemälde endet auf der einen Seite mit den majestätischen Bergen des Oberlandes, auf der andern mit der Stadt Thun und ihren fruchtbaren und malerischen Umgebungen. Es scheint, daß diese Gegend schon in älteren Zeiten Bewunderer fand, denn man nannte sie schon damals Aufenthalt des Glücks und der Freude und die am Ufer des Sees gelegene kleine Kirche „das Paradis.“ In einiger Entfernung liegt das alte Schloß Spiez, das man, so lange es die Residenz der Strättlinger war, den goldenen Hof nannte.

Die Reste von Strättlingen, des eigentlichen Gegenstandes unserer Beschreibung, liegen auf dem äußersten Ende eines verlängerten, 180 Fuß über dem See erhabenen und zwischen dem majestätischen Niesen und dem Ausflusse der Rander gelegenen Hü-

gels. Der massive, viereckigte Thurm bietet nichts Merkwürdiges dar und Niemand würde ahnen, daß er ehemals Könige und Troubadouren beherbergt habe. Er ist 90 Fuß hoch; seine Mauern haben unten eine Dicke von 18 Fuß; auch ist er von einer starken Ringmauer, sowie von den Ueberresten eines Grabens umgeben.

Rudolf von Strättlingen gründete, nach Einigen, im Jahr 888 das Königreich Klein-Burgund, wovon er der erste König ward. Seine Staaten erstreckten sich über die zwischen den Alpen und dem Jura gelegenen Länder und einen Theil der Franche-Comté bis an die Saone. Aber obwohl das Haus Strättlingen im Mittelalter sehr berühmt, und die Wiege einer Reihe von edlen Rittern und Königen war, so ist es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß der erste König Kleinburgunds aus diesem Hause entsprossen sei und glaubwürdiger scheint es zu sein, daß diese Freiherrschafft einen Theil seines Reichs ausmachte, wovon er den Namen in seinen Titel aufnahm.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der von diesem Hause noch stehende Thurm nur ein geringer Theil der ehemaligen Feste ist, welche mehrere Male und unter andern im Jahr 1383 durch die Berner zerstört wurde, die sie in einem Streit mit dem Grafen von Kyburg einnahmen und verwüsteten.



Es ist wohl nichts Besonderes, daß eine so schöne und merkwürdige Gegend ihre Legenden und ihre Chronik hat; diese letztere trägt von der kleinen Kirche und dem am Ufer des Sees gelegenen Dorfe den Namen: „Chronik von Einigen.“ Sie erzählt uns den Anfang des Strättlingischen Hauses auf folgende Weise:

Zur Zeit als Kaiser Hadrian die Christen verfolgte, sah ein von einer patrizischen Römerfamilie abstammender Fürst zwischen dem Geweihe eines

Hirsches, den er verfolgte, ein Kreuz, was ihn bewog, sich durch die Taufe dem Christenthum weihen zu lassen und den Namen Theodorich anzunehmen. Aber als Christ verfolgt floh er an den burgundischen Hof, wo er gut aufgenommen wurde. Bald nachher brach zwischen dem Herzog, seinem Beschützer, und dem König der Franken Krieg aus. Als die beiden Heere, gleich an Stärke und zum Kampf bereit, einander gegenüber standen, beschloßen die beiden Fürsten, ihren Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Herzog von Burgund wählte Theodorich zum Verfechter seiner Sache, der sich am bestimmten Tage auf den Wahlplatz begab und seinen Gegner erwartete. Aber es scheint, daß dieser lange verzog, denn Theodorich fiel in einen tiefen Schlaf. Als er endlich ankam, war er nicht wenig erstaunt, seinen Gegner in einem so entscheidenden Augenblick ruhig schlafen zu sehen. Sein Erstaunen artete in panischen Schrecken aus, als er an der Seite seines Gegners den Erzengel Michael mit bloßem Schwert erblickte, und er erklärte sich überwunden ohne Kampf. Der Herzog belohnte seinen Vertheidiger reichlich, indem er ihm seine Tochter Demuth zur Frau gab und ihm große Besitzungen in Klein-Burgund und an den Ufern des Wendessees (Thunersees), das Hübschland genannt, zum Geschenk machte. Theodorich ließ in dem „Aufenthalt des Glücks und der Freude“ ein Schloß bauen und nannte es Strättlingen.

Der h. Michael blieb immer der Beschützer der Nachkommenschaft dieser Tapfern, wovon einer, Namens Kaspar, wegen seiner Gerechtigkeitsliebe sehr berühmt war; denn aus Furcht, sie zu vernachlässigen, hatte er immer, wenn er ausging, mehrere Stricke an seinem Gürtel hängen, um den ersten Bösewicht, dem er begegnen sollte, sogleich an den nächsten, besten Baum aufhängen zu können. Auf einem dieser löblichen Spaziergänge sahe er den h. Michael, der ihm befahl, den ersten Menschen, dem er begegnen würde, aufzuhängen. Dieser Mensch war sein Verwahrer, der ihm, während er den einfachen Galgen zurüstete, gestand, daß er ihn besohlen und die Absicht gehabt habe, ihn noch denselben Tag zu ermorden.

Der Vater dieses Kaspars ließ aus Dankbarkeit, von einem bösen Geist befreit worden zu sein, eine Kapelle in seinem Schloß bauen, welche das erste christliche Gebäude in der Gegend war.

Der Nachfolger Kaspars war Werner, ein guter und wohlthätiger Mann. Da an einem harten Wintertage ein Pilger halb erfroren bei ihm ankam, gab er ihm seinen Mantel. Nachher machte Werner eine Pilgerreise nach Italien, wo er ein Stück von dem Mantel des h. Michaels erhielt, aber auch 4 Jahre

dasselbst in Gefangenschaft zurückgehalten wurde, bis eines Tages derselbe Pilger, dem er seinen Mantel gegeben hatte, zu ihm kam und sagte, daß er vom h. Michael gesandt sei, um ihm zu sagen, daß seine Frau sich an demselben Tage wieder verheirathe und er ihn nun sogleich nach Strättlingen zurückführen werde. Dieses geschah, aber mit einer solchen Schnelligkeit, daß der Chroniker mit allem Recht glaubte, der Pilger könne nur der Teufel in Person gewesen sein. Dem sei wie ihm wolle, Werner kam, als Minnesänger verkleidet, zu dem Hochzeitmahl seiner Frau, wo er sich durch die Hälfte eines Ringes, den sie vor der Trennung getheilt hatten, wieder zu erkennen gab.

Arnold, Nachfolger Werners, ließ eine Kirche an den Ort hinbauen, den man das Paradies nannte, und weihte sie, des Teufels Widersprüchen ungeachtet, dem h. Michael. Eine himmlische Stimme rief: „Hier ist ein so großer Schatz, daß keine Macht der Erde den Werth davon bezahlen kann!“ Der Bischof von Lausanne war gekommen, um die neue Kirche einzuwählen; aber der h. Michael kam selbst und sagte, daß er diesmal die Einweihung in Person übernehme. Die dienenden Priester dieser Kirche erhielten große Privilegien, unter andern auch diese, daß sie ausschließlich auf dem See fischen, Jagdhunde und Tauben halten durften. Eine große Strecke Landes zwischen dem See und den Bergen wurde zum Unterhalt der Kirche und ihrer Diener bestimmt und alle früheren Besitzer auf diesem Landstrich wurden Lebensleute der Paradieskirche und mußten jährlich zwei gute Hennen Abgabe bezahlen.

Arnold, der Sohn des Vorigen, begab sich nach Rom zum Papst Sylvester I., welcher, da er alle die Wunder hörte, die in der Paradieskirche geschahen, nicht nur alles bisher Geschehene bestätigte, sondern auch den Priestern neue Privilegien und Freiheiten zugestand. Nach der Chronik soll alles Dieß im Jahr 315 geschehen sein; aber dann macht der Chroniker einen Sprung über 618 Jahre hinaus und fällt auf das Jahr 933, wo Rudolf II., König von Klein-Burgund, Herr von Strättlingen war, und Bertha, deren Grab zu Petterlingen ist, zum Weibe hatte. Rudolf hatte einen Traum, den ihm ein Mönch auslegte, und diese Auslegung bewog ihn, noch zwölf Kirchen in derselben Gegend, wo bis jetzt nur die Paradieskirche war, bauen zu lassen, nämlich zu Frutigen, Leisingen, Aeschi, Wimmis, Uttigen, Thierachern, Scherzlingen, Thun, Hilterfingen, Sigriswyl, Amsoldingen und Spiez. Stolz und Habsucht bemächtigten sich endlich der Seele Rudolfs, so daß er anfang, die Kirchengüter zu schmälern. Als er auf dem Todtenbette lag, stritt der Teufel mit dem h. Michael, Raphael und Gabriel um seine

Seele. Eine Wage sollte zwischen den Sünden und den guten Werken des Königs entscheiden; da aber die guten Werke zu leicht waren, drückte Michael mit dem Finger auf die Wagschaale. Der Teufel, der dieses bemerkte, hing sich nun ganz an die andere und ließ sie nicht eher los, bis ihn Michael mit seinem Schwerdt bedrohte. Dieser glücklichen Dazwischenkunft verdankte der König seine Errettung.

Die Paradieskirche stand in sehr großem Ruf; Pilger aus allen Ländern strömten herbei und trugen ihr Reichthümer zu. Aber die Unterthanen von Strättlingen wurden stolz darauf, verschlimmerten sich, statt sich zu bessern und empörten sich endlich gar gegen ihren Herrn (1223). Es entstand ein langer Krieg, in welchem dieses schöne Land, das Schloß Strättlingen und die Paradieskirche zerstört wurden. Das Volk wurde indessen gezwungen, die Kirche wieder aufzubauen; da sie aber, sei es aus Geiz oder aus Bosheit, dieselbe kleiner aufgeführt hatten, als sie früher war, so wurden sie dafür bestraft; die Einen bekamen Kröpfe, die Andern Höcker und ein großer Theil wurde durch Pest und Hunger dahingerafft.

Während dieser Zeit kamen die zwölf von Rudolf erbauten Kirchen in eben dem Grade empor, als die Paradieskirche ihr altes Ansehen verlor. Diese blieb endlich, ungeachtet der Anstrengungen, die Päpste, Bischöfe und die Herren von Strättlingen machten, um sie wieder empor zu bringen, ganz leer. Ihre Reichthümer verschwanden nach und nach, und ihre kostbaren Reliquien, worunter ein Rad von dem Wagen eines Propheten, ein Stück von dem Mantel des h. Michaels und sieben und sechzig Haare von der Jungfrau Maria, gingen gänzlich verloren. Sie wurde selbst ihres Namens beraubt, denn zu dieser Zeit (1300 — 1350) nannte man sie schon „Einigen,“ d. h. Einsamkeit; und dieser Name ist ihr geblieben bis auf diesen Tag.

Walther, der letzte der Strättlinger, der diese Herrschaft besaß, beschloß, die Paradieskirche wieder herzustellen. Er ging deswegen nach Rom, wo ihm der Papst Innocenz VI. Indulgenzen versprach; andere neue Schenkungen fanden statt und der Bischof von Lausanne bot alle seine Beredsamkeit auf, um diesen Zweck zu erreichen, aber umsonst. Der h. Michael wollte durchaus keine Wunder mehr thun, und seine Kirche blieb leer.

Die Herren von Strättlingen, die ihre Reichthümer und ihre Macht verloren hatten, zogen sich in das Schloß Epiez, den von Rudolf II. erbauten goldenen Hof zurück, bis endlich der Stamm durch den Tod Ulrichs im Jahr 1353 gänzlich erlosch.

Seit mehreren Jahren lebte Itha, die Tochter eines benachbarten Edelmannes, allein mit ihrer Mutter, an den Ufern des Thunersees. Heinrich,

der Minnesänger, blieb bei dem Anblick der Reize Ithas nicht unempfindlich und erhielt Gegenliebe. Er fuhr oft des Nachts über den See; nur eine brennende Fackel war das zwischen den Liebenden gegebene Zeichen des Stelldichens. Die Landleute glaubten, es wäre ein Gespenst, zumal da Heinrich immer die Fackel auslöschte, wenn er das Zeichen gegeben hatte; am Ufer fand er dann seine Geliebte. Die alten Eichen des Bächihölchens waren die einzigen Zeugen dieser süßen Stunden, in denen sich der gute Heinrich oft so vergaß, daß ihm das Tageslicht die Rückfahrt unmöglich machte, und er sich in irgend eine Waldhöhle verstecken mußte. Doch währte ihr Glück nicht lange. Wolfhard, Herr von Oberhofen, kam einst auf der Jagd vor dem Hause, das Itha mit ihrer Mutter bewohnte, vorbei, sah beide im Garten, und wurde von den Reizen der erstern so hingerissen, daß er schwur, sie um welchen Preis es auch sei, zu besitzen. Seine stolze und harte Seele kannte kein anderes Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, als Gewalt. Er ließ wirklich die arme Itha heimlich aufheben, und einige ihrer Kleider in den See werfen, damit man glauben solle, sie sei darin verunglückt. Die tugendhafte Itha widerstand muthig allen Verführungsmitteln, die ihr rauber Entführer anwandte, um seine Leidenschaft zu befriedigen. Endlich über ihre Festigkeit aufgebracht, ließ er sie in ein Gefängniß werfen, wo sie ohne das Mitleiden des Gefangenwärters gewiß gestorben wäre.

Heinrich, der nur an seine Liebe dachte, ging die folgende Nacht über den See und gab das verabredete Zeichen. Ungeduldig, seine Itha wiederzusehen, springt er an's Ufer, ruft ihr, sucht sie, aber umsonst, Itha erscheint nicht. Er durchläuft mit Bangigkeit die Umgegend und findet endlich die am Ufer liegenden Kleider seiner Geliebten. Da er Alles gethan hatte, um sich seines Unglücks vollkommen zu überzeugen, verließ er die Gegend, die Zeuge seines Glücks gewesen war, nachdem er seiner Itha ein Denkmal an dem Platz, wo er sie das letzte Mal gesehen, errichtet hatte. Dieß war ein marmorner Tisch, worauf ein Weilchen mit gebrochenem Stengel eingehauen war. Er ging nach Schwaben, von wo er nach einigen Jahren wieder zurückkam. Welch' war sein Erstaunen, als er neben seinem Denkmal ein anderes erblickte! Er nähert sich, und sieht ein schönes Weilchen mit kräftigem Stengel darauf eingehauen. Heinrich, voll Hoffnung, läuft durch den Wald gerade auf das Haus seiner Itha zu, und findet sie wieder.

Wolfhard war gestorben und sein Sohn ließ die Gefängnisse öffnen, worin so viele Unglückliche schmachteten, worunter auch Itha war, die dadurch ihrer trostlosen Mutter wiedergegeben und Heinrichs von Strättlingen Gemahlinn wurde.

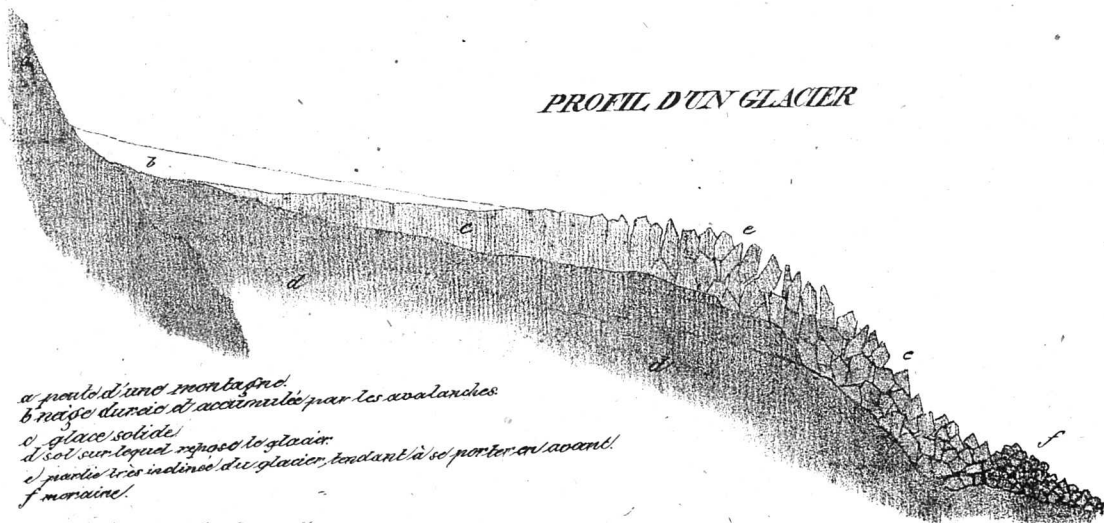
Die Gletscher und Eisgebirge.

So nennt man gewöhnlich die mit Schnee bedeckten Berge, welche die Alpenkette bilden und von so vielen Menschen betrachtet und angestaunt werden, ohne ihren Ursprung und ihre Natur zu kennen. Wenn man sich in eine Erklärung darüber einlassen will, so findet es sich, daß es keine Eisgebirge, auch nicht einmal mit Eis bedeckt, sondern nur mit einer, von dem Wasser, das den Schnee durchdrungen hat, gebildeten harten Rinde umgeben sind. Der darauf liegende Schnee befindet sich gewöhnlich an ihren steilen Abhängen, dessen geschmolzene Wasser auf der Oberfläche hingleiten, ohne durchzudringen. Anders verhält es sich mit den tiefen Hochthälern, in welche beständig Lawinen von den sie umgebenden Bergen herabstürzen. Hier schmelzen die zu ungeheuren Höhen angehäuften Schneemassen theilweise in den wärmsten Sommertagen, wovon das Wasser, das nicht ablaufen kann, den ungeschmolzenen Schnee durchdringt und ihn während den langen Wintern in Eis verwandelt. Jenes Eis kommt dem vom klaren Wasser nicht gleich, denn es ist körnig, sehr porös, leicht zerbrechlich und von vielen Lufttheilen angefüllt, welche durch ihre Ausdehnung Ursache der Schwäche jenes Eises sind. Es ist oft so wenig durchsichtig, daß man es nicht immer vom verhärteten Schnee unterscheiden kann. Indessen sind die innern Theile, die Schluchten und Vorsprünge der Eisberge mit sehr hartem und durchsichtigem Eis bedeckt.

Da sich alle Eisberge auf einem mehr oder weniger schiefen Plan befinden, so streben sie immer,

sich den Thalgründen zu nähern, und dieses Streben wird durch den fortwährenden Druck der sich darauf anhäufenden Schneemassen vermehrt. Es würde unmöglich scheinen, daß solche Massen sich bewegen können, wenn man nicht wüßte, daß die Wärme des Bodens, indem sie das untere Eis schmilzt, große Höhlen bildet, welche die Berührungspunkte und den Widerstand der Reibungen vermindern. Das Wasser und die Wirkungen der eingeschlossenen Luft zerstören endlich die Stützpunkte des Eises, und dieses, dem Gesetze der Schwerkraft folgend, schreitet mit schrecklichem Gebrülle und Krachen vorwärts. Diese Bewegung ist so stark, daß Baumsämme und Felsblöcke bis in die Mitte des Thales fortgeschoben und dort eingeschlossen werden, von wo aus sich das Eis öfters bis in die bewohnten Thäler verbreitet. Bei diesem Vorrücken zerspringt das Eis an tausend Stellen, ungeheure Abgründe öffnen sich und verkündigen ihre Entstehung durch ein donnerartiges Krachen. Andere spritzen das in ihren Tiefen sich befindende Wasser zischend in die Höhe, indem sie sich wieder schließen. Nahe an Felswänden stehende Bäume oder Felsstücke werden in einem Augenblicke zermalmt. So Alles verheerend rücken die Eisberge vor bis in den Grund der Thäler. Ist ihre Unterlage weniger schief, so ist auch ihre Bewegung weniger fühlbar und die Deckungen seltener; ist sie aber jäh und höckericht, so stoßen die Eismassen auf einander, zerbrechen, thürmen sich auf, die Schlünde werden häufiger, breiter, tiefer, und nehmen jeden

PROFIL D'UN GLACIER



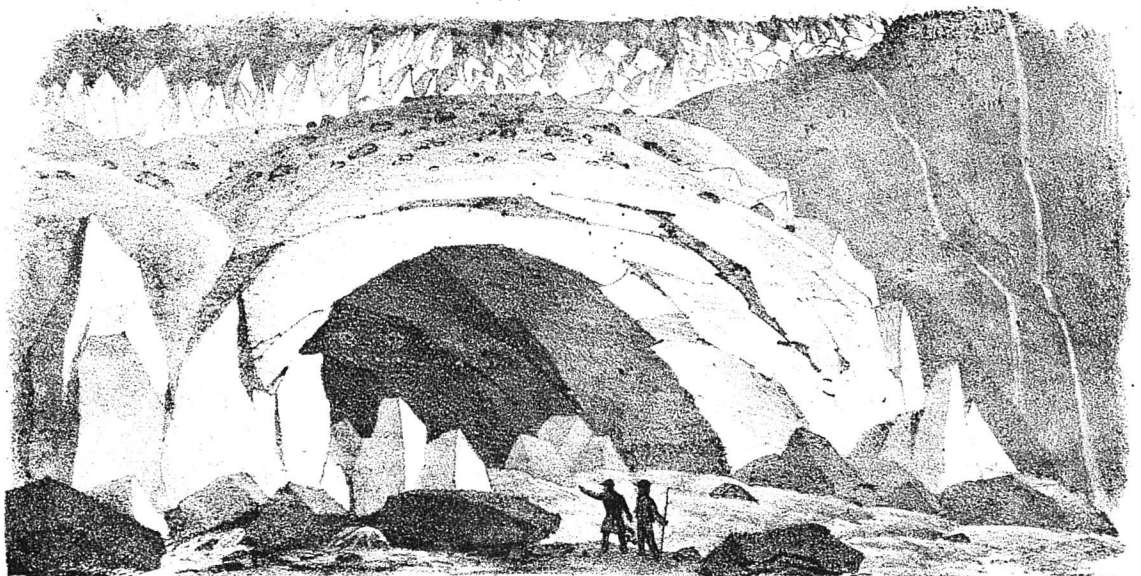
Augenblick eine andere Form an. Die Oberfläche des Eises bietet alsdann einen seltsamen Anblick dar. Die durch gewaltsame Bewegung verursachten Unregelmäßigkeiten bilden durch das Eiswasser, den Regen und die Sonne Säulen, Pyramiden u. s. w., welche oft eine Höhe von fünfzig Fuß haben.

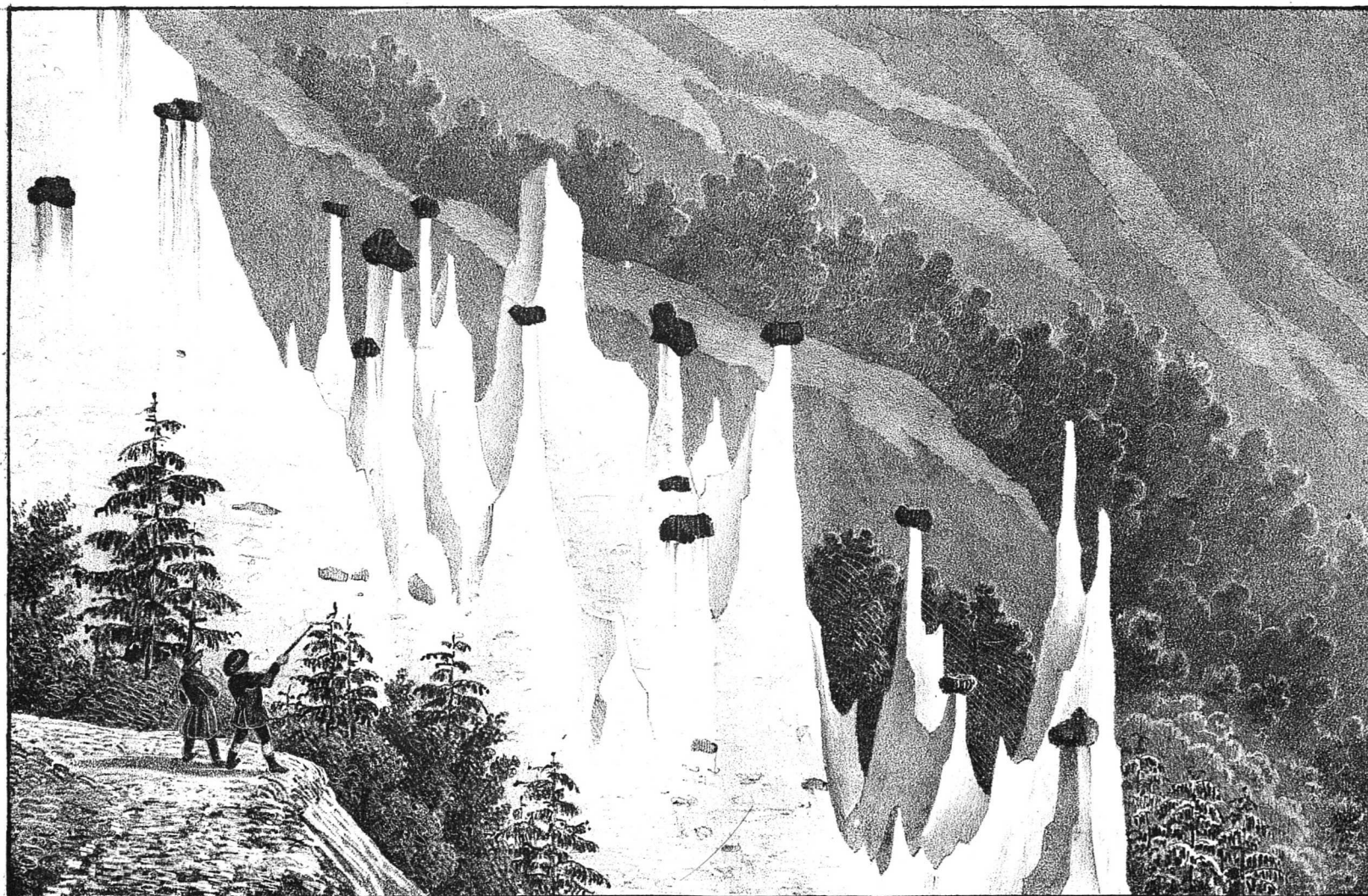
Es giebt Eisberge von grauer und schmutziger Farbe, andere sind fast ganz von Steinen und Trümmern der sie umgebenden Berge bedeckt, wohin sie durch Stürme und Lawinen geführt wurden. Auf einigen, namentlich in den Hochthälern, bilden diese Trümmer Linien von beträchtlicher Länge und Höhe, welche sich gewöhnlich in der Mitte, oder auf beiden Seiten der Eismassen befinden; oft ist nur eine, oft sind es auch bis zu drei, welche parallel laufen. Man nennt sie Gufelinien. Es ist wahrscheinlich, daß diese Linien durch das Streben des Eises von beiden Seiten zum Mittelpunkte, entstehen, indem es alsdann Alles, was sich im Wege findet, mit sich fortreißt, und, sei es in der Mitte, oder auf beiden Seiten und in der Mitte, aufstürmt.

Die Eismassen treiben beträchtliche Steinmassen vor sich her, die sich manchmal bis zu mehreren hundert Fuß Höhe anhäufen. Die erstern würden sich zum Schrecken aller hohen und niedern Thäler weiter verbreiten, wenn nicht mehrere Ursachen zu ihrer Verminderung beitrügen. Ausdünstung und äußere Wärme nehmen einen Theil weg, und die Wärme des Bodens trägt viel zum Schmelzen bei, im Winter wie im Sommer. In heißen Sommern vermindert sich das innere Eis merklich, und wenn im folgenden Winter neue Anhäufungen von Schnee und Eis keinen hinreichenden Druck verursachen, der sich an den niedersten Theilen fühlbar macht, so ver-

schwindet der Gletscher von dem Boden angebaunter Thäler und läßt die Steinmassen, die er vor sich her gestoßen hatte, zurück. Wenn die Gletscher manchmal mehrere Sommer nach einander schmelzen, so nehmen sie zu andern Zeiten wieder zu, und oft geschieht es, daß sie die alten Gränzen überschreiten, grüne Wiesen bedecken, Wälder und Felsen, mit einem Worte, Alles mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich hertreiben, bis auch sie wieder nach dem Schmelzen ihre Steinanhäufungen zurücklassen.

Die Gletscher beginnen immer an den Gränzen des ewigen Schnees. Ihre Ausdehnung ist verschieden; manchmal haben sie 7 — 8 Stunden Länge und eine halbe bis drei Viertelstunden Breite; ihre Dicke ist unbekannt. Einige Naturalisten haben letztere an manchen Orten zu 600 Fuß geschätzt. Ueberall hört man das Rauschen der Wasser, die sich unter den Gletschern einen Weg bahnen, und die bedeutenden Bergströme, die unter ihnen hervorspringen, sind ein Beweis ihrer ungeheuren Behälter. Die Farbe dieser Wasser ist immer trübe, was von den Reibungen des Eises auf seiner Basis herkömmt. Von der äußern Luft erwärmt bilden diese Wassermassen an dem untern Theile des Gletschers jene oft 80 bis 100 Fuß hohen und 50 bis 80 Fuß breiten Höhlen, welche die Reisenden ihrer seltsamen Bildungen und ihrer auf den Seitenwänden smaragdähnlichen Farbe wegen bewundern. Man sieht auch öfters zirkelförmige, manchmal sehr tiefe und von Wasser angefüllte Löcher, von sechs Zoll bis zu zwei Fuß Durchmesser. Diese Löcher rühren von einer Art dunkler Steine her, welche mehr Wärme aufnehmen und das unter und um sie liegende Eis schmelzen, und so immer tiefer einsinken.





DIE PYRAMIDEN IN DEM ERINCERTHAL

Der gerichtliche Zweikampf zu Glaris,

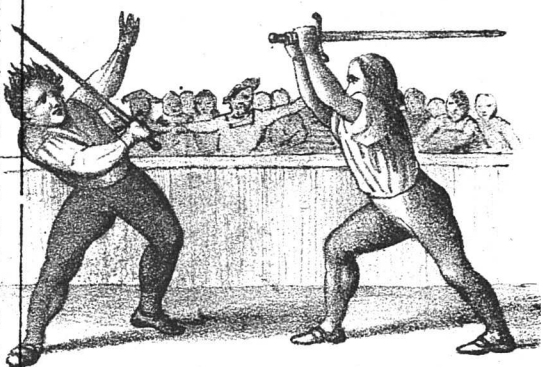
im Jahr 1423.

Blumer, ein Mann von beschränktem Verstande, reich und ohne Kinder, hatte einen habfüchtigen und bösen Schwager. Heinz, so hieß dieser, war arm und der natürliche Erbe Blumers, da er dessen Schwester geheirathet hatte. Da er aber befürchtete, zu lange auf die Erbschaft warten zu müssen, suchte er eine Gelegenheit, ihn aus dem Wege zu räumen, die sich auch bald darbot.

Sie giengen eines Tages mit einander über die Berge nach Uri; Heinz benutzte den Augenblick, als sie an dem Rande eines Abgrundes vorübergingen, und stieß seinen Schwager plötzlich hinab. Weit lag von ihm der Gedanke, daß Blumer seinen Sturz überleben könnte, und kam voll Hoffnung, sich bald im Besitze seiner Erbschaft zu sehen, nach Hause. Aber Blumer, wie durch ein Wunder gerettet, kam auch nach Hause und erzählte, was ihm begegnet war. Heinz hatte bald seinen Vertheidigungsplan ausgearbeitet; er flüsterte seiner Familie ein, daß Blumer sich heimlichen Sünden ergäbe, und da er ihn auf der That betreten habe, so habe er ihn lieber selbst bestrafen wollen, als seine Familie durch eine Anklage in Unehre zu bringen. Blumer bekannte nichts. Endlich glaubte die Gerichtsbarkeit, sich in's Mittel legen zu müssen; beide Theile wurden verhört: aber der Eine behauptete seine Anklage und der Andere blieb auf seiner Verneinung. Dann schritt man zu dem in jenen Zeiten gewöhnlichen Mittel, zur Tortur; aber auch diese war nicht vermögend, Blumer ein Geständniß abzugewinnen. Indes mußte der Streit beigelegt werden. Zu diesem Zwecke wurde ein großer Gerichtshof zusammenberufen, welcher über die in solchen Fällen anzuwendenden Mittel entscheiden sollte. Er beschloß, das einzige Mittel, den Schuldigen zu erkennen, sei das Gericht Gottes.

Man bereitete nun einen mit Schranken umgebenen Platz, In Gruben, und an dem bestimmten Tage erschien der Landammann Tschudi mit sechzig Richtern, die den Platz umgaben, und hinter ihnen eine außerordentliche Menge Zuschauer. Die Verwandten beider Parteien durften nicht erscheinen. In der Mitte des Kreises waren die zwei Kämpfer mit bloßen Degen und nur mit Hemd und kurzen Hosen bekleidet. Alle, den Ausgang des Kampfes erwartenden Anwesenden, riefen den höchsten Richter an, der Unschuld den Sieg zu verleihen. Das Zeichen wurde gegeben; der Kampf begann zwischen

beiden Schwägern. Sie verfolgten sich lange; endlich wurde Heinz schwer verwundet und sah das Glück sich gegen ihn erklären; bald darauf fiel er unter mehreren tödtlichen Wunden. In seinem Blute badend und in der Todesangst bekannte er sein Verbrechen und die Unschuld seines Schwagers; er beichtete auch, daß nur Habsucht ihn verleitet habe, seinen Schwager in den Abgrund zu stürzen. Er bat Gott, seinen Schwager und seine Richter um Verzeihung und gab endlich den Geist auf. Dann nahm Blumer das Schwerdt des Ueberwundenen und übergab es dem Landammann Tschudi, das seinige aber gab er dem Heini Hupphan, der während des Prozesses sein Advokat gewesen war.



Der Kastellan zu Gardün.

In dem sehr bevölkerten Thale Schams, im Kanton Graubünden, sah man noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Schloß Gardün, nicht weit von der Stelle, wo sich der Hinterrhein in die finsternen Schluchten der Via mala stürzt. Es gehörte einem Grafen von Werdenberg, welcher einen Kastellan von sehr stolzem Charakter dafelbst hatte, der keine Gelegenheit versäumte, seine Untergebenen und Vasallen zu demüthigen und zu kränken. Chialderar oder Caldera war unter den Letztern, ein im ganzen Thale geschätzter Mann; aber dieser Umstand zog ihm den Neid und Haß des rauen Kastellans zu. Dieser, um seinen Vasallen zu beweisen, daß sie kein Eigenthum besitzen, führte die Gewohnheit ein, seine Kühe auf ihre Getreidefelder zur Weide zu führen. Es scheint, das Chialdera weniger Geduld besaß, als seine Nachbarn; denn als er einst die Pferde des Kastellans auf

... nahm er eine Sense und hieb zweien davon das Kniegelenk entzwei. Das war natürlich eine vortreffliche Gelegenheit für den Kastellan, den widerspenstigen Vasall seine Rache fühlen zu lassen; er benutzte sie, und Chaldera büßte sein Vergehen in einem dunkeln Kerker. Wie froh war er endlich, sein Leben mit einem Lösegeld zu erkaufen! Dafür führte er aber auch einen tiefen Haß und Groll gegen den Kastellan in seinem Herzen. Dieser trat eines Tages unerwarteter Weise in Chalderas Haus und äußerte die Absicht, dem Mahl, das man so eben für die Familie bereitetete, beizuwohnen zu wollen. Chaldera und seine Frau hatten nicht Ursache, sich der Gegenwart ihres Herrn zu erfreuen; indes empfingen sie ihn mit Ehrerbietung, welche dieser mit empörenden Blicken der Verachtung erwiderte. Eine mit Mehlspeisen angefüllte und auf dem Tische erscheinende irdene Schüssel war die Hauptplatte der Familie. Der Kastellan nähert sich bei deren Anblicke dem Tische und speit in die Schüssel. Chaldera, bei diesem neuen Schimpfe, ist seiner nicht mehr mächtig, er stürzt auf den Tyrannen, zieht ihn mit kräftigem Arm über den Tisch, taucht ihm den Kopf in die Schüssel und erwürgt ihn, indem er ihm zuruft: „Friß auch die Suppe, die du gewürzt hast!“ Chaldera geht auf die Straße, sammelt seine Nachbarn und erzählt ihnen mit Heftigkeit, was so eben geschehen war. Seine Worte erschollen tief in den Herzen dieser, das Joch ihres schändlichen Unterdrückers mit Ungeduld tragenden Männer. Bald erscholl die Sturmglocke im ganzen Thale; die Einwohner liefen mit der ersten besten Waffe herbei, und noch vor dem Abend desselben Tages waren die Schlösser Gardün und Bärenburg in Schutthaufen verwandelt. Der Herr von Bärenburg war eben so verhaßt als der von Gardün. Um seine Vasallen zu demüthigen und den Stolz seiner elenden Bauern, wie er sie nannte, niederzuschlagen, zwang er sie, aus dem Trog mit den Schweinen zu essen. So erweckte die Energie einiger muthvoller Männer die Vaterlands- und Freiheitsliebe des ganzen Volkes, das sich bewaffnete, um seine heiligen Rechte, welche schändliche Tyrannen mit Füßen zu treten gewagt hatten, wieder zu erobern.

Die Pyramiden im Eringherthale.

Eine Stunde im Süden von Sitten bemerkt man einen tiefen Engpaß, welcher das Eringherthal schließt; dieses Thal hat zehn Stunden Länge und verdient alle Aufmerksamkeit des Reisenden, aber ganz besonders die des Naturalisten. Drei Meilen höher theilt es sich in zwei Zweige, die die beiden Thäler

Borgne und Besonce bilden, wodurch sich zwei Bergströme winden, die ihren Ursprung in den südlichen beide Thäler begränzenden Gletschern haben. Sie sind durch hohe Berggräthe, welche sich stufenweise bis zum Zusammenflusse der Wasser erniedrigen, von einander getrennt. Da bietet sich dem Auge eines der merkwürdigsten geologischen Phänomene dar. Auf dem jähen Abhange des Berges, unter dem Wege, der von Evolena nach Hermance führt, erhebt sich eine große Anzahl Pyramiden von ungleicher Höhe, deren einige mehr als achtzig Fuß haben und sehr nahe an einander stehen.

Das Wasser, das die Oberfläche unserer Erde so mannigfach gestaltet hat, hat auch an diesem Orte Spuren seiner unwiderstehlichen Macht zurückgelassen. Die wilden Ströme, welche aus den Thälern Borgne und Besonce herniederrauschen, haben da entweder nach und nach oder in Folge eines Bergsturzes die Trümmer aus den hohen Thälern angeschwemmt und aufgehäuft. Diese Anschwemmungen bestehen aus einem quarzartigen, verhärteten Sande, der zuerst eine dichte Masse bildete, wo sich Felsblöcke befanden. Wasser, Luft, Kälte und Zeit haben langsam, aber fortwährend gearbeitet, die Masse aufzulockern und wegzuführen. Die Granitblöcke blieben nicht nur unverfehrt, sondern schützten den verhärteten Sand, den sie bedeckten. Tiefe Schluchten haben sich um sie her gebildet, und da das Wasser fortfuhr wegzuschwemmen, so standen endlich die von den Felsblöcken beschützten Massen allein und haben die sonderbarsten Figuren angenommen. Diese Pyramiden sind weißlich, sehr dünn und auf ihren Hauptern mit großen Steinen, wie mit Hüten bedeckt, deren Durchmesser 3 — 6 Fuß beträgt. Diese Steine ragen gewöhnlich auf allen Seiten einen Fuß über ihre Unterlage hervor und man begreift schwer, wie sie sich im Gleichgewicht erhalten können. Einige davon, von der Zeit zernagt, sind so spitzig geworden, daß die auf ihren Hauptern ruhenden Steine gefallen sind, da sie keinen genügenden Stützpunkt mehr fanden. Indessen ist es bei genauer Untersuchung nicht sehr schwer, sich die Bildung der Pyramiden zu erklären.

Die Alpenrose.

(Korbeerrose oder rothfarbiger Rhododendrum);

Korbeerrose der Alpen.

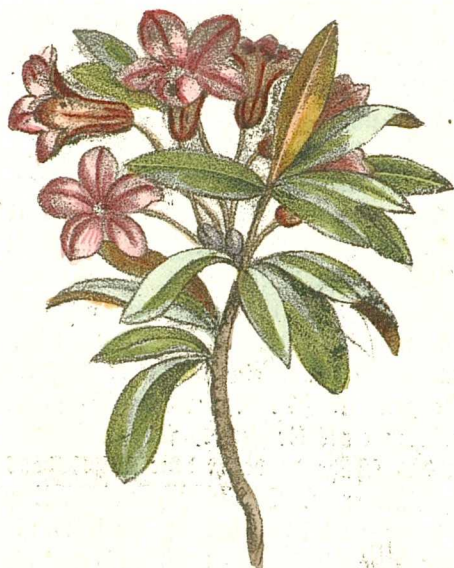
Diese schöne Blume, welche der die Alpen bereisende Wanderer mit so viel Vergnügen findet, wächst auf einer unförmigen, vielzweigigen Staude von einem oder zwei Fuß Höhe, deren Blätter oval, sehr glatt, oben grün und unten rothfarbig sind. Die am

Ende der Zweige in Büscheln blühenden Blumen sind von einem gefälligen Roth; ihre Korolle ist trichterförmig und der Kelch fünfstheilig; der Staubfäden sind zehn, welche in die Basis der Korolle eingesetzt sind. Sie ist die Königin der Alpenblumen, wenn sie im Julius ihren, alle andern übertreffenden Glanz verbreitet, hat aber unglücklicher Weise den Wohlgeruch unserer Thalrosen nicht, sondern ist vielmehr unangenehm.

Der Rhododendrum findet sich auf der ganzen Alpenkette und an einigen Stellen des Jura; er bewohnt die Region von 4000 Fuß über dem Meere bis zu den Gränzen des ewigen Schnees. Manchmal findet man ihn auch in den tiefern Gegenden, z. B. in der Umgegend der St. Beathöhle am Thunersee, ungefähr 1800 Fuß, und im Hintergrunde des Creux-du-Vent auf dem Jura.

Man kennt noch eine andere Art dieser Staude, die behaarte Lorbeerrose. Sie ist seltener als die erste und unterscheidet sich durch ihre kleineren Blumen und die am Rande der Blätter sich befindenden Haare. Die Rosifarbe der Rückseite der Blätter ist schwächer. Sie wächst einsam an trockenen und wohlbeschützten Orten.

Die Lorbeerrose der Alpen ist nicht nur schön anzusehen, sondern auch nützlich; die Staude dient manchmal als Brennmaterial den über den Waldgränzen sich befindenden Hirten; man macht auch einen sehr angenehmen Trank durch Abkochung der Blumen, und die Alpenbewohner behaupten, daß er gegen Rheumatismus und Seitenstechen sehr heilsam sei; auch geben sie ihn mit gutem Erfolge ihren Kühen, die eine schlechte Milch haben.



Rhododendron

Guggisberg.

Dieser kleine Landstrich, der zum Bezirk Schwarzenburg (Kanton Bern) gehört, ist durch die Originalität der Kleidertracht seiner kräftigen Bergbewohner, welche sich vor so vielen andern durch ihre Gesichtsbildung und ihren immer heitern Charakter auszeichnen, merkwürdig. Diese ganz abgelegene Gegend ist auf der Gränze des Kantons Bern gegen Freiburg. Der Boden ist außerordentlich bergigt und rauh, aber als Ersatz fast überall mit vortreflichen Weiden bedeckt, welche eine große Menge Vieh nähren. Es ist wirklich eigen, daß ein so kleines, kaum aus einigen tausend Köpfen bestehendes Völkchen seine ganz besondere Tracht, die sich von jeder andern unterscheidet, beibehalten hat, da es doch nur einige Meilen von Bern und Freiburg entfernt lebt. Besonders wundert sich der Fremdling über die kurzen Röcke der Weiber, die weder Knie noch Waden bedecken und deren Proportion er ein wenig stark finden dürfte; was in ihren Augen eine Schönheit ist. Man muß sie aber keineswegs der Gefallsucht ihrer Röcke wegen anklagen; denn diese haben ihren guten Zweck. Der ganze Landstrich ist von Bergen, steilen Abhängen, Schluchten und Bergströmen durchschnitten; die Verbindungen und Mittheilungen können nur auf engen, steilen, oft von mehreren Fuß hohem Schnee bedeckten Fußpfaden geschehen, wo solide Beine gewiß nicht am unrechten Orte sind. Und was am meisten für die kurzen Röcke spricht, ist, daß man alle Augenblicke über Eigenthum und Vieh von einander scheidende Hecken setzen muß. Anderswo trifft man quer überliegende Stangen einzeln oder zusammengefügt an, im Guggisberg aber sind es zu beiden Seiten angebrachte Leitern, über welche man wegschreiten muß und worin die Weiber eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigen.

Das Dorf Guggisberg hat nur einige Häuser und eine Kirche; die übrigen Landesbewohner sind zerstreut in den Umgegenden, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts noch mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt waren. Die Einwohner von Schwarzenburg waren unmittelbare Reichsunterthanen, womit die Grafen von Savoyen in der Folge belehnt wurden. Amadeus VIII. verkaufte seine Oberherrschaftsrechte an Bern und Freiburg, die das Land bis 1798 gemeinschaftlich verwalteten. Diese Gegend war den Römern schon bekannt; einige Ueberreste von Gebäuden und Münzen scheinen dafür zu sprechen. Man glaubt auch, daß das heutige Dorf Elisried das alte Helisea gewesen sei, durch welches eine Römerstraße von Wisflsburg nach Thun führte. Wer sollte glauben, daß schon im dreizehnten Jahrhundert einige jener guten Guggisbergerhirten der Reperi

angeklagt wurden, weil sie nicht glauben konnten, daß es für sie ein Fegfeuer gebe. Um sie davon zu überzeugen, verdamnte sie der Bischof von Lausanne zum Scheiterhaufen, und dieses Mittel wirkte.

Nachdem der Wanderer die Bevölkerung von Guggisberg genugsam betrachtet hat, mag er es nicht bereuen, die schöne Aussicht von dem 2480 Fuß erhabenen Dorfe aus zu betrachten, von wo aus man den ganzen westlichen Theil des Landes sieht. Noch viel belohnender ist die Aussicht von dem nur eine halbe Stunde von dem Dorfe erhabenen Guggershorn, wo man einen großen Theil der Kantone Bern, Freiburg und Neuenburg übersieht.



Bekanntmachung

des Zürcher Stadtraths wider das Schwören;

den 14. September 1572.

Ein jedweder, jung und alt, Mann und Weib, Knabe und Mädchen, soll sich enthalten zu schwören, den heiligen Namen Gottes zu lästern oder unnütze im Munde zu führen. Alle Glieder des großen und kleinen Rathes und jede andere Person, die schwören hört, soll den Schwörer, weß Standes er auch sei, ermahnen Buße zu thun. Dieser soll dann auf die Kniee niederfallen und die Erde küssen, oder dem, der ihn ermahnt hat, einen Schilling bezahlen. Der Ermahner soll diesen um Gottes willen dem ersten besten Armen geben, dem er begegnet, und somit soll der Schwörer quitt sein.

Reise von Thun nach Sitten

über den Rarwylpaß.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, reiste ich eines Morgens im Juli 18.. von Thun ab, um mich am nämlichen Tage über Adelsboden nach Lenk zu begeben. Im Vorbeigehen bewunderte ich die immer schöne und nie genug gesehene Gegend von Thun, und näherte mich mit schnellen Schritten der höhern Region der Alpen. Ueber die Kanderbrücke und das Dorf Mühlinen kommt man nach Frutigen, vier und eine halbe Stunde von Thun.

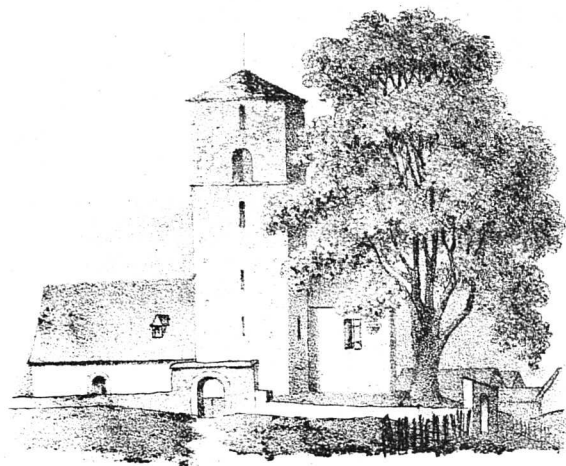
Frutigen, Hauptort des Thales gleichen Namens, ist einer der schönsten, größten und reichsten Flecken im Kanton Bern. Obgleich es durch die Feuersbrunst von 1827 fast ganz verheert wurde, so entstieg es seiner Asche doch wieder, und wurde nur um so schöner, denn vorher bestand es aus lauter hölzernen Häusern, und nunmehr sind diese fast alle von Stein und reinlich weiß. Der Flecken liegt 2180 Fuß über dem Meere. Die Chronik schreibt Rudolf II. von Strättlingen die Gründung seiner Kirche im Jahr 933 zu.

Von hier aus theilt sich das Thal in zwei Seitenthäler, wovon das linke südlich zur Gemmi, und das rechte südwestlich nach Adelsboden führt und von dem darin fließenden Waldstrome Engstligen seinen Namen hat. Als ich mich in Frutigen erholt hatte, bog ich in das letztere ein, ließ das 460 Fuß höher als das Dorf gelegene Schloß Tellenburg, von wo aus man eine herrliche Aussicht über den Flecken und das Thal haben muß, zur Linken, und verfolgte einen Weg, der, obgleich breiter als ein Fußpfad, doch den Namen Fahrweg nicht wohl verdient, denn er ist zu schlecht und zu steil für Wagen aller Art. Das Thal zieht sich westlich an der hohen Bergkette des Niesen hin, wovon die höchsten Spitzen das Albristhorn und der Gsur, ersterer 8550, und letzterer 8290 Fuß über dem Meere erhaben sind. Der Weg schlängelt sich über den Talus der östlichen und minder hohen Bergkette hin, deren Basis von der andern nur durch den Strom Engstligen getrennt ist, und somit kein urbares Land hat. Indessen erweitert sich das Thal eine halbe Stunde vor Adelsboden, wohin man nach drei und einem Viertel wohlgemessener Stunden und auf einem schlecht gepflasterten Fußwege gelangt. Es war sehr heiß, große Wolken, Vorboten eines Gewitters, stiegen am Horizonte auf und das schützende bescheidene Wirthshaus war mir sehr willkommen. Die Aussicht auf das Amphitheater, an dessen Fuß das Thal sich schließt, ist ungemein schön; der Wildstrubel, 9390 Fuß, das Albristhorn, das Lämmerhorn und der Gletscher gleichen Namens übersteigen es in majestätischen Höhen. Auch der



LENK

Engstligen trägt durch seinen schönen Fall zur allgemeinen Schönheit bei.



Adelboden ist ein weit auseinanderliegendes Dorf, dessen Kirche, 3990 Fuß über dem Meere, im Jahr 1433 gebaut wurde. Man zählte damals nur sechs und fünfzig Hausväter im Dorfe, und nun sind es mehr als zweihundert und ungefähr 1400 Einwohner. Ueber den großen Kirchturm ragt ein stolzer Thorn empor, dessen weite Aeste sich über den Kirchhof ausbreiten.

Das nahe Rollen des Donners und der beginnende Regen bestimmten mich, meine Reise nach Lenk auf den folgenden Tag zu verschieben. Bald nach mir kam ein Mailänder in dem Wirthshause an, der den nämlichen Weg machen wollte, was uns Gelegenheit gab, Bekanntschaft zu machen und uns über das Gewitter, das uns aufhielt, zu beklagen, daß es erst zwischen 3 und 4 Uhr war, und weder Küche noch Gastzimmer uns irgend einen Gegenstand angenehmer Unterhaltung darbieten. Indessen fand sich diese bald auf eine unerwartete Weise. Wir bemerkten nämlich daß das Zimmer sich nach und nach mit Landleuten anfüllte, deren Stillschweigen unserer Aufmerksamkeit zuerst entgangen war, die aber nun etwas gesprächiger wurden, obgleich keiner nach etwas zu trinken verlangt hatte. Wir hörten endlich aus ihrer immer lebhafter werdenden Unterhaltung, daß es sich unter ihnen darum handelte, zu wissen, was wir für Landsleute wären und welche Sprache wir redeten. Sie wurden bald eins, uns für Engländer zu erklären. Indessen wollten sie sich ihrer Vermuthung versichern und deputirten uns, wahrscheinlich den besten Kopf unter ihnen, der die Gewissheit erfahren sollte. Nach einigem Nachdenken kam der Sprecher auf uns zu, zog seine weiße Mütze ab und fragte nach einigem Räuspern,

ob wir wirklich geborne Engländer seien. Da wir ihm sagten, daß wir keine Engländer, sondern der eine Italiener und der andere Franzose sei, zog er sich mit ungläubiger Mine zurück, um seinen, in tiefem Stillschweigen auf die Wahrheit harrenden Landsleuten Bericht zu erstatten.

Wir ließen uns endlich in das Schlafzimmer führen. Im Hineintreten stieß ich meinen Kopf so unsanft an den Querbalken der Thüre, daß ich im Augenblicke verstand, daß es in diesem Lande nicht üblich ist, die Höhe der Thüren nach der Größe derer zu berechnen, die da aus und eingehen sollen. Wir untersuchten unsere Betten. Es kostete uns nicht wenig Mühe, sie aufzudecken, denn sie berührten beinahe die Stubendecke; nicht etwa wegen ihrer ungewöhnlichen Höhe, sondern wegen der Niedrigkeit des Zimmers. Der Wirth verließ uns, nachdem er einen drei Fuß hohen Leuchter auf dem Tische zurückgelassen hatte. Wir stiegen mit Hülfe der hölzernen Stühle in unsere Betten und versanken darin in einen Abgrund von Federn, der auf allen Seiten über uns herfiel, uns aber nicht sehr am Schlafen hinderte, da wir sehr müde waren.

Am folgenden Morgen waren wir schon sehr frühe mit unserem Führer auf dem Wege, der durch den Paß des Hahnenmöser nach Lenk führt. Der Weg bis zum Paße hat nichts Merkwürdiges; dieser liegt 5880 Fuß über dem Meere. Wir machten bei einer schönen Sennhütte Halt, um uns zu erfrischen, und da mein Reisegefährte nicht gut zu Fuße war, hielten wir uns ziemlich lange an diesem Orte auf, wo man alles findet, was von Milch bereitet wird. Südlich hatten wir den Strubel und seine Gletscher, und westlich die des Lenkthales. Um dort anzukommen, stiegen wir einen ziemlich steilen und mit dem schönsten Grün bedeckten Abhang hinab, an dessen Fuße wir endlich das Dorf Lenk, zur großen Freude meines Reisegefährten erreichten, der schon lange zweifelte, bis dahin gehen zu können. Wir fanden eine bessere Herberge als die oben beschriebene. Ich benutzte den Rest des Tages, um im Hintergrunde des Thales, eine Stunde weit, die verschiedenen Fälle der Simmen zu betrachten. Ein Fußweg führte mich an ihrem linken Ufer über schöne Wiesen hinan; doch ist dieß nicht der gewöhnliche Weg. Dieser war von dem Wasser der ausgetretenen Simmen bedeckt. Der hintere Theil des Thales scheint ehemals ein See gewesen zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß es, trotz aller Anstrengung der Bewohner, in seinen alten Zustand zurückkehren werde; denn der gewöhnliche Wasserstand der Simmen ist fünf bis sechs Fuß höher als das Land, und die hohen und starken Dämme halten sie kaum in ihrem alle Jahre sich erhöhenden Bette zurück. Oft bricht der wilde Strom seine Dämme und bedeckt das

Thal mit Steinen und Sand. Vielleicht sehen die Bewohner dieses Thales den sie jetzt nährenden Boden unter dem Wasser verschwinden, bis endlich nach langer Zeit der Strom das ganze Thal mit den, von den Bergen herabgeführten Trümmern ausgefüllt hat. Die Wasser werden sich durch diese Erhöhung verlaufen, neue Bette bilden, und die Trümmer sich mit einer Lage von Pflanzenerde bedecken, die nach einigen Jahrhunderten, von andern Generationen angebaut werden können.

Das Austreten der Simmen hinderte mich, ihren letzten Fall zu betrachten; ich konnte ihn nur über ein kleines Erlengebüß hinweg sehen. Dieser Wasserfall hat etwas Eigenthümliches vor jedem andern. Der Strom springt mit unglaublicher Wildheit und einem donnerartigen Getöse über einen schiefen und steinigten Plan. Die Felsen seines Bettes und seiner Ufer scheinen ihn im Laufe aufhalten zu wollen; aber die Fluthen stürzen mit Wuth auf die hemmenden Gegenstände und schleudern Wolken von Schaum in die Luft, die in ihrer Zerstäubung alle Farben des Regenbogens nachbilden. Die Farbe der Wasser war übrigens nichts weniger als poetisch, denn sie waren schlammicht, was der Menge seiner Fälle und dem damaligen außerordentlichen Schmelzen des Schnees zugeschrieben werden muß. Ich behielt mir vor, die andern Fälle und die Quelle der Simmen ein andermal zu besuchen, und kehrte über den Weiler Oberried nach Lenk zurück.

Das Dorf Lenk liegt 3340 Fuß über dem Meere in einem der merkwürdigsten und doch am wenigsten besuchten Thale des Berner Oberlandes. Es ist das letzte und erhabenste Dorf des Simmenthales. Dieses ist mit einem sehr schönen Grasteppich bedeckt und im Süden durch ein herrliches Amphitheater begränzt, wovon die ersten Stufen mit Wäldern bewachsen sind. Hinter und über ihnen erheben sich links der Metschberg und das Ammethorn, und im Hintergrunde des Letztern der mit blendendem Schnee bedeckte Wildstrubel, von welchem der Räthligletscher in mehreren Abstufungen herabsteigt, der mehrere schöne Wasserfälle bildet. Am Fuße dieses Gletschers, dritthalb Stunden von Lenk sind die sieben Brunnen, die die Quelle der Simmen bilden und gewiß eine ausgezeichnete Stelle unter den Schönheiten der Schweiz einnehmen.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

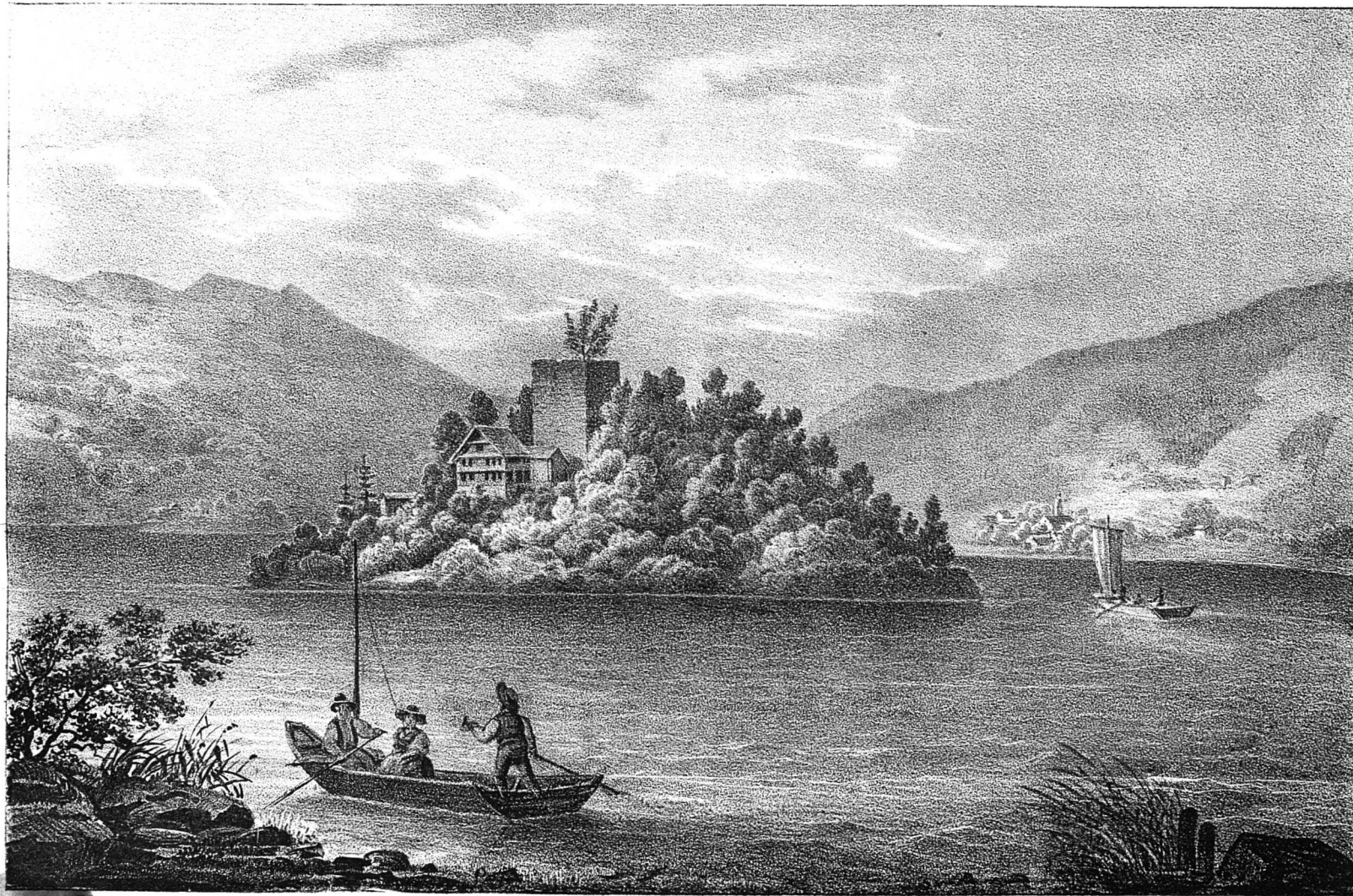
Die Insel Schwanau.

Diese schöne kleine Insel liegt im Lomzersee, welcher ganz zum Kanton Schwyz gehört und eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit und 54 Fuß tief ist. Eine andere, kleinere Insel ist nahe bei der erstern. Im dreizehnten Jahrhundert hatte jede ihr Schloß; das von Lomz ist ganz verschwunden; aber von dem von Schwanau sieht man noch sehr malerische Ruinen. Es war ehemals von einem jener edeln Vögte, in jeder Hinsicht würdigen Zeitgenossen Gesslers, Wolfenschieß und Landenbergs, bewohnt.

Der Vogt war nach seiner Art ein galanter Mann, denn da er die Mädchen der Umgegend sehr nach seinem Geschmacke fand, lauerte er in den Fußpfaden auf sie und hob sie auf, wie ein Jäger das Wild auf dem Anstand. Doch mußte er die Entführung eines auf diese Art aufgehobenen Mädchens von Art theuer bezahlen. Sie hatte zwei Brüder, welche auch ihm auflauerten und ihn ohne weiters todt schlugen. Von da an sieht man alle Jahre zu derselben Zeit den unglücklichen Vogt von einem jungen, schneeweißen Mädchen verfolgt, auf den Ruinen des Schlosses erscheinen. Er überspringt im Fliehen den Schutt und die Mauern, durchläuft wie ein Verzweifelter die ganze Insel, aber umsonst; das Mädchen, mit einer brennenden Fackel immer an seiner Ferse, erhascht ihn, und der heulende und brüllende Vogt stürzt sich in den See.

Zur Zeit da die Waldkantone das Joch ihrer Tyrannen abwarfen und ihre Schösser zerstörten, war Schwanau eines der ersten, an welchem sie ihre Rache ausübten.





DIE INSEL SCHWANAU.

Reise von Thun nach Sitten

über den Rarwylpaß.

(Fortsetzung.)

Da ich die Gemmi, die Grimsel und die Furka auf meinen Reisen in's Wallis schon mehrere Male überstiegen hatte, so waren mir die meisten Pässe schon bekannt, und wählte, um etwas Neues zu sehen, eine andere Straße. Ein Fußweg führt in zwölf und einer halben Stunde von Lenk über den Rarwylpaß nach Sitten. Da ich diesen Weg in einer Erzählung als sehr gefährlich gelesen hatte, so wurde meine Neugierde nur um so mehr gesteigert, wohl wissend, daß Reisende, welche nur an die sehr befahrenen Thalwege gewöhnt sind, auf Gebirgswegen immer Gefahren fürchten, die nicht vorhanden sind.

Den folgenden Morgen machte ich mich sehr frühe auf und verließ das Wirthshaus, indem ich den Ausgang, im Finstern tappend und nicht ohne Geräusch suchte; denn das Haus ist, wie alle andern des Landes, nur von Holz gebaut, worin man keinen Tritt ohne Lärm machen kann. Ich fing somit meinen Tag unglücklich an, fiel über Tische und Bänke, die sich in dem Weg befanden, der mich aus dem Hause führen sollte und machte im Fallen einen nicht geringen Lärm. Ich fürchtete, daß die Bewohner des Hauses an Diebe oder Unholde glauben möchten und that mein Möglichstes, um mich unter den Trümmern hervorzuarbeiten und zu entkommen, nicht ohne Verwünschungen über die im Wege stehenden Gegenstände und besonders über die hölzernen Häuser. Aber ich war noch nicht außer Verlegenheit; mein Fall hatte mich so verwirrt, daß ich statt an der Hausthüre am entgegengesetzten Ende des Hauses ankam, wo ich mich leicht durch einen gewissen Geruch und ein bekanntes Brummen von meiner geographischen Lage überzeugen konnte. Endlich entkam ich dem Hause, in welchem immer noch die größte Stille herrschte; nur die Schweine schienen sich über den gemachten Lärm zu beschweren.

Die süßle Laune, in die mich mein Mißgeschick versetzt hatte, wurde indessen bald durch andere Gegenstände verdrängt. Es giebt nichts Größeres, nichts Schöneres, als der Anblick der hohen Alpen vor Sonnenaufgang. Ich hatte während ungefähr zwanzig Minuten den Thalweg verfolgt, dann aber

leitete mich ein Fußpfad über die schroffen Höhen, die es westlich begränzen, bergan.

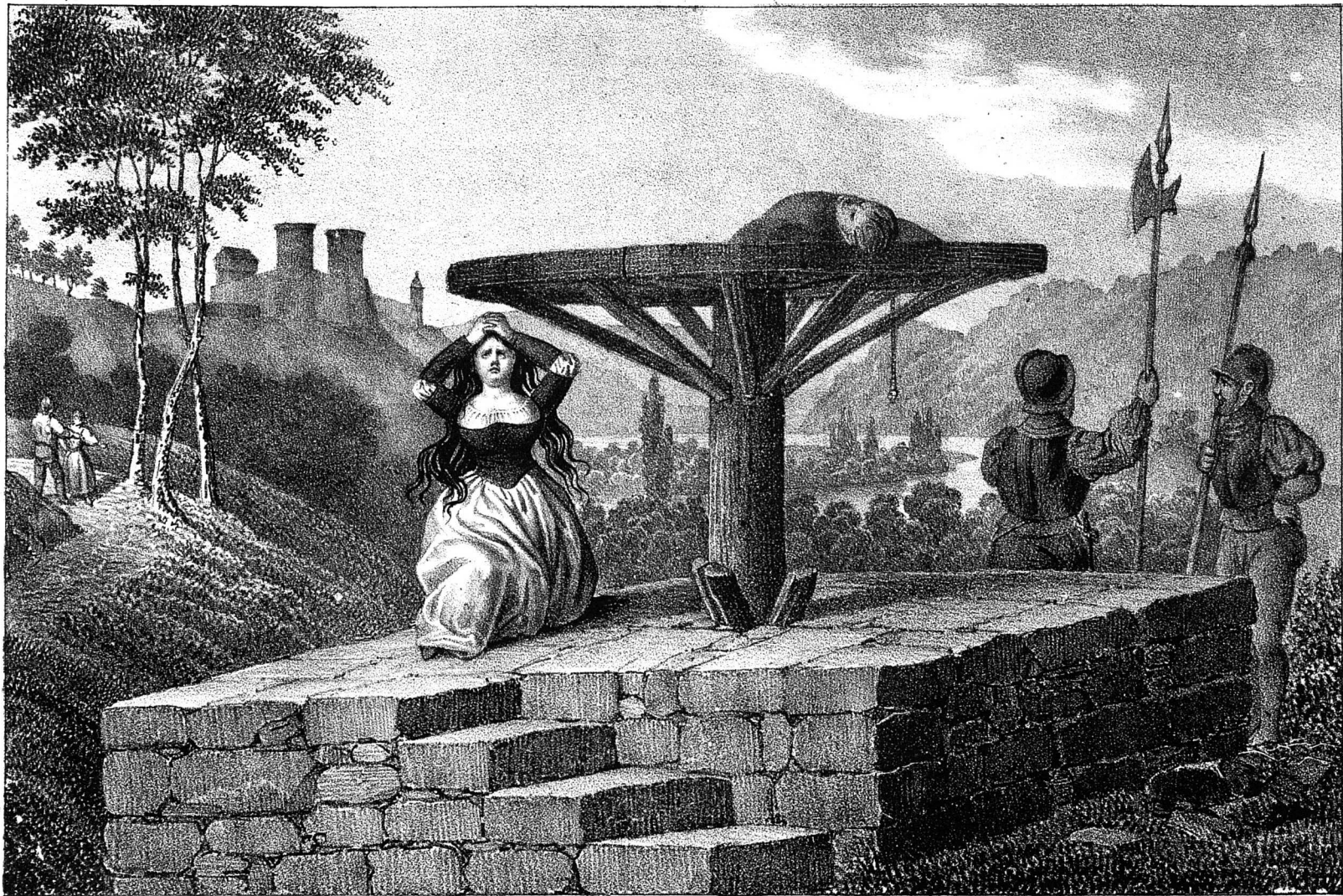
Die Sterne leuchteten noch am Himmel, als ich Lenk verließ, verschwanden aber bald alle und wichen einem bläulichen, bezaubernden Lichte, das sich über die beschneiten Höhen des Strubels und des Ammerthornes verbreitete. Das zu meinen Füßen liegende Thal war noch in Finsterniß gehüllt. Tiefes Schweigen herrschte um mich her, das nur hie und da durch ein mir auf den Fittigen der Morgenluft zugetragenes Geräusch der brausenden Wasserfälle unterbrochen wurde. Nach und nach gingen die Berggipfel von Rosenfarb zu Purpur und helleren Nuancen über, bis sie endlich wie vergoldet dastanden. Im Thale kämpfte der Tag noch mit der Nacht und weiße Dünste lagen auf der Ebene, wie ein großes Tuch. Mehrere Stunden schon belebte das freundliche Licht die Berge, ehe es in die wie unter Wasser stehenden Thäler dringen konnte.

Mein Weg war außerordentlich malerisch; eine Menge niedlicher Gebäude lagen an den Abhängen der Berge zerstreut und bildeten mehrere Weiler. Neue Anblicke boten sich nach einander meinem Auge dar; bald waren es einige, von reichlichen Brunnen umgebene Häuser; bald ein Bergstrom, über den eine ländliche Brücke führt, um in ein nahegelegenes, schattenreiches Erlens- oder Ahornwäldchen zu gelangen. Nach zwei Stunden kam ich in das Alpthal von Tffigen, wo ich den Fall des Baches gleichen Namens zur Linken ließ. Hier fand ich die Natur rauh und alle Numuth war verschwunden. Das Thal ist sehr eng und von hohen Bergen eingeschlossen; seine Länge beträgt zwei und eine halbe Stunde und seine Breite eine Viertelstunde. Ich verweilte in einer Sennhütte und schöpfte neue Kräfte, um den gefährlichen Weg zu überschreiten. Ein freundlicher Sennhirt und seine Tochter nahmen mich mit offener Herzlichkeit auf und bedienten mich mit Allem, was sie von Milch bereiten. Da ich die Gewohnheit habe, meine Alpenreisen immer allein zu machen, so hatte ich auch diesmal keinen Führer und keinen Reisegefährten; erstere sind oft so unwissend als der Reisende, und somit unnütz. Was

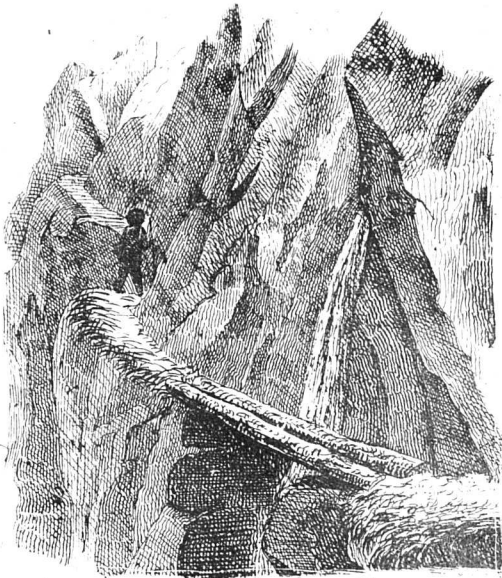
den Weg betrifft, so hatte ich deren schon so viele gefunden, daß ich keinen Augenblick im Zweifel war, ob ich auch diesen finden würde. Uebrigens hatte ich die besten Karten und Wegweiser bei mir, und hatte noch überdies Kunde davon eingezogen. Im Süden des Thales, gerade über den Sennhütten, erhebt sich eine senkrechte, 1500 Fuß hohe Felswand, welche derjenigen der Gemmi bei Leuk viel gleicht. Ueber diese Wand führt der Weg zum Rawaypass, und gewiß ist dieser Anblick geeignet, den mit den Aufspurfaden unbekannten Wanderer abzuschrecken. Ich zog noch den Hirten zu Rathe, fest entschlossen, ihm zu folgen; und nach der Beantwortung einiger Fragen, die er an mich gerichtet hatte, fand er mich im Stande, den Weg zu unternehmen, obgleich seine Tochter mehrere Einwendungen machte. Er rieth mir aber vornehmlich, schnell zu gehen, um noch zwei Reisende einzuholen, die den nämlichen Weg machten. Wohl ausgeruht und bereit, allen Gefahren zu trocken, verließ ich die Hütte und bog gegen die entgegengesetzte Seite des Thales ein. Bald darauf ging ich über die Brücke des Jffigenbachs, der ganz versiegt war. Dieser Bach nimmt seinen Ursprung im Jffigersee (5400 Fuß über dem Meere), eine halbe Stunde weiter oben im Hintergrunde des Thales; da aber während den heißen Sommertagen der Schnee, dessen Wasser den See und Bach bilden, ganz geschmolzen war, so hatten beide keinen Tropfen Wassers mehr. Nun wurde es höchst nöthig, daß ich meine Augen auf die schreckliche Felswand richtete; aber meine Hoffnung, einen Fußsteig zu erblicken und meine Nachforschungen darnach waren umsonst. Alles, was ich entdecken konnte, waren zwei schwarze, sich bewegende Punkte, die ich nur einen Augenblick sah und in ihnen meine zwei Vorgänger erkannte.

Der Weg führt im Zickzack über einen beträchtlichen Felssturz, der hie und da von einigen Lerchbäumen beschattet ist. Viele dieser Bäume waren von den Lawinen gebrochen oder ausgerissen worden; einige hatten eine ungeheure Größe. Nach einer halben Stunde Wegs war ich über den letzten Bäumen. Es scheint indessen, daß letztere ehemals noch weiter oben wuchsen, wie das aus den an diesen Orten herumliegenden Trümmern zu schließen ist. Eine halbe Stunde weiter oben findet man einen Abhang, genannt „der untere Stierleger“, 5140 Fuß über dem Meere. Da biegt der Fußpfad plötzlich links gegen die Felswand ein. Bis dahin und noch einige hundert Schritte weiter ist der Weg nicht sehr schlecht; aber wenn man an der sogenannten lauterer Ecken angekommen ist, wird er schrecklich. Auf einmal findet man sich an einem senkrechten Abhange von 1300 bis 1400 Fuß Tiefe, über welchen der Weg oft kaum breit genug ist, um beide

Füße neben einander zu stellen. Diese gefährlichen Stellen sind glücklicher Weise nicht lang, da der Felsen sehr ausgeschweift und uneben, an einigen Plätzen mit etwas Erde bedeckt ist, in welchen ein sehr kurzer Rasen Wurzel gefaßt hat. Ich benutzte einen dieser Plätze, der ein wenig geräumiger war, um mich zu setzen und mich an den Anblick des schrecklichen Abgrundes, den ich unter meinen Füßen hatte, zu gewöhnen. Von hier aus fielen meine Blicke auf das grüne Thal von Jffigen, aber in einer solchen Tiefe, daß ich kaum die Sennhütten, welche ich nur eine Stunde vorher besucht hatte, unterscheiden konnte. In der Ferne zeigte sich mir ein großer Theil des Lenkthales nebst den schönen Bergen, welche es umgeben. Der Fußweg, welchen ich zu verfolgen hatte, und der sich immer schwieriger zeigte, wurde unbequem und gefährlich durch kleine, bewegliche Steine, womit er bedeckt war und welche auf einem ohnedies jähen Abhange dem Schritte des Fußgängers wenig Sicherheit gaben. Endlich kam ich zu einer Stelle, wo der Felsen durch einen Wasserfall, der gerade auf den Fußweg herabfiel, ausgehöhlt war. Es war unmöglich, ihn zu vermeiden, indem ein Abgrund zur Linken und eine senkrechte Felswand zur Rechten dem Wanderer nicht erlaubten, auch nur einen Finger breit von dem schmalen Fußweg abzuweichen. Das herabstürzende Wasser, obgleich nicht beträchtlich, war dennoch hinreichend genug, um gänzlich durchnäßt zu werden, besonders in diesem Jahre, wo die Hitze den Schnee, der den obern Theil dieser Felswand deckt, schnell schmolz. Da es sehr unklug und höchst gefährlich gewesen wäre, an einem solchen Orte meinen Regenschirm, den ich bei mir trug, zu öffnen, so ergab ich mich in mein Schicksal und durchschritt, meinen Hut in die Stirne gedrückt, den Rock zugeknöpft und den Hals mit meinem Sacktuche umbunden, den Wasserfall in raschem Schritte. Dieses Eisbad war so wenig angenehm, daß die Hitze der Sonne, welche mich seit einer halben Stunde sehr belästigt hatte, jetzt sehr wohlthuend auf mich einwirkte. Doch der schwierigste Paß war noch zu überschreiten. In geringer Entfernung stieß ich auf eine andere Aushöhlung von beträchtlicher Tiefe, wo sich gleichfalls ein Wasserfall herabstürzt. Aber hier hatte das Aufsprallen des Wassers den Felsen dergestalt ausgehöhlt, daß zur Anlage eines Fußweges durchaus kein Raum übrig blieb. Man hatte durch zwei runde Stücke Holz nachgeholfen, die eine Art Brücke bildeten, so daß der Wasserfall, der einen Theil seines Wassers auf den Steg warf, von der Felswand abgesondert wurde. In dieser Vertiefung sah ich senkrecht unter meinen Füßen den Grund des Thales in einer Tiefe von 1500 Fuß.



VON WART'S TOD



Nach Durchstreifung des inneren Theiles der Alpen im ganzen Sinne des Wortes hätte ich mir doch einen solchen Uebergang nicht vorgestellt, obgleich der Hirt von Iffigen mich benachrichtigt hatte, daß hier eine etwas schwierige Stelle sich zeige, und, wahrscheinlich um mich beruhigen zu wollen, versicherte, daß man ehemals den Rawayspas mit Kühen und Pferden gegangen sei, was wirklich an etlichen Plätzen deutlich zu erkennen war an den Spuren menschlicher Arbeiten und an Ueberresten von Fußwegen, welche früher gangbarer gewesen sein sollen, aber seitdem durch das Einstürzen der Felsen abgeschnitten und weggerissen worden sind. Auch unterließ der gute Mann nicht, mir zu erzählen, daß mehrere Personen hier ihren Tod gefunden hätten: drei derselben aus dem Dorfe Lenk, welche er gekannt habe, seien zu verschiedenen Zeiten in den Abgrund gestürzt, den ich zu überschreiten habe; eine vierte Person allein, setzte er hinzu, hat das Glück gehabt, an einem Vorsprung des Felsens hängen zu bleiben, von wo man sie zurückziehen konnte. So gefährvolle Derter müssen für denjenigen, der nicht frei von Furcht ist und keine erprobten Füße hat, ein Gegenstand des Schreckens sein; denn nicht bloß ein kleiner Schwindel, sondern die geringste Zerstreuung oder ein unsicherer Schritt würde dem unvorsichtigen Wanderer das Leben kosten. Mein Herz schlug mit starken Schlägen beim Anblick dieses Ueberganges; aber ich hütete mich wohl, den Fuß dahin zu setzen, ohne meinen Blick daran gewöhnt zu haben. Verschiedene Gegenstände, mit denen ich beladen war, hinderten mich sehr, selbst mein langer Alpenstock war mir mehr lästig als nützlich. Nachdem ich mein Gepäck so gut wie möglich nach den Gesetzen des

Gleichgewichts geordner hatte, fieng ich an nach Art eines Seiltänzers auf den zwei nassen Stücken Holz fortzuschreiten, ohne mich mit Betrachtung dessen, was unter meinen Füßen in einer Tiefe von 1500 Fuß vorging, zu vergnügen, noch die Wassertropfen zu zählen, die mir auf den Kopf fielen und kam endlich glücklich hinüber. Noch eine Viertelstunde lang verfolgte der Fußweg den Rand des Abgrundes; mich alsdann rechts wendend kam ich, unaussprechlich froh, nachdem ich von dem Thale an zwei Stunden lang fortwährend gestiegen hatte, auf einem weniger schroffen Abhange an, der sowohl diesen gefährlichen Fußsteig, als auch die Felswand endigt. Ich setzte mich zwischen den Steinblöcken nieder, um mit Muße der weiten Aussicht auf eine Menge Berge und auf die Thäler von Lenk und Iffigen zu genießen, welche das Auge von hier aus erblickt, und die ich jetzt ohne Gefahr mustern konnte. Der Himmel war mit einem steckenlosen Blau überkleidet, was mir nicht unwichtig war, indem es Tollkühnheit wäre, sich bei zweifelhaftem Wetter an diese Derter zu wagen.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Der Tod Rudolfs von Wart.

Kaiser Albrecht hatte kaum erfahren, daß die von ihm in den Waldkantonen aufgestellten Amtleute verjagt worden seien durch das Volk dieser Gegenden, welche er durch den Druck von Plackereien und erniedrigenden Behandlungen aller Art seinem hohen Willen zu unterwerfen dachte, als er, racheschnaubend nach dem Aargau zog, begleitet von der Blüthe des Adels. Unter dieser befand sich Johann von Schwaben, sein Neffe und Mündel, der ihn seit langer Zeit fruchtlos um sein väterliches Erbtheil bat, welches er ihm unrechtmäßiger Weise vorenthielt. In Verbindung mit einigen anderen Herren, die gleichfalls unzufrieden und von dem Geiste des Aufbruchs befeelt waren, beschloß dieser, sich des Kaisers zu entledigen. Den ersten Mai 1308 verließ der Kaiser Baden, um seiner Gemahlin entgegen zu reisen und setzte bei Windisch über die Reuß. Kaum hatte er den Fuß auf das Land gesetzt, so stieß ihm Herzog Johann die Lanze in den Hals mit den Worten: „Empfange den Lohn deiner Ungerechtigkeit!“ Rudolf von Balm durchbohrte ihm den Leib mit seinem Degen und Walther von Eschenbach spaltete ihm den Kopf. Rudolf von Wart, einer der Mitverschwornen, der bei dieser Scene gegenwärtig war, legte keine Hand an ihn. Nach der That betrachteten sich die Mörder gegenseitig und zerstreuten sich in demselben Augenblick, um einander nie wieder zu sehen. Der Kaiser starb in den Armen einer armen Frau, welche der Zufall hieher geführt hatte.

Diese Frevelthat erregte allgemeinen Unwillen, so daß man überall den Mördern eine Zufluchtsstätte verweigerte. Die Gemahlin, der Sohn und die Tochter Albrechts (Leopold und Agnes) schwuren schreckliche Rache an den Urhebern dieses Frevels zu üben und entledigten sich ihres Schwures mit schrecklicher Erbitterung und Barbarei. Da die Schuldigen nicht



erreicht werden konnten, so kühlten sie ihre Rache an den Unschuldigen. Das Schloß Wartburg wurde zerstört und alle seine Bewohner mußten über die Klinge springen. Das Schloß Fahrwangen ergab sich mit Kapitulation; drei und sechzig Edelleute wurden hier in Gegenwart Leopolds und Agnesens enthauptet und diese rief bei dem Anblicke des Blutes der Unschuldigen, das zu ihren Füßen rieselte, aus: „Ich habe mich im Mairthau.“ Dieselben Grausamkeiten erfuhren die Schloßer Altbüren und Maschwanden. Als alle Bewohner des letztern niedergemacht waren, hörte man ein Kind seufzen: es war das von Eschenbach. Die unversöhnliche Agnes ergriff es und suchte es zu erwürgen, und nur mit Mühe konnten wilde Soldaten, menschlicher als sie, es ihren Händen entreißen. Ströme Blutes wurden in der ganzen Schweiz vergossen; mehr als tausend Personen jedes Alters und jedes Geschlechts hauchten unter Henkershand ihr Leben aus; ganze Familien wurden zerstört und tausende von Wittwen und Waisen an den Bettelstab gebracht. Der geringste Verdacht, in irgend einer Verbindung mit einem der Verschwornen gestanden zu sein, reichte hin, um aller seiner Güter verlustig zu werden. So viele Thränen, so vieles Elend konnte die grausame Rache Agnesens nicht besänftigen; und doch entquoll kein Tropfen Bluts den Adern der Schuldigen, die alle in der Verbannung starben, ohne daß der Name ihres Aufenthalts der Nachwelt wäre entdeckt worden. Von Wart, welcher nur der Zuschauer des begangenen Verbrechens gewesen, war der Einzige von den vier Verschwornen, der zu leiden und gleichsam die Schuld der übrigen zu tragen hatte. Der Unglückliche, der nach Avignon zu dem Papste geflohen war, um Lossprechung von seinen Sünden zu erhalten, wurde von dem Grafen

von Blamont, einem Verwandten seiner Frau, zu welchem er sich geflüchtet hatte, verrathen und für eine Summe Geldes den Kindern Albrechts überliefert. Man führte ihn nach Brugg in die Hände blutiger Richter. Obgleich er keines andern Verbrechens, als bei dem Tode des Kaisers gegenwärtig gewesen zu sein, überwiesen werden konnte, so bedurfte es nichts weiter, um ihn zum schrecklichsten Tode zu verurtheilen. Die junge Gemahlin Warts flehte vergebens auf den Knieen um Gnade für ihren Gemahl; vergebens warf sie sich zu den Füßen Elisabeths und Agnes, und beschwor sie bei ihrem ewigen Heile, sich erweichen zu lassen; aber weder ihre Schönheit noch ihre Verzweiflung konnten die unerbittlichen Herzen bewegen. Von Wart wurde an dem Schweife eines Pferdes auf die Richtstätte geschleift, gerade der Platz, wo Albrecht getödtet worden war. Hier wurde er lebendig gerädert. Unter den Qualen der Todesstrafe schrie er, daß er unschuldig sterbe, daß hingegen Albrecht, besudelt von dem Blute seines Vorgängers und als Räuber des Erbguts seines Neffen, eher verdient hätte, was er in diesem letzten Augenblicke leide. Seine trostlose Gemahlin blieb drei Tage und drei Nächte unter dem Rade auf den Knieen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; mit sterbender Stimme sprach er ihr Trost ein und bat sie flehentlich, sich zu entfernen, indem ihre Thränen ihm schmerzlicher seien als die Todesstrafe, die man ihn ausstehen lasse; aber sie verließ ihn nicht bis er mit seinem letzten Seufzer zu leiden aufgehört hatte. Als dann begab sie sich zu Fuß nach Basel, wo sie in einem Kloster, von Schmerz überwältigt, ihr Leben endigte.

Schweizertrachten

des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Kenntniß der Gebräuche der Schweizer des 14. und 17. Jahrhunderts verdanken wir großentheils den Aufwandsgesetzen, welche die weisen und klugen Obrigkeiten der Schweiz von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt machten. Das Reich der Mode herrschte damals, wie in unsern Tagen, mit allen seinen Verzerrungen und Lächerlichkeiten. Aber die Gesetzgebung jener Zeiten, welche diese Neuerungen als gefährlich für die Sitten betrachtete, verfuhr etliche Male mit vieler Strenge gegen sie.

Gegen die Mitte und das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren es hauptsächlich die Vornehmen Berns, welche, in häufiger Verbindung mit den verschiedenen Höfen Europens, sich vor den andern Schweizern durch die Pracht ihrer Kleidung auszeichneten. Die Frauen trugen seidene Hauben, glänzend von Gold und Edelsteinen; ihr langer, bunter Schlepprock war durch einen reich gearbeiteten Gürtel

zusammengehalten und ihre Füße waren mit Schnabelschuhen geziert. Die Männer bekleideten sich mit einem Wamms, so anliegend, daß es alle Formen des Körpers zeigte, und über welches sie öffentlich einen kurzen Mantel ohne Ärmel trugen; auch sie bedienten sich der Schnabelschuhe.

Im Jahre 1470 ließ Peter Kistler, vormal's Metzger, aber durch seine Ränke zu der Würde eines Schultheißen erhoben, die Verbote gegen den Luxus erneuern, um die Vornehmen zu demüthigen. Die



langen Schleppen der Kleider und die Schnabelschuhe wurden verboten; jedoch die Edeln kummerten sich so wenig darum, daß sie sogar eines Sonntags mit langen Röcken und Schnabelschuhen in der Kirche erschienen, und dadurch großen Aufruhr unter der Partie Kistlers erregten. Des andern Tages mußten sie vor dem allgemeinen Rath der Bürgerschaft erscheinen, und wurden von diesem zu Geldstrafen und zu einer monatlichen Verbannung aus der Stadt verurtheilt. Aber diese Maasregeln erbitterten nur noch mehr. Bern sah sich dadurch mehrerer Männer beraubt, die wegen ihrer, dem Vaterlande geleisteten Dienste in der ganzen Schweiz geschätzt und geehrt waren. Bald entstand ein Murren und in kurzer Zeit bezeugte das ganze Land laut seine Unzufriedenheit. Eine zahlreiche Gesandtschaft aller Bundeskantone, sowie ihrer verbündeten Freunde und Bürgerschaften des ganzen Schweizerlandes, kam an, um die Parteien zu versöhnen und einem Bürgerkriege vorzubeugen, der aus Veranlassung der Schnabelschuhe und der Kleiderschleppen auszubrechen drohte. Nach langem Zögern gaben endlich beide Theile etwas nach, und der Friede stellte sich wieder her.

Das Schloss Laufen.

Auf einem Felsen, der den wohlbekannten Rheinfall beherrscht, liegt das Schloß Laufen, im fünfzehnten Jahrhundert der Familie Sulach von Schaffhausen gehörig. Im Jahre 1441 ließ es der Herzog von Oestreich, welcher mit den Eigenthümern desselben in Zwistigkeiten gerathen war, belagern. Sehr gedrängt und entblößt von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, konnte sich die Besatzung nicht lange gegen die überlegene Stärke des Feindes halten, und beschloß, das Schloß zu verlassen, was sie unter dem Schutze einer dunkeln Nacht und begünstigt von dem Geräusche des Rheinfalles glücklich ausführte, vermittelst langer Stricke, an welchen sie sich auf einer Seite der Mauer, die von den Feinden wegen der Schroffheit des Hügels weniger bewacht war, hinabließ. Ein einziger Mann blieb zurück. Des folgenden Tages machte ein Herold den Belagerern Unterhandlungsvorschläge von Seite der Besatzung: jene, wahrscheinlich aus Besorgniß, die Belagerung möchte sich in die Länge ziehen, zeigten sich sehr geneigt, und erlaubten den Belagerten, mit Saß und Pack auszugehen; aber wie staunten sie, als sie nur einen Soldaten und eine alte Frau im Schlosse antrafen. Dennoch hielten sie, ungeachtet ihrer Täuschung, treulich das gegebene Versprechen. Ehrendvoll, und mit Allem, was es Kostbares hatte, beladen, hielt der Stellvertreter der Besatzung seinen Auszug aus dem Schlosse.

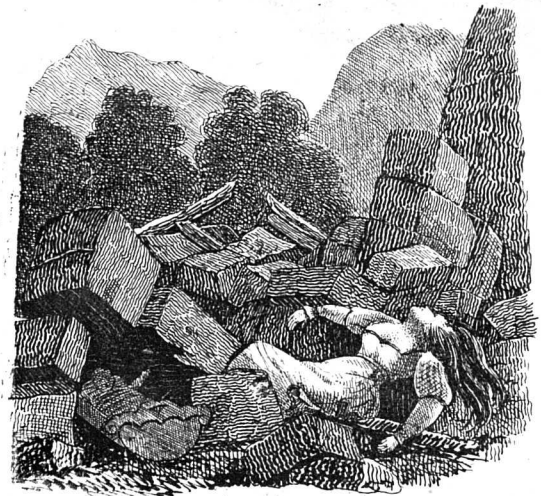


Erdbeben zu Basel.

Seit dem 13. Jahrhundert war Basel eine der reichsten und mächtigsten Städte Deutschlands: durch ihre Universität und die berühmten Männer, welche darin das Tageslicht erblickt hatten, erlangte sie einen großen Namen; ihr großer Handel und ihr Gewerbsfleiß waren für sie während einer langen Reihe von Jahren eine Quelle der Macht und des Wohlstandes. Einige unheilvolle Jahre reichten hin, diesen Wohlstand auf immer zu zerstören. Im Jahr 1349 raffte die Pest in dieser Stadt 10,000 Menschen dahin. Diese starke Zahl kann einen Begriff von ihrer damaligen Bevölkerung geben. Zu verschiedenen Malen war diese Gegend von heftigen Erderschütterungen heimgesucht worden; eine der fürchterlichsten erneuerte sich, den 18. October 1356, mit allen ihren Schrecken.

Am Abende dieses Tages hatte man schon einige leichte Stöße verspürt; aber um 10 Uhr ließ sich ein dumpfes Geräusch in den Eingeweiden der Erde vernehmen, das sich in ein tiefes Gebrülle verwandelte; bald ward der ganze Boden durch einen heftigen Stoß bewegt. Die Einwohner, die sorglos von den Arbeiten des Tages ausruhen wollten, stürzten erschreckt durch die Vorzeichen eines fürchterlichen Ereignisses aus ihren Häusern. Aber wohin fliehen? — Eine schreckenvolle Dunkelheit hatte den Himmel mit der Erde vermischt, der Boden spaltete sich, Schwefeldünste aushauchend, und bewegte sich fortdauernd, obwohl mit weniger Heftigkeit. Plötzlich wurde die Erde mit neuer Wuth erschüttert, ein schreckliches Geräusch ertönte; Häuser und Berge wankten und stürzten mit entsetzlichem Krachen zusammen. Von allen Seiten suchten die Bestürzten diesen Ort der Verzweiflung zu fliehen; sie drängten und stießen sich in der Finsterniß, um über die Trümmer hinweg einen Zufluchtsort zu finden. Das Geschrei der Noth und des Schmerzens erfüllte die Luft: Hier schrie eine Mutter, ihr Kind in die Arme drückend, dort ein Anderer unter Trümmern begraben, um Hülfe. Anderswo floh eine Menge Leute aus einem Hause, das einstürzte, um durch den Fall eines andern begraben zu werden. Zehn Stöße, der eine heftiger als der andere, folgten in kurzer Zeit auf einander; die Kathedraalkirche mit allen ihren Glocken fiel in den Rhein; beinahe alle übrigen Kirchen zeigten nichts als einen Haufen Schutt; die Häuser der Reichen wie der Armen hatten gleiches Loos. Drei bis vierhundert Menschen befanden sich zerschmettert unter den Trümmern ihrer Stadt, als sich plötzlich in der Mitte der Dunkelheit ein röthliches und unglückswangeres

Leuchten, eine schauerliche Helle über diese Verzweiflungsscene verbreitete. In der Vorstadt St. Alban war mitten unter den brennbaren Materialien der eingestürzten Häuser Feuer ausgebrochen. Niemand suchte es zu löschen; jeder war nur auf die Rettung seines Lebens bedacht. Die Feuersbrunst machte reißende Fortschritte in allen Theilen der Stadt; überall sah man Feuerfäulen und Rauchwolken sich zum Himmel erheben. Acht Tage lang brannte das Feuer fort und verzehrte, was vom Erdbeben verschont worden war, und erlöschte nur aus Mangel an Nahrung. Kaum 100 Häuser von Holz blieben innerhalb der Stadtmauer stehen. Aber die Zerstörung beschränkte sich nicht auf die Stadt Basel allein. In derselben Nacht traf dasselbe Loos 84 Herrenschlösser in den Bisthümern Basel und Konstanz. Das von Pfeffingen, auf der Höhe eines Felsens gelegen, stürzte ein und fiel in das Thal, wo das kleine Kind der Gräfin gesund und wohl erhalten in seiner Wiege zwischen zwei großen Steinen gefunden wurde. Die Stadt Liestal wurde von Grund aus zerstört; das Chor und ein Theil des Thurmes der Kathedraalkirche zu Bern stürzte ein, das ganze Juragebirge wurde bis in seine innersten Grundfesten erschüttert; ganze Wälder



wurden von den Eingeweiden der Erde verschlungen. Von dieser Begebenheit schreibt sich der See von Stalieres.

Ein Rath Kaiser Abrechts erinnerte diesen an die Feindschaft der Stadt Basel gegen seine Herrschaft und an die schöne Gelegenheit, sich jetzt an ihr zu rächen. Diesem erwiederte der Fürst: „Da



ERDBEBEN ZU BASEL



sei Gott vor, daß Albrecht von Oestreich diejenigen tödte, welche der Arm Gottes so strenge heimgesucht hat.“ Sogleich sendete er auf seine Kosten 400 Mann ab, um den Baslern ihren Schutt wegräumen zu helfen. Auch die Städte Straßburg, Mühlhausen, Rheinfelden, Neuenburg u. kamen zu ihrer Unterstützung herbei. Die Basler waren so entmuthigt, daß ein Theil derselben die Stadt an einem andern Orte wieder aufbauen wollte. Doch ermunterten sie sich wieder so, daß mit Hilfe der Bundesgenossen ihre Stadt in einigen Wochen wieder erbaut und befestigt ward.

Die Stadt Freiburg

unterwirft sich Savoyen.

So lange die Stadt Freiburg unter der Herrschaft Oestreichs stand, zeigte sie sich beständig diesem Hause treu, wodurch sie in lange Kriege mit Bern und dessen Verbündetem, Savoyen, verwickelt wurde. Letzterem schuldete sie 100,000 Gulden, hatte aber anderseits bedeutende Anleihen an Oestreich gemacht, welche dieses zurück zu bezahlen weigerte. Der Marschall von Hallwyl, Kommandant der Stadt, übte die ihm übertragene unumschränkte Gewalt mit außerordentlicher Strenge aus. Er ließ sogar eine der ersten obrigkeitlichen Personen der Stadt, der er sicheres Geleit versprochen hatte, aufheben und an einen Baum hängen. Durch ähnliche Plackereien entfremdete er sich die Herzen der Bürger gänzlich, so daß einige nach Bern auswanderten. Die Unterhaltung einer fremden Besatzung und die ungerechte Weigerung des Herzogs Albrecht, der Stadt die erhaltene Summe zurück zu bezahlen, trugen nicht wenig dazu bei, das Uebergewicht Oestreichs in dieser Gegend zu vermindern. Aufrührische Bewegungen und Drohungen Berns überzeugten endlich den Marschall, daß seine Herrschaft sich zu Ende neige. Doch wollte er sich, nach der Ueberzeugung, daß Freiburg von ihm abfallen werde, vor seiner Entsagung für den Abfall ihrer Bürger rächen. In dieser Absicht benachrichtigte Hallwyl plötzlich die Obrigkeit von der nahen Ankunft des Herzogs Albrecht, der kommen werde, um Alles zu friedem zu stellen, und theilte ihr die Vorbereitungen mit, welche er zum würdigen Empfang treffen wollte; „aber da ich,“ fügte er hinzu, „nicht hinreichend mit Silbergeräth versehen bin, so möchte ich die Reichen der Stadt bitten, mir das ihrige zu leihen, um das Fest glänzender begehen zu können.“ Diese Bitte schien ganz natürlich, und demnach wetteiferten die reichen Bürger und die Edelleute, ihr Silberzeug und anderes Hausgeräth von Werth einzusenden. Der festgesetzte Tag der Ankunft kam herbei; man hatte

großen Aufwand gemacht, um einen so hohen Gast würdig zu empfangen, die ganze Stadt war in Bewegung. Der Marschall und der Bürgermeister an der Spitze des ganzen Adels in glänzender Rüstung gingen in prachtvollem Aufzuge aus der Stadt, dem Herzoge entgegen. So ritten sie ungefähr eine Stunde lang fort, als sich in der Ferne ein Trupp Reiter zeigte. In demselben Augenblicke wendete Hallwyl sein Pferd gegen seine glänzende Begleitung und übergab dem Bürgermeister ein Schreiben, worin der Herzog seinen Rechten auf die Herrschaft entsagte. Bis hieher ging Alles gut; aber als der treulose



Statthalter weiter erklärte, daß die Anleihen der Stadt an den Herzog und das Silbergeräth, welches er heimlich habe wegschaffen lassen, der Preis ihrer Freiheit seien, dann seinem Pferde beide Spornen eindrückte und sich im raschen Lauf entfernte, stand seine Begleitung, wie man leicht denken kann, in der größten Bestürzung.

Das Gespräch dieser Herren bei der Rückkehr in die Stadt hat uns die Geschichte nicht hinterlassen; hingegen berichtet sie uns, daß sich die Stadt Freiburg durch den schlechten Streich Oestreichs in der schwierigsten Lage befand. Der Herzog von Savoyen, ihr unerbittlicher Gläubiger, ließ die unglückliche Stadt, die ohne Hülfe und ohne Kredit an dem Rande des Verderbens schwebte, auf's schmählteste verfolgen. Um das Uebel auf das Aeußerste zu treiben, drohte eine große und gefährliche Verschwörung des Landvolkes gegen die Stadt auszubringen, welche nur durch die Hinrichtung von acht der vornehmsten Rädeßführer gedämpft werden konnte. Dann ergaben sich die Freiburger, die sich nicht zu helfen wußten, an den Herzog von Savoyen, ihren vornehmsten Gläubiger, schwuren ihm Treue im Jahre 1462, und blieben unter desselben Herrschaft bis zu dem Kriege von Burgund. Dieser Fürst war übrigens ein billiger und edelmüthiger Herrscher, der durch Sanftmuth die Liebe seiner neuen Unterthanen, welche Oestreich durch Ungerechtigkeit und Plackereien verloren hatte, zu gewinnen suchte.

Ausfluß der Aar aus dem Brienzersee.

Den Mauern der Umgebung des alten Klosters Interlaken, welche durch das dichte Laubwerk stolzer Nußbäume beschattet sind, folgend, kommt man auf der Zollbrücke an, die auf das jenseitige Ufer der Aar führt. Von hier aus ist der Entwurf dieser Brücke, den die Zeichnung Nr. 12 vorstellt, aufgenommen worden. Dieser Standpunkt ist gewiß keiner der uninteressantesten der Umgebungen Interlakens, welche so viele entzückende Lagen vereinigen. Zur Linken sieht man Abhänge mit einer Menge Nußbäume und andern fruchtbaren Bäumen besetzt, zwischen welchen einige Wohnungen des Dorfes Goldswyl durchschimmern; weiter im Hintergrunde findet sich ein hoher Hügel, auf welchem man die Ruinen der alten Kirche Goldswyl entdeckt. Dieser Theil der Gegend macht einen sehr malerischen Eindruck. Rechts hinter dem Hügel liegt der kleine See von Goldswyl. Im Hintergrunde des Gemäldes erhebt sich der Berg von Feltwald, 7120 Fuß hoch, und die Furka, 7050 Fuß über die Meeresfläche. An ihrem Fuße bemerkt man einen Theil des Brienzersees, aus dem die Aar ruhig und majestätisch in ihr weites Bett fließt, in welchem die grüne Landschaft mit ihren Ufern sich spiegelt.

Lebensbeschreibung

des

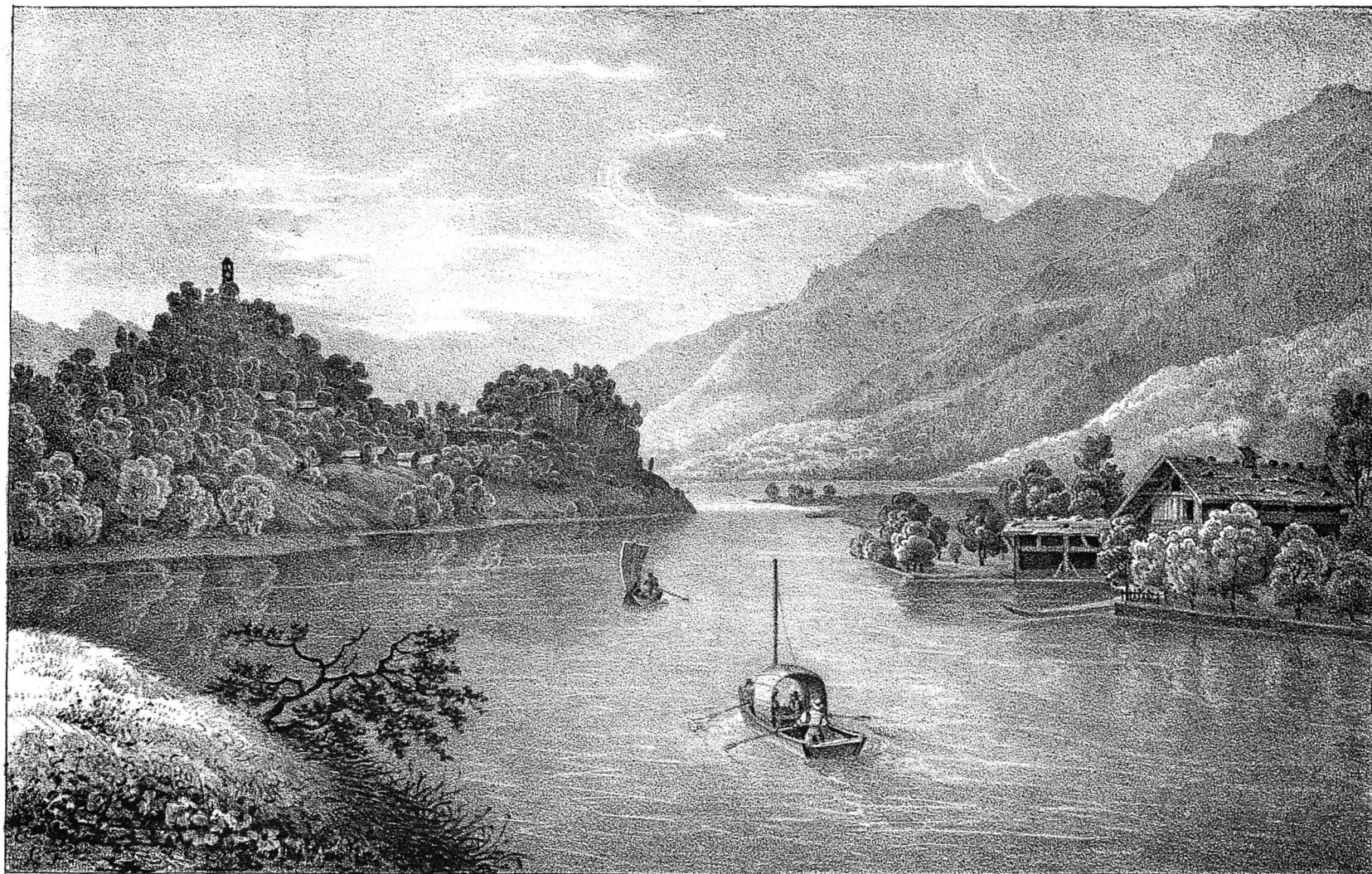
Thomas Platter.

Das außerordentliche Schicksal dieses Mannes und seine von ihm selbst beschriebenen Abenteuer sind sehr geeignet, die Sitten der Epoche, in welcher er lebte, zu schildern. Platter wurde 1499 zu Gränchen, einem Dorfe im obern Walliserlande, bei Visp, geboren. Sein Großvater, der ein Alter von 126 Jahren erreichte, heirathete sich noch einmal in seinem hundertsten Jahre mit einem dreißigjährigen Mädchen, von der er einen Sohn erhielt. In derselben Pfarrei lebten zu gleicher Zeit noch zehn Menschen älter als er. Seinen Vater verlor er bald durch die Pest, und seine Mutter, die sich wieder verheirathete, sowie seine Geschwister, die sehr zahlreich gewesen zu sein scheinen, verschwanden so, daß er nie weder ihren Namen, noch ihr Schicksal kennen lernte. Da unser Held das Tageslicht in dem Augenblicke erblickte, als man die Messe läutete, so schloß man, er werde einst ein Priester werden. Seine Vafen nahmen ihn sehr jung zu sich. Er erzählt, einst habe ihn eine von diesen genommen, und in ein anderes Haus getragen, wo eine andere Vase lebte; hier haben sie ihn auf einen mit Stroh bedeckten Tisch gelegt, eingewickelt und seien entflohen. Ein anderes Mal seien sie, nachdem sie ihn in's Bett gelegt hatten, in ein anderes Haus gegangen, um zu

wachen: in der Zwischenzeit aufgewacht, und sich ganz allein sehend, flüchtete er sich, ganz nackt, in einer sehr finstern und kalten Nacht aus dem Hause. Er wurde durch Bauern, welche sein Geschrei herbeizog, und ihn halberfroren in dem Schnee fanden, aufgenommen, und fand sich, als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, zwischen zwei unbekannten Menschen, auf einem Bette liegend. Er war kaum drei Jahre bei seinen Verwandten, als eines Tages der berühmte Kardinal Schinner kam, um in der Kirche des Dorfes, wo einer seiner Verwandten das Priesteramt bekleidete, die Kinder zu firmeln. Sein Pathe fand sich auch da ein. Anstatt aber diesen zu erwarten, lief das Kind auf Schinner zu, welcher fragte, was er wolle. „Ich will gefirmelt sein,“ war die Antwort. „Und wie nennst du dich?“ fragte der Kardinal lachend. „Ich nenne mich Herr Thomas.“ Diese Antwort erfreute den Kardinal noch mehr, und er sagte zu seinem Taufpaten, indem er dem Knaben eine Hand auf die Schulter legte, und mit der andern die Wange streichelte: „Dieses Kind wird einst ein außerordentlicher Mann werden, und wer weiß, vielleicht ein Priester!“ Diese prophetischen Worte und die Umstände, welche seine Geburt begleitet hatten, machten, daß man ihn bald zur Schule sendete.

Kaum war Platter sechs Jahre alt (1505), als man ihn zu einem seiner Onkel schickte, um die Ziegen zu hüten, wobei er durchaus nicht glücklich war. Genöthigt im Schnee herumzuspringen, verlor er seine Schuhe und kam baarfuß nach Hause, wo er gezankt und geprügelt wurde. Ungefähr zwei Jahre lang mußte er dieses Amt versehen, aber wie? Er war so klein, daß wenn er die Stallthüre der Ziegen öffnete, und nicht schnell genug auf die Seite sprang, diese, in ihrer Ungeduld, ihrem Gefängniß zu entkommen, ihm über den Kopf sprangen, ihn über den Haufen warfen, und ohne alle Achtung für den zukünftigen großen Mann, um ihn und auf ihm herum sprangen und hüpfen. War es ihm endlich gelungen, seine ungelehrigen Zöglinge jenseits der Brücke von Visp zu bringen, so hatte er wieder neue Trübsal von ihnen auszu sehen. Die behenden vierfüßigen Thierchen sprangen in das Klee- und Haferfeld, ihres kleinen Treibers spottend. Alsdann weinte der arme Knabe über seine vergeblichen Bemühungen, und alle Abende wurde er gepeitscht. Einige seiner Kameraden hatten endlich Mitleiden mit ihm und halfen ihm seine Heerde hüten. Täglich verließen sie alle das Dorf, die nöthigen Bedürfnisse für den Tag, d. h. ein Stück Roggenbrod und etwas mageren Käse auf dem Rücken. — Die Fortsetzung der Trübseligkeiten, welche den jungen Platter erwarteten, werden wir später mittheilen.

(Die Folge in der nächsten Nummer.)



AUSFLUSS DER AAR
aus dem Briener-See.

Reise von Thun nach Sitten

über den Rawnlypass.

(Fortsetzung und Ende.)

Man hatte mir schreckliche Beispiele von Reisenden erzählt, welche überrascht von ungestümem Wetter in diesen abgelegenen Gegenden ihren Tod fanden. Fünfzehn Personen von der Gemeinde Lenk sollen seit Mannesgedenken auf diesem Wege umgekommen sein. Im Monat Juli 1760 machten denselben drei starke Männer, um zu Aylent im Walliserlande Wein zu holen. Auf ihrer Rückkehr wurden sie von dem Sturme überfallen und drei Tage nachher fand man sie alle drei todt an der erhabensten Stelle des Weges. Fünf Jahre nachher fand man einen andern Unglücklichen, der den Weg verfehlt hatte, entseelt auf dem Berge, wo er zwei Tage lang in der Irre gegangen war. Die Unglücksfälle wiederholten sich in den Jahren 1781, 1783, 1790 und 1805. Im Jahr 1814 wurde, sechs Jahre nach seiner Abreise, ein Bauer von Lenk, welcher wahrscheinlich auch den Weg verloren hatte, am Fuße eines Felsens an der Grenze von Wallis gefunden, alle Glieder zerbrochen und den größten Theil des Kopfes weggerissen. Einen Andern, im Jahr 1817 von einer Lawine fortgerissen, fand man erst im folgenden Jahre.

Meine Kleider waren noch lange nicht trocken, und ein scharfer Wind wehte in diesen Höhen. Deshalb schritt ich rasch vorwärts und bewunderte nur im Vorübergehen die Menge von Alpenpflanzen, die zwischen den Felsen hervorsprossen: die Alpenrose allein fehlte in diesem Garten; aber als Ersatz blühten da, wo der Schnee so eben geschmolzen war, die Silene, die Schlüssel- und die Drattelblume. Nach einem kurzen Marsche sah ich mich von hohen Schneehaufen umgeben, welche überall kleine Bäche unterhielten, die sich zwischen den Felsen hervordrängten.

Diese Stelle, 5850 Fuß über dem Meere, und die Gränze zwischen den Kantonen Bern und Wallis bildend, war vordem ein Weideplatz, was auch sein Name bezeugt. Der Fußsteig war zwar nicht beschwerlich, aber so wenig zu erkennen, daß ich die Spur gänzlich verlor. Schon lange hatte ich die Hoffnung aufgegeben, die drei Männer, welche vor mir das Thal verlassen hatten, einzuholen, doch glaubte ich, ihre Spuren in dem Schnee zu erkennen. Dies bestimmte mich, auf einen der höchsten Felsen der Umgebung zu klettern. Aber ach! keine Spur lebender Wesen, nichts als eine schreckliche Schneewüste entdeckte mein Auge. Glücklicher Weise

war mir die Richtung, die ich nehmen mußte, wohl bekannt; ich wandte mich also rechts, mitten durch ein Schneefeld, hart genug, um das Einsinken zu verhindern, und kam, immer steigend, endlich auf einer Art von Ebene an, die keinahe den höchsten Punkt des Rawnlypasses bildet. Nie werde ich die Aussicht vergessen, die sich vor meinen Blicken entfaltete. Vor mir ein hohes, ides Thal ohne alle Vegetation und mit Schnee bedeckt, wie die Zerge, welche es umgeben; links das Mittagshorn (9780), und der Rohrbachstein (9060); rechts, ganz nahe bei mir das Rawnlyhorn (9340) und etwas entfernter die Schneescheide (9090). Unmittelbar zu meinen Füßen und in einer Tiefe von 300 Fuß entdeckte ich den Rawnlysee, den schrecklichsten, den ich je sah; auf allen Seiten umgeben von ungeheuren Schneefeldern, die durch ihre steilen Abhänge denselben unzugänglich machen und auffallend mit der bläulich-schwarzen Farbe seines Wassers abstechen. Und dennoch war dieses so hell, daß ich die Schneefelder noch bis auf dreißig Fuß Tiefe unterscheiden konnte, und Eisschollen von ungeheurer Größe, deren Dicke ich, so gut es die Durchsichtigkeit erlaubte, auf 15 bis 20 Fuß schätzte und die auf der Oberfläche des Sees hin und her schwammen. Ein sehr großes, durch Lawinen, welche beständig von dem Rawnlyhorne herabstürzen, gebildetes Schneefeld taucht sich äußerst jäh bis in die Tiefe des Sees. Es war nicht möglich weiter zu gehen, ohne diesen Schneehang zu durchschreiten, wo ich deutlich die Spuren von Menschen unterscheiden konnte. Hier ereignete sich vor ungefähr vierzehn Jahren eine tragische Begebenheit. Eine Frau von Frutigen und zwei Männer von Lenk kamen aus dem Walliserlande, thm sie einige Tage vorher gegangen waren, auf dem bemerkten Abhänge an; erstere verfehlt den Tritt, glitschte mit der Schnelligkeit eines Pfeils in der Höhe hinab, und verschwand in den Tiefen des Sees. Es war rein unmöglich, ihr zu Hülfe zu eilen; erst etliche Tage nachher konnte man mit der größten Anstrengung den Körper aus dem Abgrunde ziehen. Ich verfolgte auf diesem Wege die Spuren meiner Vorgänger; wobei das Ausglitschen durchaus nicht zu befürchten war, denn ich sank oft bis zur Hälfte des Körpers in den Schnee, was den Marsch sehr hinderte und erschwerte. Schroff hinlaufende Schne

felder quer zu durchschneiden, ist sehr gefährlich, weil man dadurch oft den Sturz der obern Schneemassen herbeiführt. Endlich langte ich auf einem freien Plage, dem höchsten des Passes an (7,550), von wo aus das Thal sich leicht gegen Süden neigt, und eine Stunde später, bald auf Schnee, bald auf trockenem Boden, erreichte ich den äußersten südlichen Punkt, wo der Schnee gänzlich verschwunden, und das Thal, wie auf der Seite von Lenk, von einer senkrechten Wand begrenzt war. Ich erkletterte einen mit Nase bedeckten Hügel, ungefähr 7,200 Fuß über dem Meere, wo ich ausruhte und mich an dem prächtigen Anblick der hohen Berge von Wallis und Piemont und den grünen, obgleich noch wilden Thälern, die unter meinen Füßen lagen, ergözte. Diese Bewunderung gewann noch durch den Vergleich mit der schauerhaften Wüste, welche ich so eben durchlaufen hatte. Eine Meile von da gewahrte ich von einem Hügel aus eine Menge kleiner schwarzer Punkte, die sich zu bewegen schienen, in denen ich durch mein Fernrohr eine Heerde von wenigstens hundert ganz schwarzen Kühen erkannte. Ich hatte irgendwo gelesen, daß die Walliserfennhütten von Albalong in diesen Gegenden sich befinden sollten, konnte aber außer einigen Spuren von Gebäuden, die beinahe gänzlich unter eingestürzten Felsen vergraben, ungefähr 1000 Fuß unter mir, nichts von einer Wohnung entdecken, was sehr unangenehm für mich war, indem ich darauf gerechnet hatte, hier anzuhalten und mich zu stärken. Es war gerade Mittag und glücklich Weise so warm, daß die Kälte nicht zu empfindlich war. Zu Sitten hatte der Thermometer, wie ich Abends erfuhr, um dieselbe Zeit 29° Reaumur gezeigt. Ich wandte mich rechts und kam an einen schlängelförmigen Fußsteig, gleich demjenigen der Gemmi, und wie dieser in den Felsen eingetrennt, aber jäh und holperiger, ohne jedoch gefälliger zu sein, ausgenommen an gewissen Stellen, wo ein Sturz den Pfad verschüttet hat. Auf der Hälfte des Weges ungefähr ist der Felsen so überhängend, daß er eine sehr geräumige Grotte bildet, wo schon mancher Wanderer eine Zuflucht gegen die schrecklichen Stürme, die diesen Pfad so gefährlich machen, gefunden hat, was die halbverbrannten Holzstücke bezeugten.

Endlich kam ich in den höchstgelegenen Weidenplan der Gemeinde Ayent an, höchst zufrieden, dieser schrecklichen Wüste einmal den Rücken zu kehren. Meine Neugierde war befriedigt, und ich wünschte nicht, diese Reise noch einmal zu machen. Der letzte Theil des Weges, welchen man mit großen Mühen in den Felsen gehauen hatte, bewies die frühere Wichtigkeit dieses Passes. Jetzt wird er nur noch von Schmugglern und Gamsjägern gegangen und wird vielleicht in kurzer Zeit auch für diese Verwegenen unzugänglich werden.

Den ziemlich jähren Abhang, der sich mir zeigte, stieg ich eilig hinab, aus dem doppelten Beweggrunde des Hungers und des Bedürfnisses nach Meinesgleichen. Mit Erstaunen gewahrte ich auf meinem Wege ein einzelnes Gebäude von gehauenen Steinen, aber unbewohnt. Zu meiner Freude zeigten sich bald etliche Bäume und eine Fennhütte, die nicht von Bewohnern entblößt war; denn mehr als zwanzig bärtige Männer mit langen, schwarzen Haaren und trotzigen Mienen fanden sich vor der Wohnung versammelt, die auf einer Seite ganz offen war, was man im Wallis häufig sieht. Ein einziger von ihnen saß und schien der Präsident zu sein; er führte das Wort und zeichnete auf ein Stück Papier, das er

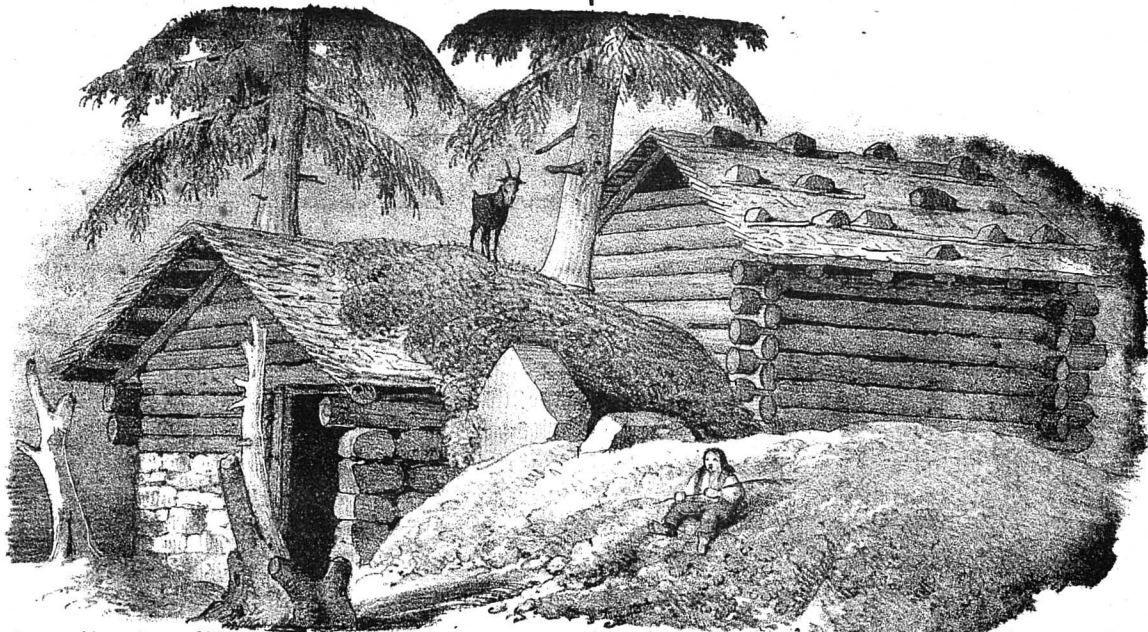


in der Hand hielt, eine Art von Hieroglyphen. Von Zeit zu Zeit sprach er einige mir unverständliche Worte, die seine Zuhörer mit Aufmerksamkeit anzuhören schienen. Ich grüßte die Mitglieder dieser ernstesten Versammlung, aber nur der Präsident erwiderte meinen Gruß, welchem ich nun die Gründe meines Besuchs offenbarte. Er fragte mich, wo ich herkomme und wo ich hingehen wolle, und übersetzte dann meine Antworten seinen Gesellschaftern, die erstaunt und ungläubig den Kopf schüttelten. Alles was ich hier erhalten konnte, war ein wenig Milch in einem so schmutzigen Gefäße, daß mir beinahe der Muth verging, davon zu kosten. Rings um die Hütte weidete die Heerde Kühe, welche mir von dem Felsen von Albalong als ebenso viele schwarze Punkte erschienen waren, und die mich jetzt leicht begreifen ließen, daß alle diese Männer irgend ein Eigenthumsrecht an diese Heerde hatten, und sich hier versammelten, um den Gewinn zu theilen, was mich nöthigte, der ganzen Versammlung für die genossene Milch zu danken, denn mein Geld wurde ausgeschlagen, weil es nicht unter alle, die ein Recht daran hatten, vertheilt werden konnte.

Außer dem gewöhnlichen Fußwege, der in sechs Stunden von hier nach Sitten führt, giebt es noch

einen Paß, einzig in seiner Art, das Waldthal genannt. Dies ist eine Wasserleitung, welche die Bewohner von Aylent 3,770 Fuß lang mitten in eine Felsenwand von 2,000 Fuß Höhe gehauen hatten, um ihre Wiesen zu wässern. Der Damm, welcher den Kanal einfaßt, ist so schmal, daß man hie und da genöthigt ist, in der Wasserleitung selbst, unter einem niedrigen Gewölbe zu gehen. Da dieser Paß den Weg um eine Stunde abkürzt, so wäre ich ihn gerne gegangen, aber die Walliser rietben mir so sehr davon ab, daß ich meinem Wunsche entsagte. Von diesen Sennhütten, die sich 5,270 Fuß über dem Meere befinden, schlug ich mich rechts gegen den Rawylpaß 400 Fuß höher. Hier sandte ich noch einen Blick auf das wilde Thal von Rawyl zurück, ehe ich es verließ. Die stolzen Felsen von Albalong, in einer Höhe von mehr als 1000 Fuß senkrecht abgeschnitten, schlossen es im Norden. Hier sind zwei sehenswerthe Wasserfälle; derjenige von Albalong, von 580 Fuß und der von Bierna von 160 Fuß Höhe. Auf der andern Seite des Passes stieg ich hinab zu den Hütten von Produsy, die 4720 Fuß hoch zwischen Tannen in der Mitte eines wilden und malerischen Thales liegen. Ich trat in eine dieser Hütten, aus

gegraben hat. Dieser Kanal ist eines der merkwürdigsten Monumente der Geduld und Kühnheit derjenigen, welche ihn gemacht haben; aber als Weg etwas Erschreckliches, weshalb nur selten ein verwegener Hirte, um seinen Weg abzukürzen, ihn zu gehen sich erlaubte. Ich mußte mühsam auf einem ungeheuren Haufen beweglicher Steine zurücksteigen, um meinen Fußweg wieder zu erreichen, der immer bergan durch eine Schlucht führte, in dessen Tiefe es unerträglich heiß war. Nachdem ich eine Art Felsentreppen überstiegen hatte, fand ich mich in einem Tannenwalde, wo mir ein Mann von Aylent nebst seiner Frau begegnete, die in Gesellschaft eines Maulthieres, das ein langes Stück Holz nachschleppte, von dem Berge kam. Diese guten Leute boten mir von dem Weine an, den sie in einem Fäßchen bei sich hatten; aber ach! nie versuchte ich ein Getränk, das jenen herrlichen Namen weniger verdiente, und man muß von Durst geplagt sein, wie ich es war, um etliche Tropfen davon zu genießen. In Begleitung dieser zwei Walliser zog ich nach dem noch drei Stunden entfernten Aylent, mitten durch die Viehweiden gleichen Namens, in einer Höhe von 5,460 Fuß, von wo aus man eine herrliche Aussicht



welcher Rauch aufstieg, fand aber Niemand; nur einige Feuerbrände glühten auf einer Art von Heerde. Die Meubeln dieses ärmlichen Aufenthaltes zeigten deutlich, wie genügsam die Walliser in Betreff ihrer Wohnungen sind. Diese Hütte bestand aus zwei Theilen, von denen der eine einem Stalle glich und über dem andern zur Hälfte in einen Felsen gegraben schien. Begierig, die berühmte Wasserleitung zu sehen, stieg ich immer abwärts bis an die Felsenwand, in welche sie gehauen ist, und an deren Fuß die Bierna in einer furchtbaren Tiefe sich ein Bett

auf die Kette der Walliser und Piemonteser Alpen hat, auf welchen die riesenmäßigen Pyramiden des Montrosa und des Monteervin sich zeigen. Dieser Weg schien mir sehr unterhaltend und angenehm im Vergleich mit dem, welchen ich bis jetzt durchlaufen hatte. Meine Begleiter waren sehr unterhaltend. Die Frau wußte kein Wort französisch noch deutsch; aber ihr Mann war so gefällig, den Dolmetscher zu machen, durch den sie mehrere Fragen an mich richtete, die sich beinahe alle auf den Beweggrund meiner Reise bezogen, welche sie nicht zu begreifen schien.

Nach ungefähr zwei Stunden überschritten wir den Bach, der von der Wasserleitung von Ayent ausfließt und erreichten eine Meile weiter dieses Dorf, das eine prächtige Lage hat, und obgleich 2,860 Fuß über dem Meere, von der schönsten Vegetation umgeben ist. Die Bewohner, deren Zahl sich ungefähr auf 1000 beläuft, besitzen ein wenig tiefer treffliche Weinberge, die einen geschätzten Wein geben, von dem früher, als der Rawylspass noch in besserem Zustande war, viel nach Bern abgeführt wurde. Da beinahe alle Einwohner desselben Wein verkaufen, so ließ ich mir denselben schmecken, und hatte nicht Ursache, es zu bereuen, denn er war trefflich; und da ich den ganzen Tag keine Nahrung genossen hatte, so zeigte ich mich nicht schwierig in Gegenwart eines längst gebackenen Brodes, und eines Stückes schimmelichten Käses. Mein Walliser Begleiter bot mir sein Maulthier bis nach Sitten an, das ich mit Freuden annahm; er entlehnte einen Sattel bei dem Pfarrer des Ortes, und so reisten wir ab. Durch Wiesen, Weinberge und Baumgärten kamen wir nach Grimislois, einem Dorfe in einer prächtigen Lage, in einer Höhe von 2,460 Fuß, und erreichten endlich, nachdem wir Champslans passiert hatten, nach zwei Stunden Sitten, wo der Gasthof zum goldenen Löwen uns ein köstliches Abendessen und ein treffliches Bett anbot, das wir nicht verschmähten. Den andern Tag kehrte mein Führer zurück.

Lebensbeschreibung

des

Thomas Platter.

(Fortsetzung.)

Als sich Thomas einst mit Steinwerfen belustigte und bei diesem Spiel einem fallenden Steine ausweichen suchte, verschwand er an dem Rande eines Abgrundes den Augen seiner Kameraden, die plötzlich ein Angstgeschrei erhoben. Doch erschien er bald wieder, und nur an einigen Stellen leicht verwundet. Einige Wochen später stürzte eine Ziege von derselben Höhe hinab und blieb todt. Eines andern Tages, da er früher als gewöhnlich seine Ziegen auf die Weide geführt hatte, liefen diese gegen einen Felsenvorsprung, der von schrecklichen Abgründen begrenzt war. Sobald eine von ihnen diesen gefährlichen Paß erklettert hatte, folgten die andern nach einander, ungeachtet des Geschreies und Jammers ihres Hirten, welcher in seiner Unerfahrenheit der Herde folgte. Aber der Unglückliche hatte bald seinen Einfall zu bereuen. Der Felsenvorsprung, welchen er auf Händen und Füßen erkletterte, wurde plötzlich so schmal, daß er kaum Platz

für seinen Fuß und einige Wurzeln finden konnte, um sich im Gleichgewichte zu halten. Weiter vorrücken konnte er nicht, noch weniger durfte er es wagen, zurück zu gehen, wenn er nicht in den Abgrund, der sich unter seinen Füßen öffnete, stürzen wollte, und über seinem Haupte schwebten Geier, bereit, eine gewisse Beute zu ergreifen. Thomas wurde von einem solchen Schrecken ergriffen, daß er beinahe alle ihm noch übrigen Kräfte verlor. Aber sein Hemd, sein einziges Kleidungsstück, wurde in diesem Augenblicke durch den Wind hin und her bewegt, und dieß erregte die Aufmerksamkeit eines seiner Kameraden, der zuerst einen Bergvogel zu sehen glaubte, aber bald seinen Freund und die Gefahr erkannte, in welcher er schwebte. Er war älter, gewandter und kräftiger als Thomas, und erkletterte den Felsen, indem er dem Unglücklichen zurief, sich nicht zu bewegen; er ergriff ihn beim Arm, zog ihn in einen geräumigern Platz, und entriß ihn so der äußersten Gefahr.

Einer seiner Verwandten, der die Müheligkeiten und Gefahren, denen der arme Kleine täglich ausgesetzt war, erfahren hatte, brachte ihn zu einem Bauer in Gränchen, bei dem er die Ziegen zu hüten hatte, welche Sorge die Tochter seines Herrn mit ihm theilte. Eines Tages schäkerten diese Kinder an dem Ufer eines Baches, und vergaßen sich so sehr, daß sie nicht bemerkten, wie während dieser Zeit ihre Ziegen weiß nicht wohin gelaufen waren. Ohne sich weiter zu bekümmern, ging das junge Mädchen heim und überließ ihrem Gespielen die Sorge, die Ziegen wiederzufinden. Dieser, der es nicht wagte, ohne sie nach Hause zu kommen, säumte nicht, sie aufzusuchen und den Berg zu erklettern. Bald glaubte er eine derselben zu sehen, die er mit immer wachsendem Eifer bis nach Sonnenuntergang verfolgte. Endlich nöthigte ihn die einbrechende Nacht, auf den Rückzug zu denken; aber die Dunkelheit erlaubte ihm nicht anders vorzurücken, als indem er von einer Tanne zur andern glitschte und sich an den Wurzeln anklammerte. Die Nacht wurde immer dunkler und der Abhang steiler, so daß er nicht weiter konnte, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Er beschloß daher an dem Orte, wo er sich befand, zu übernachten. Um einen sichern Platz zu haben, schaffte er mit der Rechten die Erde und die Steine, die sich zu seinen Füßen fanden, so viel er konnte auf die Seite, während er sich mit der linken Hand an einer starken Wurzel festhielt. Aber wie groß war sein Schrecken, als er die Steine von dem Boden sich lösen und unmittelbar unter ihm von Felsen zu Felsen in eine ungeheure Tiefe hinabrollen hörte! Endlich nistete er sich in sein Loch, wo er, die Füße gegen eine Tanne gestützt, ungeachtet seiner schrecklichen Lage und des Unheil

verkündenden Krächzens einiger Raben in den Gipfeln der Bäume, bald so fest einschlief, daß bei seinem Erwachen die Sonne bereits den Gipfel der hohen Berge erleuchtete. Ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff ihn bei dem Anblicke des Plazes, wo er so ruhig geschlafen hatte. Einige Fuß unter ihm verwandelte sich der Abhang plötzlich in einen Abgrund von einigen tausend Fuß Tiefe, in welchen er unfehlbar gestürzt wäre, wenn er sich noch vier Schritte weiter hinab gewagt hätte. Mit vieler Mühe und außerordentlicher Vorsicht ging er auf demselben Wege zurück, den er den Abend vorher gemacht hatte, und begegnete unten im Walde seinen Ziegen, unter Aufsicht des jungen Mädchens, das ihm sagte, daß sie in der Nacht allein in den Stall zurückgekommen wären, und daß man seinetwegen gewacht und gebetet hätte. Von da an wollten seine Verwandten nicht mehr zugeben, daß er Ziegen hüte, weil er dabei so vielen Gefahren ausgesetzt war. Er sollte jedoch noch andere traurige Abenteuer durchmachen. Einmal fiel er in einen mit beinahe kochender Milch gefüllten Kessel, wovon er sein Lebenlang Denkmale behielt. Ein andermal befand er sich in Gesellschaft eines kleinen Hirten in einem Walde, wo sie anfangen mit einander nach Art der Kinder zu plaudern. Sie wünschten unter Anderm sich in die Lüfte erheben zu können, um zu reisen und viele Länder zu sehen. Plötzlich stürzt ein ungeheurer Geier herab, und scheint einen von ihnen zur Beute erlesen zu haben; aber die zwei



Kinder vertheidigten sich so gut mit ihren Stöcken, und schrieten so sehr, daß der gefräßige Vogel sich entfernte. Von da an wünschten sie nicht mehr fliegen zu können. Einst als Thomas auf den Höhen Krystalle suchte, sah er über sich einen Stein von ungeheurer Größe den Berg herabrollen; da er nicht ausweichen konnte, so legte er sich auf die Erde und der Stein sprang mehr als dreißig Fuß hoch über seinem Kopfe weg. Auf diese Weise wurde Thomas schon frühe mit Gefahren und Entbehrungen

vertraut. Hartes Roggenbrod, Käse und Buttermilch waren seine hauptsächlichste Nahrung, und er hatte noch kein anderes Bett kennen gelernt, als Heu oder Stroh.

Thomas war übrigens nicht glücklicher, als ihn einer seiner Verwandten vom Ziegenhirten zum Kühhirten beförderte, welche Stelle er indeß nicht lange verwaltete, denn bald hernach kam seine Tante Franz; sie wünschte den jungen Hirten zu seinem alten Pfarrer, Onkel Antoni zu thun, der ihn in die Wissenschaften einweihen sollte, und zu welchem er ihr, ungeachtet der Widersprüche seines Herrn, folgte.

Um die geistigen Anlagen seines neuen Schülers, der damals etwa zehn Jahre zählte, zu entwickeln, gab ihm derselbe tüchtige Prüffe, derbe Faustschläge und zupfte oder lüpfte ihn an den Ohren in die Höhe. Der arme Thomas schrie oft wie ein Raser, so daß alle Nachbarn zu seiner Hülfe herbeieilten; hundertmal des Tages seufzte er nach seinen Ziegen und verwünschte die Wissenschaften wie seinen Lehrer. Seine ganze Wissenschaft beschränkte sich übrigens in dem Auswendigwissen eines oder einiger Gebete, und im Singen vor den Thüren für etliche Eier, die man ihm dafür gab.

Aus den Händen dieses Baccalaureus wurde er für immer befreit, als er es am wenigsten dachte. Der Zufall machte ihn mit seinem Vetter, einem gewissen Sommermatter, bekannt, der fremde Schulen besucht hatte. Dieser machte ihm den Vorschlag, ihn mitzunehmen, und da seine Verwandten es erlaubten, so reisten sie ab. Thomas erhielt bei seiner Abreise von seinem Vormund einen Goldgulden, welchen er lange Zeit in der Hand hielt, um seinen Reichtum zu bewundern. Sein Gesellschafter sendete ihn gewöhnlich voraus, um zu betteln, welches ihre einzige Hülfsquelle war, um die Kosten der Reise zu decken. Auf diese Weise passirten sie die Grimsel und kamen zu Meiringen an, wo Thomas mit großem Erstaunen das erste Mal einen irdenen Ofen sah. Auf dem Wege jagten ihm Gänse, die ebenfalls eine neue Erscheinung für ihn waren, große Furcht ein, da sie schnatternd auf ihn zu liefen; er glaubte ebenso viele Teufel zu sehen und rettete sich in vollem Laufe querselbein. Zu Luzern blieb er ganz erstarrt bei dem für ihn neuen Anblick der rothen Ziegeldächer. Unsere zwei Wanderer kamen so nach Zürich, wo Paul Bekannte hatte, mit denen er, begierig die Welt zu durchlaufen, den Entwurf machte, nach Meissen in Sachsen zu reisen.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Der St. Gotthard

und

das Urnerloch.

Unter dem Namen St. Gotthard versteht man eine Masse hoher Berggipfel zwischen den Kantonen Tessin, Graubünden, Uri und Wallis, welche sich übrigens nicht mehr als 10,300 Fuß über die Meeresfläche erheben. Dieser Berg ist also bei Weitem nicht der höchste Alpenpunkt, wie man früher glaubte, aber deshalb nicht weniger einer der merkwürdigsten Europas, und verdient vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Naturforschers. Aus mehreren Rücksichten kann man mit Recht diese Berggruppe den Mittelpunkt der Alpen nennen, dessen beträchtlichste Ketten, durch große Thäler getrennt, sich hier wie in einem gemeinschaftlichen Centrum vereinigen. Eine große Anzahl von Flüssen und Strömen entspringen hier und rollen ihre Wellen in die Nordsee und das mittelländische Meer; unter diesen befindet sich der Rhein, der Tessin, die Rhone und die Reuss. Diese ungeheure Masse trägt acht sehr große Gletscher. Die so bekannte, seit fünf Jahrhunderten besuchte Gebirgsstraße, welche über diesen Berg führt, hat ihm einen gerechten Ruhm erworben; denn sie weicht keiner andern, sowohl an überraschenden Erscheinungen, welche die Natur hier entfaltet, als auch an Kühnheit, Geschicklichkeit und Ausdauer derjenigen, welche diese Straße in der Mitte gräßlicher Abgründe erbaut haben.

Die alte Geschichte erwähnt nirgends des St. Gotthards; selbst die Römer drangen nie bis zu dem Fuße desselben, damals von wilden Völkern bewohnt, die immer unabhängig und unbekannt blieben, vor. Die Taurisken und Lepontiner beteten auf einigen der unzugänglichsten Gipfel die Sonne an, und es ist zu vermuthen, daß die Longobarden die ersten waren, welche ihn kennen lernten und überschritten. Einige alte Thürme, welche noch in den Thälern von Leventina und Urseren bestehen, bezeugen den Aufenthalt dieses Volkes in dieser Gegend. Doch ist es zweifelhaft, ob diese als Eroberer, über das Thal von Urseren hinein, auf den nördlichen Rücken des St. Gotthards vorgedrungen seien. Hier hatte ihnen die Natur eine Schranke entgegengestellt, die lange Zeit unüberwindlich sein sollte. Auf dieser Seite gab es keinen Ausgang, durch welchen man in die Schweiz hätte eindringen können, als die furchtbare Schlucht, welche sich die Reuss gegraben hat und ganz ausfüllt. Dieser Theil des Passes ist ohne Widerrede einer der interessantesten, und gewiß einzig in seiner Art. Auf allen Seiten zeigen sich ungeheure Granitmassen in senkrechter Lage, die den Durchgang durchaus abschneiden. Eine Art hän-

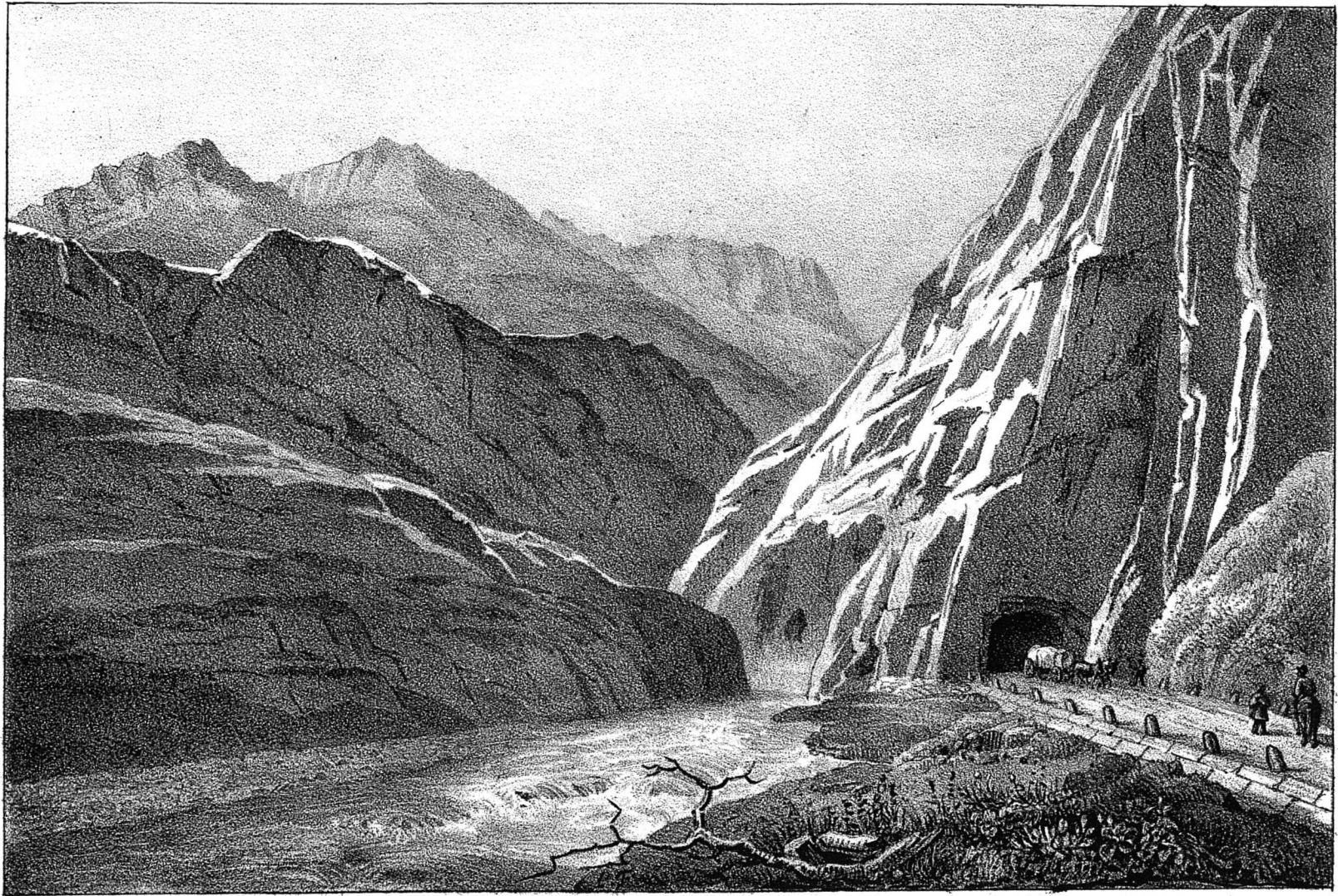
gender Brücke, durch eiserne Ketten in dem Felsen befestigt, war das einzige bestehende Kommunikationsmittel; aber diese Passage war so gefährlich, daß die Bewohner des Urserenthals im Jahr 1707 beschloßen, die Felsenmasse zu durchbrechen, und so einen bequemern Weg sich zu verschaffen. Peter Moretini, aus der italienischen Schweiz, leitete dieses Unternehmen, an welchem man eifrig volle Monate arbeitete, und das dazumal, einzig in seiner Art, dem Thal von Urseren 8149 Gulden kostete. Der dunkle Paß, genannt das Urnerloch, war 220 Fuß lang, 16 Fuß hoch, und 12 Fuß breit. Aber vor einigen Jahren, als man eine neue Straße über den St. Gotthard machte, wurde es beträchtlich erweitert. In der Mitte hat man eine Oeffnung angebracht, durch welche er etwas Licht erhält und wodurch man die Kluft, in welche die Reuss herabstürzt, bemerken, und sich so eine Idee von dem alten Weg machen kann. Die Zeichnung Nummer 13 stellt das Urnerloch von dem Urserenthal aus vor.

Sobald man das schreckliche Reussthal zwischen nackten Felsen, wo dieser Fluß sich mit Wuth herabstürzt, erklettert, die Teufelsmühle überschritten und das finstere Urnerloch passiert hat, findet man sich plötzlich wie durch einen Zauber in dem lachenden und entzückenden Thale.

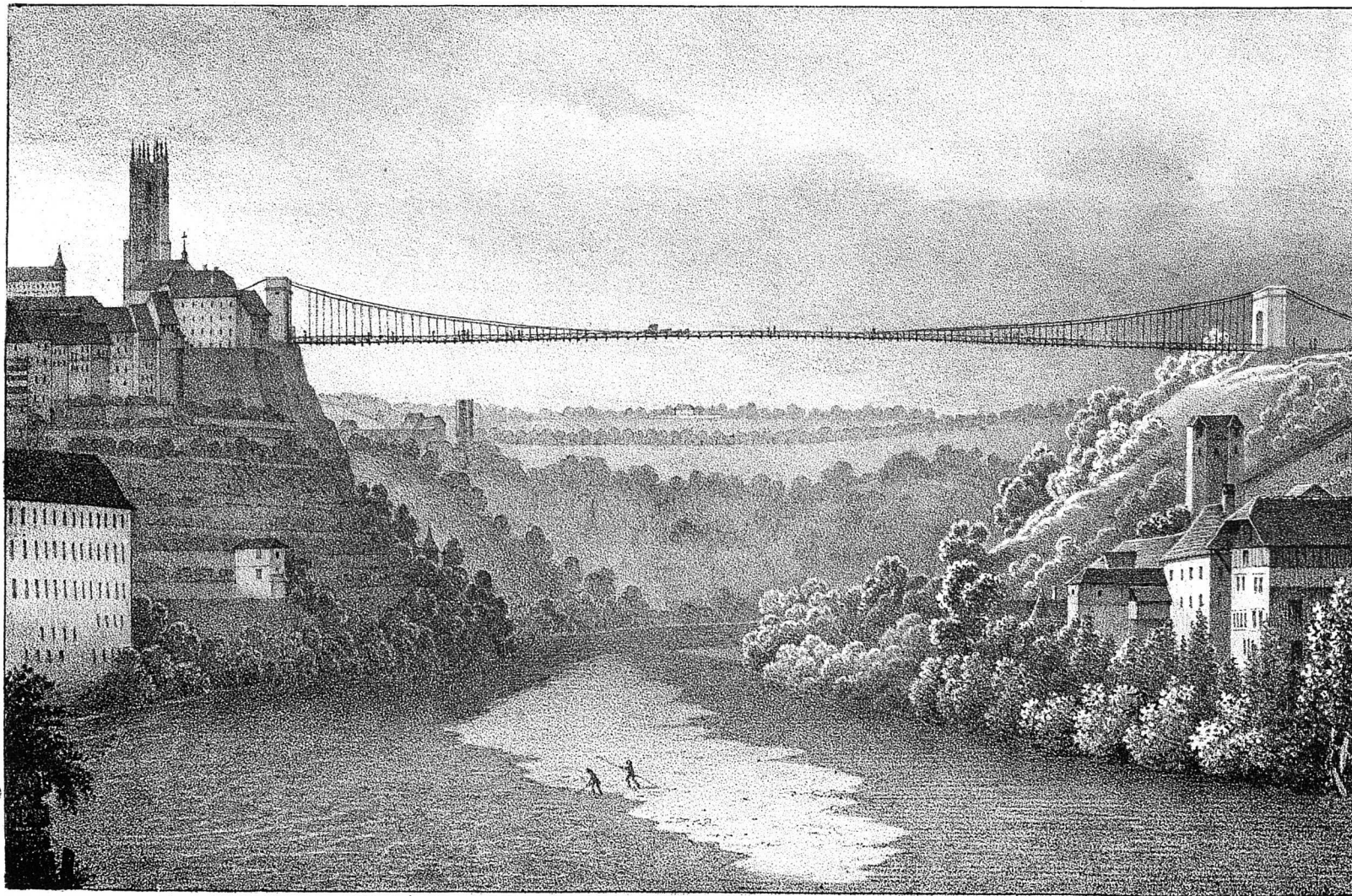
Unmöglich kann man etwas Schöneres finden, als diesen Kontrast: Die Einbildung, noch von den wilden Naturscenen angefüllt, geräth gleichsam vor Entzücken außer sich beim Anblick dieses von dem schönsten Grün bedeckten Thales, durch das die Reuss ihre Silberwellen ruhig über ein Bett von Kies hinwendet, und wo das Auge, statt einer zurschreckenden Wüste eine herrlich angebaute, von schönen Dörfern und zahlreichen Bewohnern belebte Ebene erblickt.

Die hängende Brücke zu Freiburg

Die auffallende Lage der Stadt Freiburg ist dem Reisenden bekannt; und daß sie theils auf einem steilen Felsen, theils in den Grund eines tiefen Thales gebaut ist, das an dem Fuße eben dieser Felsen liegt und wo die Sarine ihre Wellen in einem geschlängelten Bette hinrollt. Um von der Straße von Bern in dem Mittelpunkte der Stadt anzukommen, mußte man hinabsteigen, dreimal die Sarine passiren, und dann die Höhe auf der andern Seite des Flusses erklettern, so daß man einer halben Stunde bedurfte, um einen Raum von ungefähr 400 Fuß zu überschreiten. Dieser Uebergang war nicht nur lang, sondern auch äußerst beschwerlich



DAS URNER-LOCH.



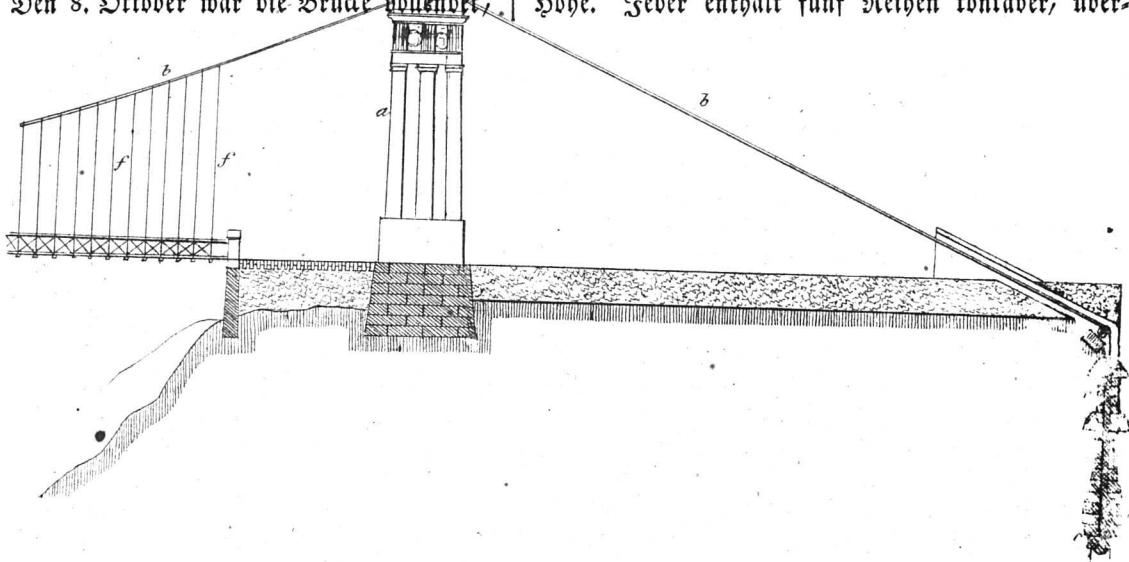
DIE HÄNGENDE DRAHT-BRÜCKE ZU FREYBURG.

für die Pferde; und der Reisende konnte sich glücklich schätzen, wenn er ohne Unfall auf der andern Seite angekommen war. Seit langer Zeit suchte man einen andern Weg, aber die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich, und die Idee einer Brücke in einer Höhe von 150 Fuß und einer Länge von 900 Fuß wurde als eine unausführbare Sache betrachtet.

Endlich, Dank sei es dem Patriotismus einiger Bürger, eröffnete man eine Subskription, welche mit Hilfe einiger beträchtlicher Gaben die Summe von 200,000 Franken einbrachte. Nach Vergleichung der Vorschläge mehrerer Ingenieure, hielt man sich endlich an denjenigen des Herrn Chaley, eines französischen Ingenieurs, dessen Plan eine Drathbrücke war ⁽¹⁾.

Diese Bauart war schon bei mehreren Flüssen Frankreichs und Englands mit Erfolg angewendet worden; einige dieser Brücken erregten die Bewunderung der Kenner; aber diejenige von Freiburg sollte sie alle an Höhe und Länge übertreffen ⁽²⁾.

Der Grundstein wurde in der Mitte des März 1832 gelegt, und die erste Kette den 9. Juni 1834 gezogen. Den 8. Oktober war die Brücke vollendet.



und den nämlichen Tag von Herrn Chaley mit einem zweispännigen Gefährt, von dem Postwagen Berns und einem andern Wagen, unter dem Beifallklatschen zahlreicher Zuschauer befahren. Den 15. desselben Monats erprobte man die Brücke: 15 Stücke Artillerie, 50 Pferde und ungefähr 300 Personen, also beinahe eine Last von 100,000 Pfunden,

passirten zu gleicher Zeit, und in entgegengesetzter Richtung diesen Weg, der eine ganz neue Erscheinung war. Die Einweihung fand den 19. mit vieler Feierlichkeit, unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken statt.

In jedem Ende der Brücke befinden sich zwei schöne Portiken (siehe die Zeichnung Nummer 14), die 62 Fuß hoch (Fig. 1, 8), und 818 französische Fuß (905 Berner Fuß) von einander entfernt sind.

Diese zwei Portiken dienen zum Stützpunkt und bilden den Zugang der Brücke; vier Hängketten, zwei auf jeder Seite, gehen von einem Ende der Brücke zum andern; jede besteht aus 1,056 Fäden ⁽³⁾, zusammen 4,224, und halten das ganze Gewicht. Die einzelnen Fäden sind mit ausgeglühtem Drath verbunden. Hinter den Portiken befinden sich zwei 55½ Fuß tiefe, in den Felsen gehauene Gruben (Fig. 1, c.), in deren Grunde die vier Hängketten befestigt sind. Dieser Theil der Arbeit erforderte viel Scharfsinn von Seite des Ingenieurs; denn es war von großer Wichtigkeit, den Hängketten alle mögliche Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben. Diese Schachte haben drei Fuß Breite und 9 Fuß Höhe. Jeder enthält fünf Reihen konfaver, über-

einanderliegender, sich berührender Gewölbe, und im Grunde einen ungeheuren Anhaltsblock, ganz von gehauenen Steinen (c). In jeder Schacht sind vier Anker oder Walzen von Guß, welche die Ketten halten, deren Länge von der Tiefe eines Schachtes zum andern ungefähr 1,314 Fuß beträgt. Die Ketten selbst ruhen auf den Portiken und am Eingange des

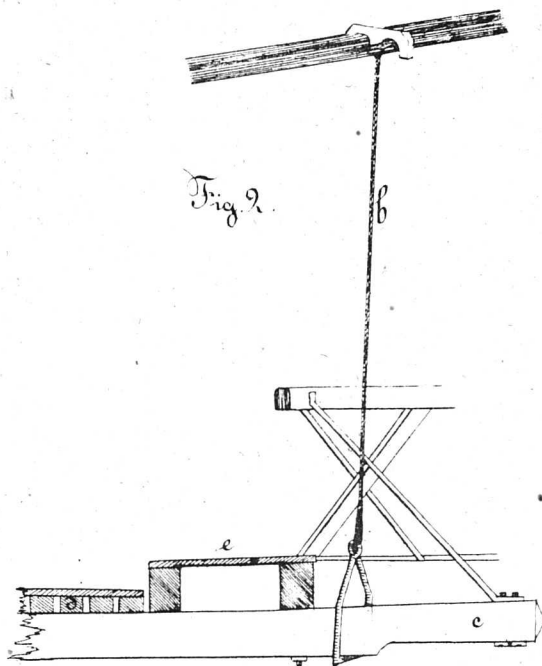
¹⁾ Die hängenden Brücken waren schon lange Zeit in China bekannt. Dessen Annalen erwähnen einer solchen, welche 518 Schuh lang zwei hohe Berge verbindet.

²⁾ Die Brücke von Chafet in Frankreich hat 450 Fuß Länge, diejenige von Menai in England 550 Fuß Länge und 100 Fuß Höhe. Sie geht über einen Meeresarm,

für große Schiffe fahrbar. Dies sind die zwei längsten hängenden Brücken, welche man bis jetzt in Europa erbaut hat.

³⁾ Nach vielfältigen Versuchen kann jeder Drathfaden in der Mitte ein Gewicht von 1,173 Pfund tragen, ohne zu brechen.

Schachtes auf gegossenen Rollen (Fig. 1, g. h.), deren es sechs auf jedem Pfeiler, und vier in jedem Schachte hat. Auf jeder Seite der Brücke sieht man 163 Drathstricke, jede von dreißig Fäden, von den Strebeketten herabhängen (Fig. 1, f. und Fig. 2, b.). Jeder dieser Stricke läuft auf einen Balken (Fig. 2, c.)



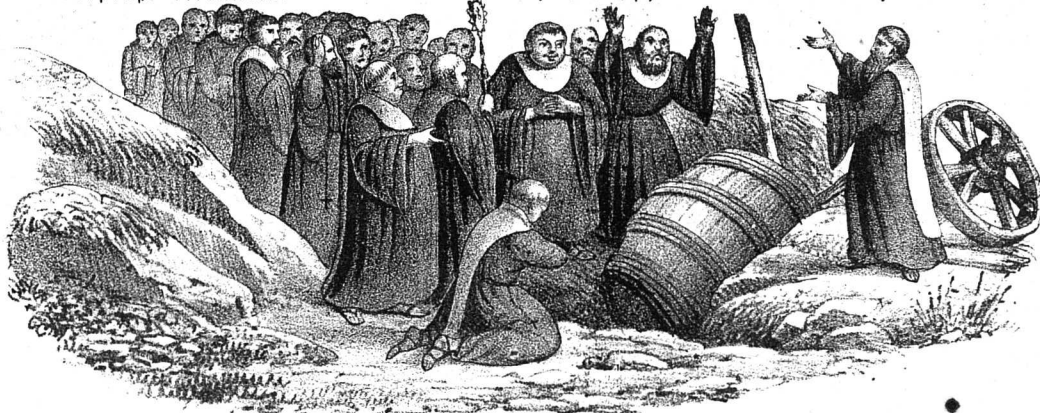
über den die Dielen gelegt sind, welche die Bretter tragen. Die Breite zwischen den Geländern beträgt zwanzig Fuß; rechts und links sind breite Trottoirs angebracht. Zu ihrer Erbauung wurden 42,295 Pfund Eisen verwendet, und jeder Eisenfaden wurde dreimal in siedendes Del getaucht. Das Totalgewicht des ganzen Hängsystemes beträgt 576,750 Pfund, und kann eine Last von 2,777,300 Pfund tragen. Die Oberfläche der Brücke ist nicht horizontal, sondern ein wenig gewölbt.

Um dieses Werk vollständig zu machen, hat die Regierung durch eine Vereinigungsstraße die Brücke mit der Bernerstraße verbunden.

Dieser neue Kommunikationsweg hat bereits einen wohlthätigen Einfluß auf den Handel und das Gewerbe Freiburgs; Fremde strömen von allen Seiten herbei; ein prächtiger Gasthof ist auf der Bernerstraße, einige Minuten vor dem Eingang der Brücke erbaut worden, und ein anderer erhebt sich in der Mitte der Stadt.

Die Mönche von St. Gallen und das Weinfäß.

Im 10. Jahrhundert baute man in der Schweiz noch sehr wenig Getreide und noch seltener Wein. Nur Mönche beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Anbau von Weinbergen, die einen Wein erzeugten, der in unsern Tagen für Essig gelten würde. Doch da man nicht zu wählen hatte, so war man zufrieden; und dieser Wein wurde für einen Luxusartikel betrachtet, da das Bier das gewöhnliche Getränk war. Damals hielt man St. Gallen für eine der ältesten und reichsten Abteien Deutschlands; und dennoch fanden sich in seinen Kellern nur zwei bescheidene Weinfäßchen, die nur bei großen Gelegenheiten angegriffen wurden. Ulrich, Erzbischof von Augsburg, ein wohlthätiger Prälat, wollte im Jahr 918 diesen zweien ein drittes beifügen. Bei dieser Nachricht vergaßen sich die guten Väter beinahe vor Freude; aber wie groß war ihr Schmerz, als ein Bote meldete, daß das so sehnlich erwartete Faß in einiger Entfernung von der Abtei auf dem Wege umgeworfen worden sei. Sogleich eilten die Mönche auf den Unglücksplatz, wo jeder seine Meinung gab; aber so viele Mönche, so viele Ansichten. Das Faß blieb liegen und der köstliche Saft floß auf die Erde. Endlich nahm man seine Zuflucht zu einer Prozession, wo man dem Schmerz freien Lauf ließ. Alsdann machten sie einen neuen Versuch, das Faß zu retten und kamen glücklich damit zurecht, worauf sie ein freudiges Te Deum anstimmten und den Schatz im Triumphe in die Abtei brachten.





DIE KEULEN DER VERZWEIFLUNG.

Die Keulen der Verzweiflung.

Das Prättigau ist ein großes, von der wilden Landquart bewässertes, und von hohen Bergen, die es vom Tyrol scheiden, umgebenes Thal in Graubünden. Es hat acht Stunden Länge, gegen zehn Seitenthäler und achtzehn Pfarrdörfer. Seine Bewohner sind deutschen Ursprungs und ein schöner Menschenschlag. Da das Haus Oestreich schon viele Erbrechte in der Gegend hatte, und sie noch vermehren wollte, fing es an die Prättigauer ihrer Privilegien zu berauben. Sie hatten den Erzherzog dadurch sehr gegen sich aufgebracht, daß sie der Reformation beigestimmt hatten, und er ließ sie es durch allerlei Kränkungen in ihren bürgerlichen und kirchlichen Rechten fühlen. Endlich aber verbarg er ihnen seine Absicht nicht mehr, sie mit seinen Erbgütern vereinigen zu wollen, und es war leicht voraus zu sehen, daß den drei Bünden dasselbe Loos bevorstehe.

Die Regentschaft von Innsbruck ließ, unter verschiedenen ungegründeten Vorwänden, Truppen in das Gebiet des grauen Bundes einrücken; das Münsterthal wurde besetzt, das Dorf St. Maria verbrannt, und die Einwohner gezwungen, sich Oestreich zu unterwerfen und dem reformirten Gottesdienste, dessen Diener verjagt wurden, zu entsagen. Im Oktober 1621 rücken 2000 Mann unter dem Befehl des Generals Brion in das Prättigau über den Berg Slepina ein, und tödten ungefähr dreißig Greise, Weiber und Kinder. Bei der Nachricht dieses Einfalles sammelten sich die Bauern von Davos, Klosters und Saas, überfallen mit drei Edlen von Sprecher die Oestreicher, tödten ihnen 207 Mann, und jagen die übrigen aus dem Thal. Während dieses in Prättigau vorging, griff der General Baldiron mit 8000 Mann, in drei Heerhaufen getheilt, das Unter-Engadin an, wovon aber der erste bei der Brücke St. Martin, und der zweite, welcher das Dorf Camparsch einäscherte, bei Zernez zurückgeschlagen wurde. Der dritte, von Baldiron selbst angeführt, versuchte drei Tage lang über den Inn zu setzen. In den verschiedenen Scharmüßeln waren 80 Engadiner und über 100 Oestreicher geblieben. Endlich erzwangen diese den Uebergang über den Inn, bei Thrasp, einem schwach besetzten Posten. Weiber und Greise wollten sich auf dem Schulser-Kirchhofe verteidigen, wurden aber alle niedergemacht. Der Feind verbreitet sich nun überall, plündert, verbrennt und tödtet Alles, was er

findet, und treibt mehr als 1400 Stücke Rindvieh mit sich fort. Dann rächen sie sich an den Häusern der Anführer der Engadiner, die sie zerstören und das Volk entwaffnen. Baldiron dringt in das Prättigau ein, läßt auch da alle Einwohner entwaffnen; den 13. November durch seine Armee einschließen, und nöthigt sie so, dem Hause Oestreich den Eid der Treue auf den Knien zu schwören. Er ließ sich auch die Akten der Bündnisse mit den Schweizern, den zwei andern Bünden und mit Frankreich ausliefern, und verbrannte sie vor ihren Augen. Baldiron und Brion legten starke Garnisonen nach Mayenfels und Kasels, und rückten den 22. November ohne Widerstand in Chur ein. Baldiron schrieb von da aus den Schweizer-Kantonen, ihm, in Kraft der bestehenden Verträge, fünfzig auf ihr Gebiet Geflüchtete auszuliefern, was diese ihm aber nicht nur förmlich verweigerten, sondern auch die großmüthigste Gastfreundschaft an 1500 dieser Unglücklichen, die sich mit Gefahr ihres Lebens über die Berge gerettet und ihre Güter, welche konfisziert wurden, der Freiheit zum Opfer gebracht hatten, ausübten.

Das Elend stieg entseßlich im Prättigau, die reformirten Geistlichen wurden mißhandelt und verjagt, die Einwohner gezwungen, die Predigten einiger Kapuziner anzuhören und an den Befestigungswerken zu arbeiten, welche Baldiron auführen ließ, um sie unter dem Joche der Knechtschaft zu erhalten. Brennen, Brandschätzung und Plünderung war an der Tagesordnung.

Unglücklicherweise waren die Graubündtner zu Anfange 1622 unter sich uneinig. Die französische, spanische und venetianische Partei waren so entzweit, daß der Graue und der Gotteshausbund sich von den zehn Gerichtsbarkeiten und dem Prättigau trennten und diese ihrem Schicksale überließen, um sich selbst zu retten. Damit stieg die Verwüstung und das Elend der unglücklichen Prättigauer auf den höchsten Grad. Baldirons Schaaren überließen sich nun den unmenschlichsten Ausschweifungen; die Gräber der Reformirten wurden geöffnet, und ihre Gebeine mit ihren evangelischen Lehrbüchern verbrannt, und siebenzig Kirchen geschlossen, oder den Kapuzinern übergeben. Die Soldaten hausten nach Willkür in den Häusern derer, welche sich weigerten, die Messe anzuhören, und erschossen diejenigen, die es wagten, von der von Baldiron versprochenen

Gewissensfreiheit zu sprechen. Die Reichen mußten ihr Leben mit dem Verlust ihrer Güter und durch Abschwörung ihrer Religion erkaufen; alles Feld blieb unbebaut.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Da die Prättigauer nichts mehr zu verlieren hatten, und das Joch ihrer Unterdrücker unerträglich geworden war, faßten sie einen Entschluß, den die Verzweiflung allein eingeben konnte. Baldiron's Armee war im ganzen Thale und in mehreren Orten der zehn Gerichtsbarkeiten zerstreut; er selbst, des Raubens und Mordens müde, lag mit einem Dragonerregiment in Chur, und glaubte die Einwohner des Thales so niedergedrückt zu haben, daß nichts mehr von ihnen zu besorgen sei. Er wußte nicht, daß Männern, welche den Preis der Freiheit kennen, Alles möglich ist. Sie versammelten sich bei Nacht in den Wäldern, und beschloßen, das Joch, das sie beugte, abzuschütteln. Das Unternehmen mochte unmöglich scheinen. In der That, wie, sich selbst überlassen, ohne Geld, ohne Waffen, ohne Anführer, einen wachsamten, zahlreichen und kampfgewohnten Feind bezwingen? — Denn die Oestreicher und Spanier galten zu jener Zeit für die besten Truppen Europas. Aber ihre Freiheitsliebe überwog alle diese Hindernisse, und sie schwuren Alle, entweder ihre Tyrannen zu verjagen, oder rühmlich zu sterben. Jeder wählte sich im Walde eine schwere, acht Fuß lange Keule, deren Kopf mit eisernen Zacken beschlagen war. Sie machten alte, kampfgewohnte Krieger zu Anführern und setzten den Tag der Rache auf den 24. April 1622 fest, wo sie ihre Feinde auf allen Seiten zugleich angreifen wollten. Um sich zu erkennen, sollte Jeder ein Stück Weinwand an seine Mütze heften.

Indessen ließ Baldiron, der Wind davon bekommen haben mochte, die Posten verstärken, und empfahl seinen Offizieren Wachsamkeit. Am Vor-

abend der Ausführung zogen sich die in Kublis stationirten Truppen schnell in das Schloß Kastels zurück, woraus die Prättigauer schlossen, daß sie verrathen seien, und schon dachten sie daran, sich über die Berge in die Schweiz zu flüchten. Aber durch ihre Anführer und einige in den Wäldern versteckte übergebliebene Pfarrer beruhigt, erwarteten sie muthig den entscheidenden Augenblick. Bei Tagesanbruch gaben auf den Bergen angezündete Feuer das Zeichen; die Prättigauer nahmen ihre bis dahin versteckten Keulen; vierzig Mann von Davos stießen zu denen von Klosters und Schafst; die Bewohner von Kublis, Saas, Konters und vom Thal St. Anton steben in Masse auf; selbst in Hirtenhemden verkleidete Weiber schloßen sich dem Zuge an. Zu Kublis wollte eine Abtheilung Soldaten widerstehen, aber sie wurden todtgeschlagen. Bei Kastels trieben sie die Vorposten zurück und bereiteten sich, das Schloß mit Sturm zu nehmen; die 600 Mann starke Besatzung wurde aufgefordert, sich zu ergeben, schlug es aber aus. Doch, da sie mittlerweile Nachricht von den Fortschritten der Insurgenten erhalten hatte, kapitulirte sie am folgenden Tage. Die Soldaten schwuren, nie mehr wider die drei Bünde zu dienen. Dann wurden sie entwaffnet und über die Gränze geführt. In Feldkirch angekommen, wurden sie als feige Memmen behandelt und, ungeachtet ihres Eides, wieder gegen die Prättigauer geschickt und bewaffnet; denn, sagte man ihnen, man dürfe Ketzern und Rebellen kein Wort halten. Während diesem verjagten oder tödteten die Männer von Schiers, Grusch, Seewis, Jenas und Furna, von Jakob Ernog angeführt, die Feinde, die sich bei ihnen befanden. Zu Schiers griffen sie den Feind mit Wuth an, ungeachtet eines heftigen Kleingewehrfeuers, das ihnen drei Mann kostete; sie schlugen einen Theil todt, und den andern belagern sie in dem Kirchhofe; ein Pulversack ent-



zündet sich in der Kirche, wovon die Gewölbe einstürzen und zehn Soldaten zerschmettern, die übrigen wollen sich durch die Thüre des Kirchthurmes flüchten, aber da erwarten sie Weiber mit den gefürchteten Keulen, welche ebenso viele Schädel zerschmettern, als sich an der Thüre zeigen. Ein Mädchen, Namens Salome Lienhard, streckte deren sieben mit eigener Hand zu Boden.

Zu Seewis bewachten 25 Soldaten die Kirche, während der Pater Fidel die Messe las, und als sie den Rauch sahen, der von der Kirche zu Schiers aufstieg, fingen sie an zu fürchten, daß auch ihnen nichts Gutes bevorstehe; aber sie hatten nicht lange Zeit sich zu berathen, was sie thun wollten; denn die schrecklichen Keulen, die unvorsehens über sie herfielen, entzogen ihnen die Mittel; und der gute Pater Fidel, der zwar nachher kanonisiert wurde, ließ nichts desto weniger seinen zersplitterten Schädel unterwegs auf der Flucht.

Die Sturmglocke ertönte immer noch im Prättigau, die Einwohner erhielten durch den glücklichen Fortgang ihrer Sache immer neue Verstärkungen, und schrecklich tanzten die Keulen auf den Köpfen der Destrreicher, wo man sie antraf. Das zu Grusch stationirte Korps nahm die Flüchtlinge auf, und wandte sich gegen die Brücke der Landquart, um seinen Rückzug nach Chur zu machen; aber von allen Seiten von den Insurgenten von Balzeina und Schiers umzingelt, richteten diese ein schreckliches Blutbad unter ihnen an; was nicht auf dem Plage blieb, stürzte sich in den Fluß, welcher 350 Leichname in den Rhein wälzte. Da der aus 25 Mann bestehende Posten im Schloß Frackstein die Körper seiner Kameraden vorüberschwemmen sah, warf er die Waffen weg, und flüchtete sich nach Mayenfeld, das von einem beträchtlichen Korps Destrreicher besetzt war, unter welchen sie ihren Schrecken verbreiteten. Bald kamen auch die Insurgenten unter den Mauern dieser Stadt an, welche durch die Einwohner der Umgegend, die sich auf Unkosten der Soldaten bewaffnet hatten, sehr verstärkt wurden. Sie bemächtigten sich der Linie bei St. Lucien, vertrieben die Destrreicher und beobachteten Mayenfeld.

Baldiron, von so vielen Verlusten erschreckt, zog seine Truppen zusammen und forderte Hülfe von Mayland und Insbruck. Auch die Prättigauer erhielten Verstärkungen; fünfzig Schweizer und Verbante kamen von allen Seiten an. Der venetianische Gesandte in Zürich schickte ihnen 33,000 Dukaten; Bern und andere Kantone und die andern zwei Bünde Hülfsstruppen. Sie erheben Festungswerke, ernennen Rudolf von Salis zum Oberbefehlshaber und bringen Ordnung und Mannszucht in die kleine Armee. Den 1. Mai bemächtigten sie

sich der Vorstadt von Mayenfeld, wo aber die Garnison mehr als hundert Häuser verbrennt. Der Oberst Breitnau kam der Stadt mit 1200 Mann zu Hülfe; aber die Hauptleute Guler und Enderlin überfielen ihn mit ungefähr hundert Tapfern von Kasels, tödteten einen Theil und werfen einen andern in den Rhein; 300 Tyroler blieben auf dem Plage, und Breitnau selbst verdankte sein Leben der Schnelligkeit seines Pferdes. Die Mayenfelder machten zu gleicher Zeit einen Ausfall, wurden aber plötzlich zurückgedrängt. Zweihundert Mann, die das Schloß Lichtenstein besetzt hielten, mußten sich ergeben. Am 6. Mai zog der General del Monte mit zehn Kompagnien Infanterie und drei Schwadronen spanischer Reiterei in Chur ein; aber diese frischen Truppen vermehrten nur die darin herrschende Hungersnoth.

Um das Thal Schalsfl, das mit den Prättigauern gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, zu züchtigen, schickte Baldiron 700 Mann dahin, welche die am Eingange des Thales aufgeworfenen Verschanzungen niederwarfen, Weiber und Kinder ermordeten, 800 Stück Vieh wegtrieben, sieben Dörfer verbrannten, und nach so glorreichen Heldenthaten mit einigen Geiseln, die die unglücklichen Einwohner fast nicht zu geben im Stande waren, sich zurückzogen. Letztere wurden aber durch ein Korps Prättigauer, die das Thal schon wieder eingenommen hatten, befreit. Nach und nach rückten diese vor bis Chur, das sie aber aus Mangel an Feuergeräthen und von der Garnison Mayenfeld im Rücken bedroht, nicht regelmäßig belagern konnten. Baldiron machte Vorschläge, die verworfen wurden. Er versuchte auch mehrere Male aus Chur zu entkommen, aber ohne Erfolg. Den 20. Mai ließ er die Graubündner ebenso fruchtlos auf allen Seiten angreifen. Eine in den Ruinen von Aspermont verschanzte Kompagnie Tyroler wurde vertrieben, oder von den Felsblöcken, die die Graubündner auf sie hinabrollten, zerschmettert. So wurden den 23. Mai 600 Destrreicher, die über die Berge nach Gläsch gekommen waren, von 250 Mann unter von Salis Kommando völlig geschlagen. Eine andere Kolonne Destrreicher, die am nämlichen Tag die Linie bei St. Lucien angriff, wurde von den Graubündnern, mittelst der von den Höhen herabrollenden Felsblöcke und ihrer in Gräben versteckten Schützen, kräftig zurückgeschlagen. Den 27. griffen 700 Tapfere, die durch Balzeina über die Berge gegangen waren, die nahe bei Chur gelagerte spanische Kavallerie an, tödteten ihr 52 Mann, nahmen zwei Kanonen, viele Musketen, 300 Stück Hornvieh, und warfen sie in die Stadt zurück. Als das Korps, das Mayenfeld belagerte, durch 200 Freiwillige von Zürich, Glaris und Appenzell, die erfahrene Offi-

ziere an ihrer Spitze hatten, verstärkt worden war, betrieb man die Belagerung der Stadt sehr lebhaft. Die Besatzung machte den 28. einen Ausfall, der aber von den Zürchern heftig zurückgeschlagen wurde; den 29. kapitulierte sie, schwur nie wieder gegen Graubündten zu fechten und zog, 800 Mann stark, wohl bewaffnet bei Luciensteig aus dem Lande und hinterließ einige Kanonen im Schloß und viel Getreide. Den 6. Juni wurde das Schloß Tiefenkasten von dem Obersten Guler angegriffen; aber die eben so starke und wohl verproviantirte Besatzung erbot sich zu kapituliren, und da Guler befürchtete, von Baldiron im Rücken angegriffen zu werden, so beistete er sich, die Kapitulation schnell auszuführen. Die Garnison wurde über den Septimer in's Mailändische transportirt. Guler hatte richtig geurtheilt, denn am Vorabend der Kapitulation zog ein starkes Korps Spanier und Oesterreicher aus Chur, um Tiefenkasten zu entsetzen; aber es war zu spät, und sie zogen sich eilig wieder zurück.

Nun konnten die Graubündtner alle ihre Streitkräfte vereinigen, um Baldiron aus Chur zu vertreiben; sie machten den 11. Juni den Anfang mit der regelmäßigen Belagerung, warfen Verschanzungen auf, schnitten den Belagerten alle Wasserleitungen und Lebenszufuhr ab, bemächtigten sich eines Außenwerkes und schossen in die Straßen der Stadt. Dann fing die Garnison an, sich zu entmuthigen; auch der Bischof und der Magistrat hielten des Monte und Baldiron die Stadt durch einen unnützen Widerstand nicht länger auszuhalten; diese aber weigerten sich zuerst, mit einer Handvoll Bauern zu unterhandeln, bewilligten aber endlich doch, einen Waffenstillstand zu erbitten, welcher verweigert wurde; denn die Belagerer forderten vor Allem, daß man ihnen Baldiron ausliefere. Dieser, die Rache der Prättigauer mit Recht fürchtend, überließ sich einer feigen Verzweiflung. Nachdem die Bündtner noch einige Vortheile errungen hatten, kam endlich den 6. Juni eine Kapitulation zu Stande, deren vornehmste Artikel lauteten: daß die Garnison, nachdem sie geschworen haben würde, nie wieder gegen Graubündten, noch gegen die sechs reformirten Kantone zu dienen, mit Waffen und Munition sich in's Mailändische zurückziehen sollte. Baldiron versprach noch, die zu Fußbrück gefangenen gehaltenen Graubündtner freizulassen. Am folgenden Tage zogen 1750 Spanier und 500 Deutsche aus Chur, mitten durch die Reihen der braven Prättigauer, welche ihre von dem Blute der Unterdrückten gefärbten Keulen auf ihren Schultern trugen. Baldiron war unruhig und niedergeschlagen. Eine große, in Chur zurückgelassene Menge Verwundeter wurden mit Großmuth gepflegt. Den 27. Juni machten und schwuren die drei Bünde einen neuen

Bund, und so verdankten die Graubündtner ihre Befreiung der Verzweiflung und der heldenmüthigen Unererschrockenheit der Prättigauer.

Lebensbeschreibung

des

Thomas Platter.

(Fortsetzung.)

Die zwei Schüler ⁽¹⁾ Thomas und Paulus blieben zwei Monate zu Zürich, wo sie ihr Leben mit Betteln fristeten. Thomas selbst sagt, daß man sein Walliser Geplauder gerne hörte, und ihm reichliche Gaben verschaffte. Sie verließen Zürich, acht oder neun an der Zahl, worunter fünf große Bachanten ⁽²⁾, um sich nach Deutschland zu begeben. Die drei oder übrigen waren wie er, Schützen, von denen er der jüngste und kleinste war. Die oft sehr langen Fußreisen ermüdeten ihn sehr; aber der Better Paulus hatte kein Mitleiden. Wenn Thomas zurück blieb, nahm jener einen Strick und schlug ihn damit an die Beine. Platter trug nie eine andere Kleidung als eine Art Kamisol oder Hemd und sehr schlechte Schuhe. Unterwegs hatte er öfters von den Bachanten gehört, daß die Schüler oder Studenten in Meissen und Schlessen das Vorrecht hätten, allerlei Geflügel und andere Lebensmittel ungestraft nehmen zu dürfen. Thomas merkte sich diesen wichtigen Gegenstand. Eines Tages begegneten unsere Reisenden, nahe bei einem Dorfe, einer großen Herde Gänse, deren Hirt in diesem Augenblicke abwesend war. Thomas fragte seine Begleiter, ob sie vielleicht schon im Meißnerlande wären, und auf die bejahende Antwort nahm er einen Stein, warf nach einer Gans und zerbrach ihr ein Bein. Da er im Steinwerfen, worin er sich während der Zeit seines Geishirtenlebens sehr geübt hatte, ein Meister war, und bemerkte, daß sie ihm zu entfliehen suchte, nahm er einen zweiten Stein und zerbrach ihr den Kopf; dann, während die andern flohen, nahm er sie und verbarg sie unter seinem Hemde. So trat er in das Dorf, ruhig als ob nichts geschehen wäre. Aber bald sah und hörte er den Hirten ihm nachlaufen, und um Hülfe gegen Diebe rufen. Dann nahm die ganze Bande die Flucht, und die durch das Geschrei des Hirten herbei gelaufenen Bauern verfolgten sie mit Prügeln. Da unser Thomas hin-

¹⁾ In jener Zeit waren zwanzig-, dreißig- und vierzigjährige Schüler etwas ganz Gewöhnliches.

²⁾ Die ältesten Schüler nannte man in Deutschland Bachanten, die jüngern Schützen; diese waren beinahe die Sklaven der Ersten, und wurden gewöhnlich sehr übel von ihnen behandelt.

ter ihm rufen hörte: „Das ist der Dieb, die Füße der Gans zeigen sich unter seinem Hemde,“ ließ er seine Beute fallen, verließ die Straße und warf sich abwärts hinter einen dichten Busch. Zwei seiner Kameraden, weniger glücklich als er, fielen den Bauern in die Hände; da man aber den wirklich Schuldigen nicht entdecken konnte, so kamen sie mit einigen Stockschlägen davon, und obgleich der Hirt nur zwei Bagen Entschädigung forderte, waren sie doch nicht im Stande, sie zu bezahlen. Thomas, der fast nicht zu athmen wagte, lag während diesem



halb todt vor Schrecken hinter seinem Busch, und schwur, nie wieder so leichtgläubig zu sein. Als sie Alle bei einander waren, lachten sie von ganzem Herzen über den Vorfall. Ein andermal wurden sie von acht Reitern angefallen, die von ihnen eine ziemlich unbekannte Sache — Geld — verlangten. Ähnliche Abenteuer begegneten ihnen öfters in Franken, Polen und mehreren andern Ländern. Sie verweilten acht Wochen in Neuburg, wo sie vor den Häusern sangen oder bettelten. Man wollte sie zwingen, die Dorfschule zu besuchen, und da sie sich weigerten, wurden sie eines Abends in ihrem Nachtlager von dem Schulmeister und allen seinen Burschen und Schülern angegriffen. Aber nichts konnte unsere Abenteurer einschüchtern; sie zogen sich auf das Dach des Hauses zurück, und warfen einen Hagel von Ziegel auf die Belagerer, welche für gut fanden, sich zurückzuziehen. Da Thomas und seine Gefährten indeß die Folgen des Tumultes befürchteten, so gingen sie in der Nacht davon, nachdem sie in der Nachbarschaft einige, für ein Hochzeitmahl bestimmte, fette Gänse gestohlen hatten, die eine gute Beute für sie waren.

Von da aus besuchten unsere irrenden Studenten die Schulen in Halle und Dresden, verließen aber

beide Städte unzufrieden, namentlich mit den Wirthshäusern, wo sie meistens belebte Bettler fanden. Aus dieser Ursache verweilten sie nicht lange in diesen Städten, und wendeten sich gegen Breslau. Unterwegs litten sie oft Hunger, und waren genöthigt, sich mit rohen Zwiebeln, Salz und gerösteten Eichel zu begnügen. Da sie Niemand unter Dach nehmen wollte, so brachten sie ihre Nächte meistens unter freiem Himmel zu, und oft geschah es, daß da, wo sie auf Gastfreundschaft rechneten, die Leute ihnen die Hunde nachschickten ⁽³⁾. In Breslau fanden unsere Abenteurer die Lebensmittel so wohlfeil, daß man für die geringste Münze sich satt essen konnte; aber sie entschädigten sich nur zu sehr für die lange Enthaltbarkeit, denn mehrere von ihnen litten an Unverdaulichkeit. Damals gab es sieben Kirchsprengel in Breslau, und ebensovielen Schulen, und wenn ein Schüler schnell wieder aus seiner Klasse austrat, so wurde er mit Stockschlägen von seinen Mitschülern aus dem Sprengel gejagt. Platter behauptet, daß es zu seiner Zeit mehrere Tausend Studenten in dieser Stadt gegeben habe, die kein anderes Mittel sich zu erhalten kannten, als den Bettel. Es muß indeß gesagt werden, daß die jüngern für die ältern bettelten, wovon mehrere über dreißig Jahre alt waren. Was unsern Thomas betrifft, so kam er nie leer nach Haus, denn man liebte die Schweizer sehr in Breslau und beklagte gerade damals ihren Verlust bei Marignan. Ein Edler, den er um ein Almosen angesprochen hatte und dem sein Aeußeres und besonders, daß er Schweizer war, gefiel, wollte ihn an Kindesstatt annehmen; aber da sich sein Wetter, der Bachant, dagegen erklärt hatte, mußte er darauf verzichten. Dreimal wurde er Krankheits halber in den Spital gebracht, wo die Studenten und die Doktoren ihre eigenen angewiesenen Plätze hatten. Da aber die Bettler von Ungeziefer wimmelten, so zog Thomas vor, auf dem Boden zu liegen. Von Zeit zu Zeit ging er an den Fluß, um seine Wäsche zu waschen, und während er sein Hemd trocknete, säuberte er seine übrigen Kleidungsstücke von den lästigen Gästen, die er in ein Loch warf, mit Erde bedeckte, und aus Mitleiden ein Kreuz darauf setzte. Im Winter hausten die Aelteren in Zellen, die Jüngern unter

³⁾ Zu Ende des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert gingen einige Lichtstrahlen an, die Finsterniß zu durchbrechen, die schon so lange ganz Europa bedeckt hatte; aber die Institutionen und die Sitten behielten noch ihren rohen und fast barbarischen Charakter. Die Tausende von irrenden Studenten, welche Deutschland ohne irgend ein anderes Unterhaltungsmittel als Raub und Bettel durchliefen, geben eine Idee von dem Zustande der Aufklärung jener Zeit. Diese irrenden Schüler waren ebenso gefürchtet als verachtet, und die Polizeiordnungen der Schweiz setzten sie gewöhnlich in die Reihe der Bettler und Landstreicher.

den Dächern; im Sommer lasen sie Gras zusammen, breiteten es zwischen den Gräbern auf dem Kirchhofe aus, und brachten da die Nächte zu. Bei schlechtem Wetter zogen sie sich in die Schulen zurück, wo sie einen entsetzlichen Bärm machten. Auf ihr Verlangen gaben ihnen die polnischen Bauern soviel Bier, als sie nur trinken mochten, und unser Thomas gesteht offenherzig, daß er manchmal den Weg zu seinem Nachtlager nicht finden konnte. Er fügt hinzu, daß, obwohl Breslau ihnen Nahrung im Ueberflusse darbot, so litten doch die Schüler in ihren Studien (was leicht zu begreifen ist), obgleich es nicht an Doktoren fehlte, denn in der Schule, die Thomas besuchte, waren acht, die zu gleicher Zeit in dem gemeinschaftlichen Saal dozirten. Hier hatte man damals noch keine gedruckten Bücher, sagt Platter, Alles wurde zuerst dictirt, hernach distinct, konstruirt und exponirt.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Der Lämmer- oder Bartgeier.

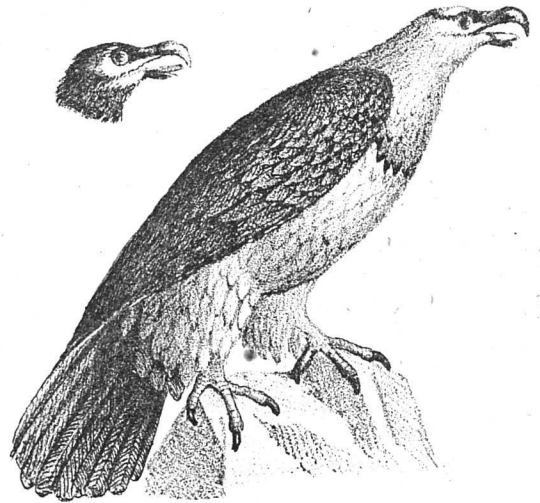
Der Lämmergeier der Alpen ist der größte und stärkste Raubvogel, und weicht vielleicht in nichts dem amerikanischen Kondor. Er hat übrigens mit den Geiern der neuen Welt nichts gemein; denn jene feigen Thiere greifen ihren Raub nur im Gefühl der Ueberszahl an, während dieser immer allein lebt, und mit dem Weibchen einige Meilen in seiner Herrschaft besitzt. Ein erwachsener Geier hat vier bis fünf Fuß Länge und neun bis zwölf Fuß Weite von einem ausgedehnten Flügel zum andern. Seine Augen stehen vor, während die des Adlers tief in der Augenhöhle liegen. Obgleich sein Schnabel sehr stark ist, so liegt doch seine größte Kraft in seinen Flügeln, und das um so mehr, da sein Körper sehr leicht ist und ihm aus dieser Ursache erlaubt, sich in ungeheure Höhen zu schwingen. Die Farben seines Gefieders ändern nach dem Alter und den Jahreszeiten; sehr jung ist er ganz weiß, später geht diese Farbe zur grauen und schwarzen, oder zur braunen und weißen über; je mehr er sich aber dem Alter nähert, desto mehr zieht sich die Rosifarbe oder das Gelbe in's Helle, wovon er wegen dem schönen Glanze seiner Federn den Namen Goldgeier erhalten hat.

Der Lämmergeier der Alpen ist nicht nur der größte und stärkste der Raubvögel, sondern auch der gefräßigste. Er greift alle in seiner Nähe lebenden Geschöpfe, und selbst Menschen mit einer unglaublichen Verwegenheit und Unverschämtheit an. Aber die seinem Raube am meisten ausgesetzten Thiere sind Schaafe, Ziegen, Gamsen, Murmelthiere und selbst Kälber und junge Fohlen. Indessen zieht er

das Ras vor, und greift jene nur an, wenn ihm dieses fehlt. Seine Gefräßigkeit ist beständig von der Leichtigkeit, mit welcher er verdaut, begünstigt. Man hat manchmal Knochen von acht bis zehn Zoll Länge in seinem Magen gefunden; und er scheint diese vorzugsweise zu verschlingen; denn das ist gewiß, daß er nichts übrig läßt; große und kleine Knochen, ebenso leicht als das Fleisch, würgt er in seinen Schlund, ohne viel Zeit dabei zu verlieren.

Wenn diese geflügelten Tyrannen zahlreicher wären, so würden die Alpen bald keine andern Bewohner des Thierreichs mehr haben; aber um dieses zu verhüten, haben die Regierungen einen Preis auf seinen Kopf gesetzt.

Die Art und Weise, sich seines Raubes zu bemächtigen, ist ihm eigen, und er verfehlt selten seinen Zweck. Er setzt sich zu dem Ende auf einen erhabenen Felsen, der die Umgegend beherrscht; auf einen Baum setzt sich der Geier nie. Da bleibt er Stunden lang unbeweglich wie eine Eule sitzen, bis seine erspähte Beute sich nahe bei einem Abgrunde



befindet; dann stürzt er sich wie ein Sturm auf sie, und wenn das erschreckte Thier nicht selbst in den Abgrund fällt, so zieht er es an dessen Rand, oder, wenn es zu groß ist, so rollt er es mit seinen Flügelschlägen dahin, und folgt ihm dann nach seinem Sturze, um seine zermalmte Beute zu verschlingen.

Der Lämmergeier richtet oft großen Schaden unter den Heerden an, denn es gelingt ihm nicht selten, mehrere Thiere auf einmal in den Abgrund zu jagen; man hat selbst Beispiele, daß ganze Heerden Ziegen oder Schaafe in dem, durch ihn verursachten Schrecken, in Abgründe gesprungen sind.

Dieser Vogel bewohnt nur die wüsten und unzugänglichsten Gegenden der Alpen; es ist daher sehr schwer ihn zu erreichen. Man hat oft bezweifelt,



TELS CAPELLE



ob der Geier im Stande sei, Menschen anzugreifen oder Kinder, Schaafe zc. in den Lüften davon zu tragen, wozu der Adler geeigneter scheint, da seine Krallen stärker, und seine Klauen gekrümmter sind; indessen bestätigen unlängbare Thatsachen die Richtigkeit der obigen Meinung. Vor einigen Jahren lebte noch zu Goldswyl, bei Interlaken, ein Weib, das man nur das Geier-Menneli nannte. Als sie drei Jahre alt war, nahmen sie ihre Nestern mit auf eine hohe Bergweide, wo sie Heu sammelten. Das Kind lag nahe bei ihnen im Gras; aber bald hörten sie das Zettergeschrei desselben. Der Vater lief herbei, fand es aber weder an dem Plage, wo er es hingelegt hatte, noch in der Umgegend. Während die von Unruhe gequälten Nestern hin und her liefen, befand sich glücklicherweise ein Mann auf der entgegengesetzten Seite einer tiefen Schlucht, der, durch das Geschrei des Kindes aufmerksam gemacht, an den Ort hinlief, wo der Räuber es so eben niedergelegt hatte, um es zu verschlingen. Durch das Schreien und die plötzliche Erscheinung des Mannes geschreckt, ließ er seine Beute liegen und nahm die Flucht. Außer einer tiefen Wunde am Arme hatte das Kind keinen Schaden gelitten.

Im Osten des Lauterbrunnenthales ist eine hohe Felsenwand, die Stellfluh genannt, und bildet eine der ersten Abstufungen der Jungfrau. Auf der entgegengesetzten Seite liegt das Alpdorf Mürren. Nach einer Sage entführte ein Geier nahe bei diesem Dorfe ein Kind und legte es auf einen Vorsprung der Stellfluh, in der Entfernung einer halben Stunde, gerader Linie, wo er es verzehrte. Lange nachher sah man noch Ueberbleibsel von dem rothen Kleide, das das Kind an seinem Unglückstage trug.

Eine andere, mit der Naturgeschichte dieses Vogels verwandte und neuerer Geschichte ist folgende. Ein Jäger, Namens Schoren, befand sich auf den Bergen des Wallenstadtersees, und entdeckte ein Geiernest; er war so glücklich, das Männchen durch einen Büchsenchuß zu tödten. Nun näherte er sich dem Neste, um sich der Jungen zu bemächtigen. Da aber der Weg dahin sehr gefährvoll war, zog er seine Schuhe aus, und schlich auf dem schmalen Vorsprung eines Felsens hinan. In diesem Augenblicke stürzte das Weibchen mit Wuth auf ihn, grub ihm die Krallen tief in den Arm und in die Schulter, und zerfleischte ihm die Seite, indem sie ihre mächtigen Flügel über ihm schwang, um ihn aus dem Gleichgewichte zu bringen. Der Jäger aber, den die geringste Bewegung in den Abgrund gestürzt haben würde, verlor die Geistesgegenwart nicht, und blieb unbeweglich stehen. Er nahm seine frischgeladene Büchse, stemmte den Kolben gegen den Felsen, richtete den Lauf auf den Vogel, drückte mit dem Fuß ab, und erlegte so seinen wüthenden Gegner.



Aber ungeachtet seines Sieges hatte er so schreckliche Wunden erhalten, daß er mehrere Monate das Bett hüten mußte.

Obgleich die Ausbeute des Geiers, außer einigen Schwanz- und Flügfedern, welche letztere gute Schreibfedern liefern, nichts werth ist, so findet doch derjenige, der ihn tödtet, einen guten Ersatz. Die Regierung von Bern bewilligt einen Preis von 20 Franken, und wenn man ihn nachher um Geld sehen läßt, oder in irgend ein Naturalienkabinet verkauft, so gewinnt man eine schöne Summe. Man schrieb ehemals dem Geierherz gewisse medizinische Kräfte zu; und (wie gewisse Chroniker erzählen) der Geierflug zeigte immer eine Schlacht, oder eine große Sterblichkeit einige Tage vorher an. Eben diese Chroniker behaupten, der Geier lebe hundert Jahre, und sterbe nur, weil sein Schnabel so lang und krumm werde, daß er keine Nahrung mehr zu sich nehmen könne.

Tells Kapelle bei Rüfsnacht.

Nachdem sich Wilhelm Tell durch den Sprung aus dem Schiffe, am Fuße des Achenberges, der Rache Geflers entzogen hatte, schlug er Pfade ein, die kaum für Ziegen gangbar sind, ging über die Ebene von Schwyz, dann den Ufern des Lowerzer- und Zugersees entlang und verweilte Abends zwischen letzterem und dem Vierwaldstädtersee an einem Orte, die Hohlgaße genannt, die sehr eng und von Bäumen und Gesträuchen bekränzt war. Da legte er sich in den Hinterhalt, und mit seiner Armbrust bewaffnet, voll Rache gegen seinen Tyrannen, erwartete er diesen, der nothwendigerweise da durch mußte, um auf sein Schloß zu gelangen.

Gefler, dem es gelungen war, dem Tode auf dem See zu entgehen und sich zu Brunnau, eine Stunde von Schwyz auszuschiffen, wendete sich nach Rüfsnacht. Aber als er in dem Hohlwege angekommen

war, durchflog Tell's Pfeil die Luft und durchbohrte das Herz des Tyrannen, der, umgeben von seinen erschrockenen Söldnern, vom Pferde stürzt. Wilhelm geht schnell denselben Weg zurück, den er gekommen war, begiebt sich bei Nacht nach Steinen zu Stauffacher und erzählt ihm, was so eben geschehen war; von da geht er nach Brunnli, schiffet sich in derselben Nacht nach Uri ein, und unterrichtet Walter Fürst und die Mitverschwornen von dem Tode Gessler's. Indessen mischte sich in die Freude über diese Nachricht ziemliche Unruhe. Der, von den auf dem Grütli Verschwornen festgesetzte Neujahrstag, an welchem sie das Joch der Unterdrückung fremder Landvögte abwerfen wollten, war noch nicht da. Noch sechs lange Wochen lagen dazwischen. Indes hatte der Tod Gessler's keine unmittelbaren Folgen, da der Kaiser damals in Nieder-Oesterreich andere Beschäftigungen hatte.

Der brave Tell hielt sich bis zum bestimmten Tage versteckt, und um den etwaigen Folgen von Gessler's Tod zuvor zu kommen, hatten die Verschwornen eine neue Versammlung auf dem Grütli. Von der Einsamkeit des Ortes und der Dunkelheit der Nacht begünstigt, konnte das spärende Auge der Tyrannen ihren Plan nicht durchdringen und fuhren in dem Druck und den Plackereien nach gewohnter Weise fort. In dieser letzten Versammlung beschloßen die Verschwornen, an ihrem zuerst gefaßten Entschlusse nichts zu ändern und erwarteten den Tag der Rache mit Ruhe und Ergebung.

Man erbaute in der Folge eine Kapelle gerade an dem Orte, wo Gessler gefallen war. Diese Kapelle besteht noch heutigen Tages in sehr gutem Zustande, einfach, ländlich und schmucklos in ihrem Aeußern, wie die Männer, die sie dem Andenken eines ihrer Befreier geweiht haben. Es ist bemerkenswerth, daß zwei so verschiedene Denkmale der Tyrannei, die Tellskapelle und Gessler's Schloß, nur eine Viertelstunde von einander entfernt sind. Letzteres, von der Hand der Unterdrücker erbaut, fällt von Tag zu Tag mehr in den Staub, während die Kapelle, von Freiheitsband gepflegt, der Zeit und den Stürmen widerstand und noch widerstehen wird. Sie hat schon oft Blei und Pinsel der Künstler und Reisenden geübt, aber immer blieb der wesentlich historische Hohlweg vergessen. Die Zeichnung Nr. 16 stellt die Kapelle, vom Hohlweg aus gesehen, vor.

Das Well- und Wetterhorn.

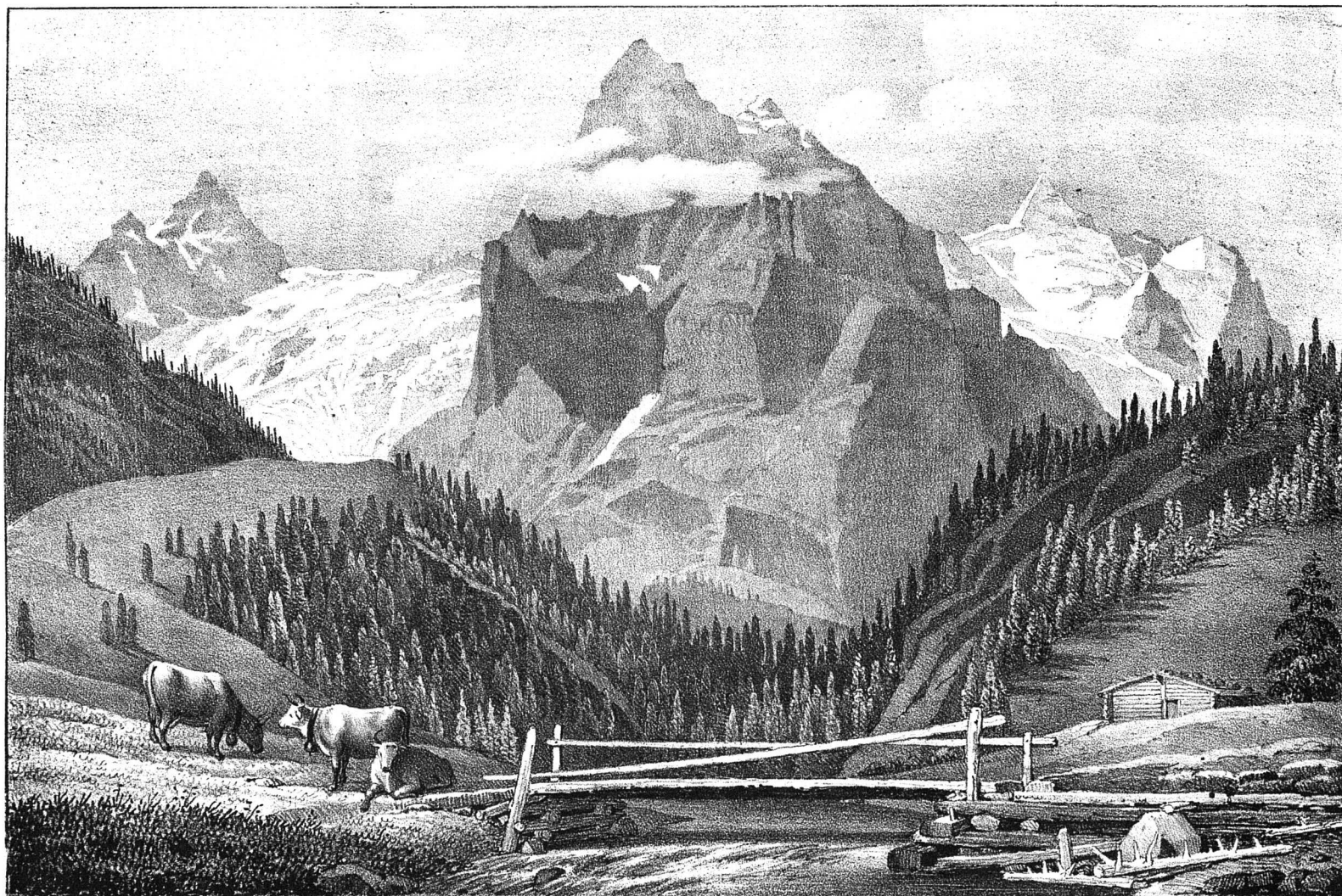
Wenn man die Bäder von Rosenlaui verläßt, um sich nach Meyringen zu begeben, so kommt man bald über eine Brücke, welche auf das linke Ufer des Reichenbachs und auf die schöne Weide von Breiten-

boden führt. Und wenn man alsdann einen Blick zurückwirft, so genießt man eine herrliche Ansicht des Well- und Wetterhornes. Ersteres, das vorsteht, hat eine Höhe von 9100 Fuß über dem Meere; und letzteres, etwas mehr zurückstehend, 11,450 Fuß. Zwischen dem Wellhorn zur Rechten, und dem Engel zur Linken, befindet sich der Rosenlaigletscher, einer der schönsten und würdigsten, in der Gesellschaft seiner prächtigen und imponirenden Nachbarn. Dieser Standpunkt hat dem Reisenden, der die einförmigen Gegenden der Scheideck, oder den letzten Theil des Weges, der nach Meyringen führt, durchstreift, immer sehr entsprochen.

Die Heuschrecken in der Schweiz.

(1538.)

Man kennt die Verheerungen, welche die Heuschrecken in Afrika und Asien anrichten. Diese Plage erstreckte sich manchmal auch über Europa; doch sind glücklicherweise die Fälle selten. In der Mitte des Sommers 1338 kamen unzählige Schaaren großer Heuschrecken selbst bis in die Schweiz, nachdem sie Ungarn, Oesterreich und das mittägliche Deutschland durchstrichen hatten. Sie bildeten in ihrem Fluge eine zehn Meilen lange und ebenso breite Wolke, und verwandelten den Tag in Nacht. Sie flogen des Tages mit einem Geräusch, das man von Weitem hörte, und bei Sonnenuntergang setzten sie sich auf die Erde und auf die Bäume, wo sie in einer Nacht alles Grüne so abfraßen, daß keine Spur von Vegetation mehr übrig blieb. Schrecken und Ekel bemächtigten sich der Menschen; man läutete mit allen Glocken, stellte öffentliche Gebete und Prozessionen an, und wenn diese Mittel nichts halfen, so hob sich das Volk in Masse, und bekriegte sie mit Feuer und Schwerdt, so daß Tausende ihrer Leichname die Erde bedeckten, und doch konnte man keine Abnahme unter ihnen bemerken. Man hoffte, daß die Annäherung des Winters sie alle vertilgen würde, denn sie lagen so dicht auf der Erde, und die Luft war von ihrem Geruch so verpestet, daß man genöthigt war, sie in Flüsse und Gruben zu werfen. Indes erschienen sie im folgenden Jahre noch viel zahlreicher; alle Erndten waren verloren, alle Vegetation verschwand von der Erde, und Menschen und Vieh starben vom übeln Geruch, den sie verbreiteten, oder aus Mangel an Nahrung. Doch erhielten die unglücklichen Einwohner bald vortreffliche Helfer. Vögel aller Arten von Raubvögeln, von einer so reichlichen Beute angezogen, fielen über sie her und machten ihnen einen so erbitterten Krieg, daß auch nicht eine im Lande blieb.



DAS WELT UND WETTERHORN

Der Kaiser Sigmund in Bern.

(1414.)

Schon seit dreißig Jahren war die christliche Welt durch eine Verrgerniß erregende und beispiellose Spaltung getheilt. Drei Päpste schleuderten sich gegenseitig ihre Bannstrahlen, und suchten durch alle möglichen Mittel ihre Gegenpartei zu vernichten. Um diesem allgemeinen Verrgerniß ein Ende zu machen, berief Kaiser Sigmund eine allgemeine Kirchenversammlung nach Konstanz.

Er kam damals aus Italien, wo er den Herzog von Mailand mit Krieg überzogen hatte, ohne Geld und ohne Armee zurück. Als er in Romont, einer ehemals waadtländischen Stadt, angekommen war, fand er eine Deputation von Bern, die ihn einlud, in diese Stadt zu kommen. Eine Meile von der Stadt wurde er von 500 reich gekleideten jungen

Knaben empfangen, welche mit Adlern gezierte Blumenkränze, und der schönste davon die heil. Reichsfahne trug. Der Kaiser begrüßte sie freundlich. Ihnen folgte die Geistlichkeit und die verschiedenen religiösen Orden der Stadt, welche das heil. Kreuz und die Reliquien singend ihm entgegentrugen. An den Thoren der Stadt wurde er von Petermann von Krauchthal, dem damaligen Schultheißen der Stadt Bern empfangen, der ihm, nach damaligem Gebrauch, die Schlüssel der Stadt überreichte, die ihm aber der Kaiser mit den Worten zurückgab: „Nehmt eure Schlüssel zurück und hütet eure Stadt wohl!“ Dann hielt er seinen Einzug zu Pferd, unter einem goldgestickten, reich verzierten, damastenen Baldachin, den die vier Berner trugen. Diesen folgte



der Senat, der Rath der Zweihundert und die ganze Bürgerschaft in einer langen Prozession. In dem Dominikanerkloster hatte man ihm einige mit Seidenstoff tapezirte und goldgestickte Zimmer bereitet. Alles das gefiel dem Kaiser sehr wohl, indessen nahm er das von der Stadt ihm angebotene Silbergeräthe nicht an, wahrscheinlich, weil er mehrere Personen in seinem Gefolge hatte, denen das Eigenthumsrecht nicht immer heilig war.

Der Stadtrath ließ es nicht bei dem Angebotenen bewenden; er bewirthete den Kaiser und sein

Gefolge (mehr als 1400 Personen) mit Leckereien aller Art und mit Ehrenwein. Noch nicht genug: es erschien eine Verordnung, daß die erlauchten Männer im Gefolge des Kaisers in gewissen Häusern umsonst aufgenommen werden sollten, und ein Chroniker erwähnt selbst einer Rechnung, welche mehrere Damen für Lieferungen vorbrachten, und die der Stadtrath bezahlte. Die kaiserliche Majestät war so gerührt von der besondern Sorgfalt und von der freundschaftlichen und freigebigen Aufnahme der Berner, daß sie nachher oft mit Vergnügen von

dem Aufenthalt in dieser Stadt sprach. Nachdem Sigmund drei Tage in Bern zugebracht hatte, begab er sich, von allen Kantonsgesandtschaften der Schweiz begleitet, nach Basel.

Ungefähr fünf Jahre später ging der neuermählte Papst Martin V. durch die Schweiz, nachdem er das Konzilium von Konstanz verlassen hatte, und wurde in allen Städten, aber besonders in Bern herrlich und ganz wie der Kaiser empfangen; mit Ausnahme jedoch, daß keine Lieferungsrechnungen auf Staatskosten vorkamen, wie bei dem Aufenthalt des Kaisers und seiner Leute. Seine Heiligkeit der Papst erhielt, nach den Chronikern, von der Stadt Bern 125 Mütt Kernen, 40 Malter Hafer, 8 Fässer feinen Burgunder- und Rheinwein, 8 fette Ochsen, 40 Schaafe, viel Geflügel und Fische, Semmelbrode und Kerzen. Der dankbare Papst administrierte selbst einmal das Hochamt, das vier Stunden dauerte; und nachdem er mehr als eine Woche in Bern verweilt hatte, verließ er segnend die Stadt und ihre Einwohner.



Lebensbeschreibung

des

Thomas Platter.

(Fortsetzung.)

Unsere Abenteurer verließen endlich Breslau und gingen über Dresden nach München. Sie fingen auch zu gleicher Zeit ihre Landstreichereien wieder an, gingen auf Ländereien und nahmen mit, was ihnen am ersten begegnete, dann brachten sie die

Nächte in Wäldern zu, wo sie, um ein großes Feuer gelagert, ihren Raub zubereiteten und verzehrten. Manchmal machten sie solche Ausflüge auf Rechnung ihrer Lehrer, und es scheint selbst, daß sie diese auf solche Art besoldeten. Eines Tages fragte sie ein Bauer, aus welchem Lande sie wären, und da er hörte, daß sie Schweizer seien, lud er sie ein und bewirthete sie auf's Beste. Die Mutter des gastfreundlichen Wirthes, welche Alters und Krankheits halber im Bette lag, hatte oft gewünscht, einmal vor ihrem Tode einen Schweizer zu sehen (¹), und wurde dann vollkommen befriedigt; denn die Bande war zahlreich und lustig. Thomas und sein Vetter verweilten einige Zeit in München bei einem Seifensieder und Meister der schönen Künste, halfen ihm aber öfters Seife machen, als sie die Schule besuchten. Endlich kehrten sie in die Heimath zurück, wo Thomas seine Mutter zum dritten Male verheirathet fand. Er verließ seine Familie bald wieder und ging mit seinem Vetter Paul nach Ulm, und von da nach München. Eines Abends, als sie ohne Nachtlager auf der Straße blieben, redete sie eine Mehrgersfrau an, und da sie erfuhr, daß sie Schweizer seien, nahm sie dieselben auf und setzte den Topf auf's Feuer. Den folgenden Morgen äußerte sie den Wunsch, einen von ihnen bei sich zu behalten; ihre Wahl fiel auf Thomas, der, sehr zufrieden mit seinem Loos, einige Wochen bei ihr blieb. Da ihn aber sein mit der Wahl der Frau höchst unzufriedener Vetter zwingen wollte, sich wieder mit ihm zu vereinigen, und Thomas der Rohheiten des letztern müde war, zog er vor, München und seine Wohltäterinn eher zu verlassen, als sich wieder unter seine Vormundschaft zu stellen. Er ging heimlich davon und begab sich nach Passau, wo man ihn, wahrscheinlich seiner zerlumpten Kleider wegen, nicht einlassen wollte. Aus Furcht, seinem Vetter zu begegnen, wollte er nicht nach München zurückkehren, und wendete sich nach Freisingen; da er aber erfuhr, daß sein Vetter auch in der Stadt sei, begab er sich nach Ulm, wo er mehrere Wochen lang die Rübenäcker einer armen Frau hütete. Auch dahin folgte ihm sein Vetter, daher er sich nach Konstanz und von da nach Zürich zurückzog, wo er sich mit einem seiner Landsleute, der die Schulen von Straßburg und Schlettstadt besucht hatte, verband. Thomas war damals achtzehn Jahre alt, konnte aber, ungeachtet der vielen Schulen, die er besucht hatte, kaum lesen. Er erzählt

(¹) Nach dem Burgunderkriege und den Feldzügen nach Schwaben und Italien hatten die Schweizer den höchsten militärischen Ruf erreicht. Je mehr sie der deutsche Adel haßte, desto mehr gaben ihnen das Volk und die freien Städte unzweideutige Beweise aufrichtiger Sympathie.

selbst, daß er in Schlettstadt zum ersten Mal eine gut eingerichtete Schule gesehen habe. Er fand daselbst 900 Schüler, wovon sich in der Folge mehrere rühmlich auszeichneten; und die alle jünger waren als er; „denn,“ sagt er, „ich war unter ihnen wie eine Henne neben ihren Küchlein.“ Indessen unterhielt ihn immer ein Bettelbruder, und sein Kamerad, der die Krätze hatte, war noch bedaurungswürdiger als er. Die Hungersnoth zwang sie, wieder in die Schweiz zurückzukommen. Er brachte einige Zeit in Solothurn zu, und von da ging er in's Wallis, wo ihn ein uneigennütziger Mann im Schreiben unterrichtete, während er einen seiner Vetter buchstabiren lehrte.

Thomas fand seine Mutter zum dritten Mal als Wittwe; sie hatte mit eigenen Händen drei ihrer an der Pest gestorbenen Kinder beerdigt. „Als sie mich nach fünfjähriger Abwesenheit wiedersah,“ erzählt Platter, „rief sie mir zu: Zum Henker, was führt denn dich wieder hieher?“ „Eines Tages,“ fügt er hinzu, „half ich ihr in der Weinlese; die Nacht war sehr kalt gewesen, und demungeachtet aß ich viel Trauben am folgenden Morgen, was mir so heftige Leibschmerzen verursachte, daß ich mich auf der Erde wälzte. Dann, die Hände in die Hüften gestemmt, fing sie an zu lachen, und sagte: So stirb denn, Unflath! warum hast du zu viel gefressen. Die Zärtlichkeit meiner Mutter hielt mich nicht lange auf; ich reiste mit zweien meiner Brüder ab, und bei dieser Gelegenheit sah ich sie das erste Mal weinen.“

Sie kamen auf dem Letschenberg an, dessen Rückseite sehr schroff ist und damals mit einer Schneerinde bedeckt war. Die Brüder unsers Thomas setzten sich ohne Bedenken auf den Schnee und fanden sich in einem Augenblick aus seinen Augen; er wollte nicht zurückbleiben, noch sich weniger muthig zeigen, durfte sich aber glücklich schätzen, nach manchen Luftsprüngen am Fuße angekommen zu sein ohne alle Glieder gebrochen zu haben. Endlich kam er nach Zürich, wo er die Schulen auf's Neue besuchte. Sein erster Lehrer war eine Art von Parisermagister, der sich mehr mit den Mädchen, als mit seinen Schülern beschäftigte, wurde aber bald durch Mykonius von Einsiedeln, einem gelehrten und strengen Manne ersetzt. Thomas setzte sich in eine Ecke des Lehrsaales, fest entschlossen, wacker zu studiren oder zu sterben. Er gewann die Neigung seines Lehrers, der ihm eines Tages vorschlug, die Messe für ihn zu lesen, was Thomas sehr gerne that. Er hatte auch das Amt, den Schülern zu heizen, und da es ihm dazu oft an Holz gebrach, so suchte er solches des Nachts vor den Häusern. Einst fand er sich in derselben Verlegenheit, und dachte, daß bei der großen Menge

von Heiligenbildern in der Kirche, eines mehr oder weniger nichts ausmache. Da es noch dunkel war, ging er in die Kirche, nahm den ersten Heiligen (es war ein St. Johannesbild) und legte ihn in den Schülern. Mykonius bezeugte ihm seine Zufriedenheit über die angenehme Temperatur des Saals, aber Thomas sagte ihm nicht, daß ein Heiliger die Schule gewärmt habe. Indessen ehrte Thomas die Heiligen mehr als ihre Bilder, denn er rief oft ihren Beistand an und machte mehrere Wallfahrten nach Einsiedeln. Als er einmal von Uri, wo er einige Zeit verweilt hatte, zurückkam, forderte er in Flüelen im Wirthshause für seine drei letzten Stüber Brod, das man ihm aber unentgeltlich reichete. Da er am Seeufer eine Gelegenheit suchte, sich einzuschiffen, bat ihn ein Weinbändler, in einer Barke seine Fässer zu hüten, und fügte hinzu, daß er dafür trinken könne so viel er wolle. Er nahm das Anerbieten dankbar an, kostete den Wein und schlief nachher fröhlich und getrost ein. Nach seiner Rückkunft nach Zürich studirte er fleißig, obgleich er immer noch mit Mangel und Elend zu kämpfen hatte, und sein Brod nur mit Kommissionen und Holztragen verdiente. Endlich gelang es ihm, bei einem gewissen Meister Werthmüller als Lehrer seiner Kinder angestellt zu werden. Zu derselben Zeit studirte er die lateinische, griechische und hebräische Sprache, welch' letztere damals wenig bekannt, ihn bei der damaligen zürcherischen Geistlichkeit ziemlich in Ruf brachte. Während Diesem war in Zürich ein junger Gelehrter, Namens Collinus, angekommen, der das Seilerhandwerk trieb. Platter trat bei ihm in die Lehre, ohne seine Studien aufzugeben; denn er hatte seinen Homer immer in der Tasche. Bald nachher ging er nach Basel, wo er bei einem Meister, der ihn übel behandelte, des Tages Stricke verfertigte, und des Nachts lateinische und griechische Schriftsteller studirte. In dieser Stadt lernte er Dporin, Erasmus und andere Gelehrte kennen, welche den jungen Seiler zu schätzen wußten. Dporin erhielt, nicht ohne Mühe, die Erlaubniß, daß Platter ihn hebräisch lernen dürfe; Ort und Stunde wurden festgesetzt und letzterer opferte etwas von seinem sehr schmalen Wochengelde auf, um seiner Lieblingsfache zu pflegen. Dporin hatte ohne Vorwissen Platters an allen Kirchthüren anschlagen lassen, daß vom künftigen Montage an ein regelmäßiger Kurs für die hebräische Sprache gegeben werde, und die Stunde von 4 — 5 Uhr in St. Leonhard festgesetzt sei. Thomas, der nur Dporin zu finden glaubte, begab sich in seinem gewöhnlichen Seileraufzuge an den bestimmten Ort, und erstaunte nicht wenig, als er 18 Studenten daselbst antraf, die nicht weniger erstaunt, ihren hebräischen Lehrer sonderbar angafften.

Platter wollte sich entfernen, aber Sporin hielt ihn zurück, und wies ihm als Lehrstuhl den Ofen an. So wurde er Professor.

Da sich indessen die Reformation in mehreren Kantonen der Schweiz ausgebreitet, und der Krieg zwischen den Protestanten und Katholiken ausgebrochen war, begleitete der neue Professor seinen Herrn, den Seiler, nach Kappel, wo er Panzer und Waffen trug. Nach dem hergestellten Frieden kam er nach Zürich zu Mykonius zurück und setzte seine Studien mit immer wachsendem Eifer fort.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)



Der Graf Peter von Savoyen in Bern.

Der erste Zwist der Stadt Bern, wovon die Chroniker sprechen, nachdem sie Freiheiten von Friedrich dem Zweiten im Jahr 1218 erhalten hatte, erhob sich bei Erbauung einer Brücke im Osten der Stadt. Diese besaß damals keinen Fuß breit Landes außer ihren Mauern; jedoch um die Verbindung der Stadt mit dem andern Ufer der Aar zu erleichtern, unternahmen die Berner eine hölzerne Brücke zu erbauen. Aber als sie bis in die Mitte des Flusses gebaut hatten, verbot ihnen der sogenannte große Graf von Kyburg, der in Burgdorf wohnte und über die Vergrößerung Berns sehr eifersüchtig war, weiter zu gehen, da seine Herr-

schaft sich bis in die Mitte der Aar ausdehne. Das war natürlich ein Strich durch die Rechnung; indessen, und um diese Schwierigkeit zu umgehen, kauften sie den Garten, in welchem die Brücke auf der andern Seite landen sollte und fuhren fort zu bauen. So hatte es aber der Graf nicht gemeint; er erklärte Bern den Krieg, so daß die Bürger nur in Anzahl aus der Stadt gehen konnten. Die Bevölkerung der Stadt war noch so schwach, daß sie es für gut hielt, den Schutz des Kaisers anzurufen; aber der Kaiser konnte sich damals nicht mit so geringen Dingen befassen. Man sprach von dem edlen Charakter des Grafen Peters von Savoyen, und beschloß, seinen Schutz zu erbitten. Eine in Mönchskutten gehüllte Deputation ging über die Berge von Saanen nach Chillon, wo er residierte. Er nahm die junge Stadt mit Freuden in seinen Schutz und nachdem er dem Grafen von Kyburg geschrieben hatte, begab er sich selbst nach Bern, wo beide Grafen sich im Holligenschloß besprachen. Da aber der Graf von Kyburg den Grafen Peter mit Stolz empfing, so blieb diese Rücksprache fruchtlos. Eine zweite Unterredung fand bald nachher an demselben Orte Statt, wo der Graf Peter dem von Kyburg durch seine zahlreiche und prachtvolle Begleitung Gleiches mit Gleichem vergalt. Bern erhielt dann das Recht, die Brücke zu vollenden, und der Graf Peter legte selbst Hand an's Werk. Seinem Rathe verdankt die Stadt gleichfalls die Vergrößerung eines ganzen Quartiers, von dem Zeitglockenthurm bis zum Käschthurm. In der Folge, als der Graf in einen Krieg verwickelt war, sandten ihm die Berner 500 Mann, denen er versprach Alles zu geben, was sie verlangen würden, wenn er siege. Da er wirklich den Sieg behielt, so benutzten die Berner diese Gelegenheit, ihn zu bitten, sie seines Schutzes zu entledigen, was er, obgleich wider Willen, that. Ein Bündniß wurde dann zwischen ihnen geschlossen, welches bis zum Tode Peters dauerte. Die Chroniker sind über die Zeit, in der dieses Ereigniß vorfiel nicht einig; es war zwischen 1250 und 1266.



Die ersten Bewohner Helvetiens.

Die Schweiz war nothwendiger Weise die am spätesten bevölkerte Gegend Europas; ihre hochgelegenen und tiefen Gebirgsthäler behielten noch lange die Gewässer, die der weichende Ocean zurückließ; mehr als tausend Klafter über den Gegenden, die wir heut zu Tage bewohnen, wütheten jene Wassermassen noch, stürzten Berge ein und gruben tiefe Thäler. Nach und nach verliefen sie sich und ließen ganze Schichten von Muscheln, Pflanzen und aller Arten uns unbekannter Thiere in ihrem Schlamm zurück. Die Thäler, die wir heute bewundern, waren Moräste ohne Grund, in welchen die Bergströme ihren Schlamm und Kies niederlegten. Diese Wüsten bedeckten sich endlich mit Wäldern, in denen Todtenstille und Dunkelheit herrschte; ungeheure Bäume erhoben sich und fielen nach einander auf schon umgestürzte, faulende Stämme. Die Gewässer der Bergströme und hunderte von Seen waren in dichte Nebel gehüllt, die Luft von giftigen Dünsten überladen; große Sümpfe nährten Giftpflanzen; unzählige und ungeheure, jetzt unbekannte Reptilien verteteten ihre Gifte. Viele Jahrhunderte ward die Todtenstille dieser schauerlichen Einöden nur durch den Sturz der Gewässer oder von dem Zahn der Zeit zernagter Felsen unterbrochen, die donnernd in die Thäler rollten. Mit dem rauhen Geträusche der Eulen erscholl das Brüllen der Büffel und das Gebrumm der Bären.

Zu einer Zeit, welche die Geschichte nicht mit Gewißheit bestimmen kann (ungefähr 600 Jahre vor Christi Geburt), strömten unzählige Horden Barbaren, Gailen (Gallier) genannt, von Osten nach Westen. Der Ursprung und der Grund der Wanderung dieser Völker verlieren sich in der Nacht der Zeit. Sie waren ein Theil der großen celtischen Nation, welche ganz Europa, vom schwarzen Meere an bis zur Meerenge von Gibraltar, überschwemmte, und sich darin ansiedelte. Sie waren theils mit Bogen und Pfeil bewaffnete Jäger, theils Hirten, die ihre Viehheerden, Hunde und Pferde mit sich führten. Eine dieser Horden ließ sich im Norden der Schweiz nieder und reutete die Wälder mit Feuer aus. Die Jäger drangen im Verfolgen des Wildes in noch unbekannte Gegenden ein und führten ihre Heerden dahin. So wurde der Genfersee

entdeckt, der lange nachher nur unter dem Namen „der See in der Wüste“ bekannt war. Der größte Theil der übrigen Seen der Schweiz blieb noch unbekannt, denn unzugängliche Sümpfe oder undurchdringliche Wälder umgaben sie noch von allen Seiten. Es ist außer Zweifel, daß damals der Stand der Gewässer viel höher war und der Bieler-, Murtner- und Neuenburgersee nur einen bildeten. Letzterer erstreckte sich bis Entreroche, drei Meilen westlicher als jetzt, und alle Schweizerseen haben Spuren von einem höhern Wasserstande zurückgelassen.

Nach und nach verbreiteten sich die Celten in den verschiedenen Gegenden der Schweiz; jede Familie wählte nach Gefallen den günstigsten Wohnplatz für sich und ihre Heerde. Sie bauten das Land, zogen jedoch immer die Jagd dem Ackerbau vor. Uebrigens waren ihnen die Früchte und Gemüse, die wir heute genießen, völlig unbekannt. Die große Menge von Gewässern und Wäldern, die den Schweizerboden damals noch bedeckten, unterhielt die Kälte und ein unfreundliches Klima; die alten Helvetier²⁾ wußten sich jedoch durch die Bauart ihrer Hütten dagegen zu schützen. Diese bestanden aus in einander geflochtenen Baumästen, deren Zwischenräume sorgfältig mit Moos ausgestopft und das ganze Gebäude mit Leinen außerhalb umgeben war. Sie waren rund, mit Stroh gedeckt und das Dach spitzig. Die Begüterten und die Fleißigsten unter ihnen wendeten schon mehr Luxus auf ihre Wohnungen, indem sie dieselben verästelten und wohl auch in mehrere Zimmer eitheilten. Die Weiber beschäftigten sich mit Spinnen und Weben der rohen Stoffe zu ihrem Gebrauch. Die Männer zogen den Krieg und die Jagd allen andern Beschäftigungen vor; sie fanden hiezu reichlichen Stoff in den Wäldern; denn außer dem Wildschweine, dem Hirsch, dem Elendthiere und andern jetzt seltenen Thieren in der Schweiz gab es noch andere, die wir

²⁾ Der Ursprung des Namens Helvetier und der Zeitpunkt, in welchem die zwischen den Alpen, dem Jura, dem Rhein und der Rhone wohnenden Celten ihn annahmen, ist völlig unbekannt, denn die Helvetier erscheinen erst 110 Jahre vor Christi Geburt in der Geschichte.

nicht mehr in der Schweiz finden, wie der Büffel, das Rennthier und der Viber.

Die Bevölkerung Helvetiens war sehr schwach; um von einem Weiler zum andern zu gelangen, mußte man oft weite Eindrücken durchschreiten, wo man keine andern Bewohner als wilde Thiere fand. Das Innere der Alpen war noch unbekannt; die Helvetier siedelten sich immer an Flüssen oder Seen an. Ihre Kleidung war so einfach als möglich: lange an den Hüften und Fußgelenken festgebundene Hosen bedeckten ihnen die Beine, und eine Art von Kamisol ohne Ärmel be-

deckte den obern Leib. Gegen die strenge Fahrzeit schützten sie sich mit Thierfellen. Sie ließen ihre Haare wachsen, und banden sie auf dem immer unbedeckten Kopfe fest; ihre Schuhe waren eine Art von Sandalen. Die Weiber hatten ungefähr denselben Kopfschmuck; ihre Röcke giengen bis zur Hälfte der Beine; Ärmel und Brust blieben unbedeckt. Ein langer kupferner Degen, ein Bogen, Pfeile, Spieß und ein großer Schild waren die Waffen der Helvetier. Das Eisen war selten, und erst später lernten sie es zu gewinnen und zu schmieden.



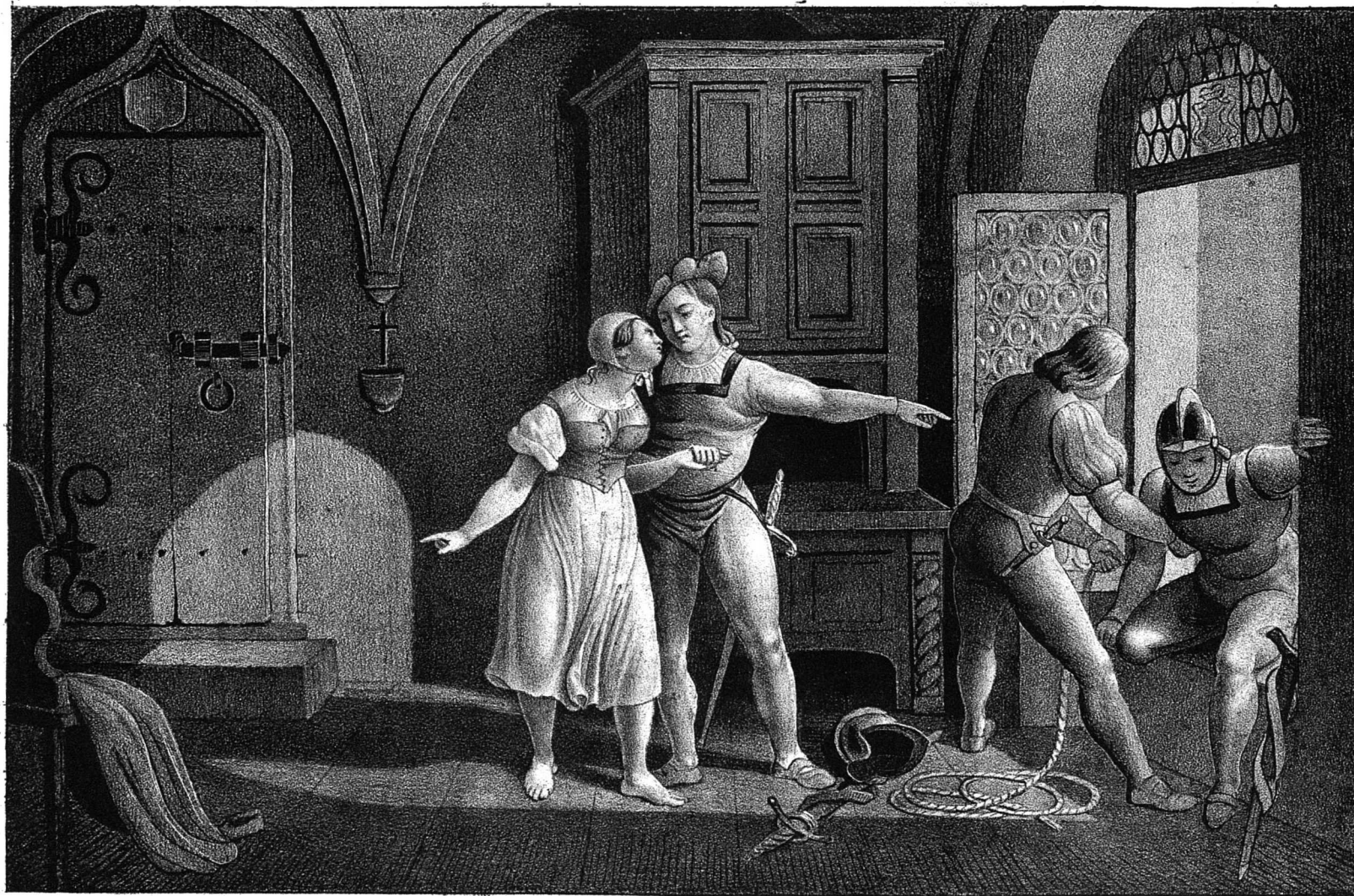
Das Schloss Rotzberg.

(Zeichnung Nro. 18.)

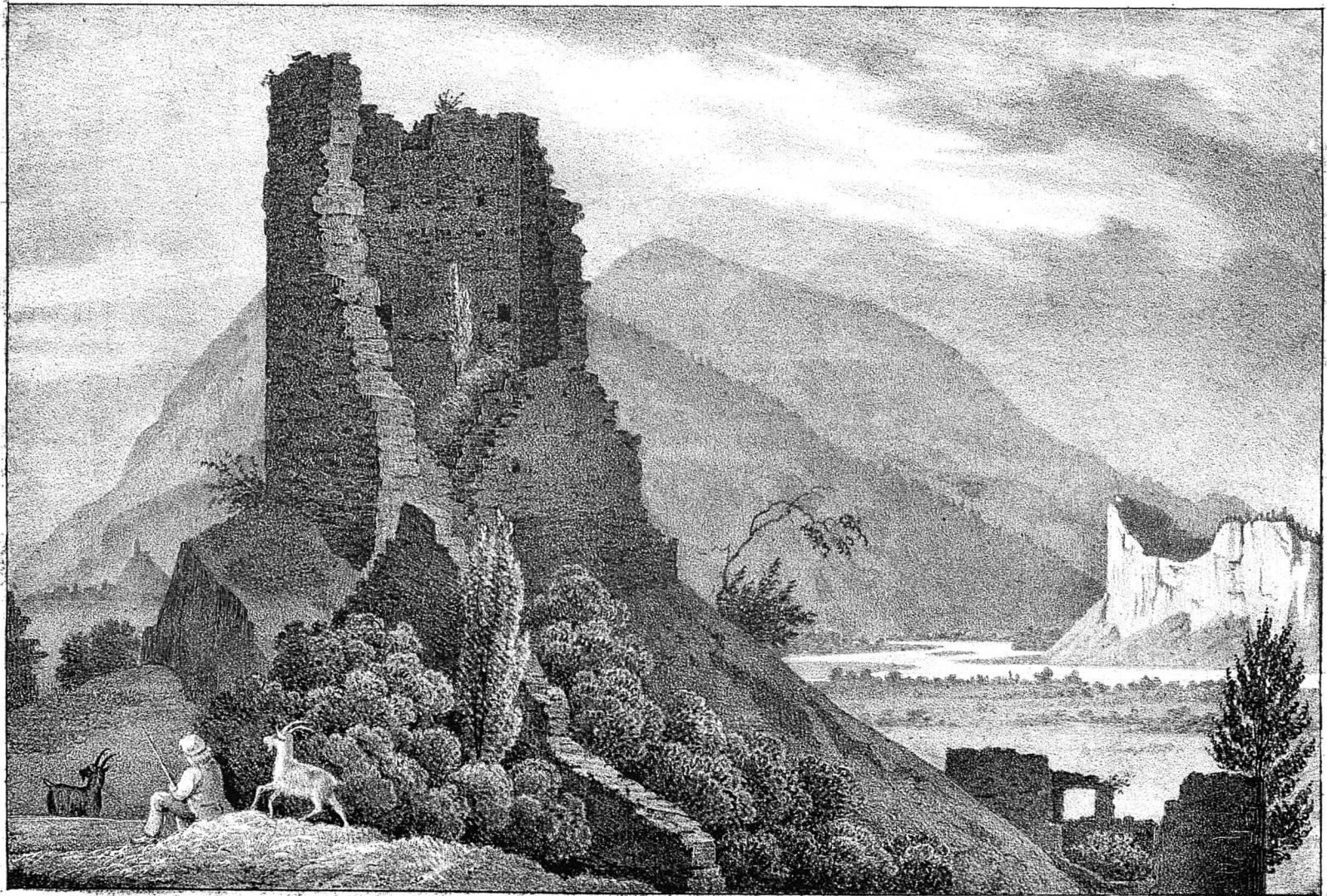
Die Umgegend von Stanz ist wegen ihrer Fruchtbarkeit und den vielen prächtigen Lagen, die man in einer geringen Entfernung findet, und die sie zu einer der interessantesten Gegenden der Schweiz erheben, bekannt. Eine dieser Lagen ist der berühmte, eine kleine Stunde von Stanz gelegene Rotzberg. Ein angenehm beschatteter Weg führt an den Fuß des Hügels, der 900 Fuß über dem Luzernersee liegt; und obgleich man mühsam dahin gelangt, so wird man doch auf der Höhe reichlich entschädigt; denn man genießt eine sehr ausgedehnte Aussicht auf das schöne Becken des Vierwaldstädtersee's, auf seine Buchten, auf die Gegend von Luzern, auf Stanz, den Rigi und den Pilatus, der seine steilen schwarzen Felsen in die ruhigen und klaren Wellen der Alpnacherbucht taucht,

deren Becken den ganzen Raum bis zum Rotzberg einnimmt.

Aber bald wird die Aufmerksamkeit durch noch stehende Gemäuer, Schutt und Ruinen, von denen der Wanderer sich umgeben sieht, und die die ganze Spitze des Hügels umgeben, angezogen. Es sind die Reste des in der Geschichte der Kämpfe der ersten Schweizerkantonen gegen die Bedrückungen Oesterreichs berühmt gewordenen Schlosses Wolfenschieß. Die ersten Besitzer des Schlosses waren die Edlen von Rotzberg; nach ihnen die Waltersberg, welche gezwungen wurden, ihre Souveränitätsrechte dem Kaiser Albert zu verkaufen. Später, als der Kaiser Beringer von Landenberg als Landvogt von Uri nach Sarnen gesandt hatte, übergab dieser das Schloß dem Wolfenschieß,



DIE EINNAHME DES SCHLOSSES ROTZBERG.



SCHLOSS VON NIDBERG.

der vom Baumgarten erschlagen und ein anderer Landvogt an seine Stelle gesetzt wurde.

Der erste Januar 1308, den die Verschwornen auf dem Grütli zum Befreiungstag von dem schändlichen Joche der Landvögte festgesetzt hatten, nahte heran. Nohberg sollte zuerst in die Hände der Befreier fallen, was ein glücklicher Umstand vorzüglich begünstigte. Es war damals, so wie heute noch an einigen Orten, Sitte, daß die jungen Leute der Schweiz, die eine Geliebte hatten, diese alle Samstag Abend besuchten. In dem Schloß war auch ein Mädchen im Dienste des Hauses, die von einem Jünglinge von Stanz, einem Mitverschwornen vom Grütli, geliebt wurde, und Liebe für Liebe gab; denn von Zeit zu Zeit ging er, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, an's Schloß, wo er mittelst eines Seiles in ihr Zimmerchen kletterte. Die Verschwornen sann auf Mittel, wie sie sich des Schloßes ohne Tumult und ohne Blutvergießen bemächtigen könnten. Es erstürmen wollen, war wegen der ungeheuer hohen Ringmauern, die es unüberwindlich machten, unmöglich. Der Jüngling von Stanz erbot sich, das Schloß durch seine Geliebte zu gewinnen, welcher Vorschlag sogleich angenommen wurde. Er kam mit ihr überein, daß er sie am letzten Abend des Jahres besuchen werde; sagte aber kein Wort von dem wahren Zwecke dieses Besuchs. Am verabredeten Abend nahm er zwanzig Verschworne mit sich, versteckte sie auf dem Nohberg, nahte sich den Mauern unter dem Fenster seiner Geliebten, die ihn schon lange in der Dunkelheit vergebens gesucht hatte. Endlich vernimmt sie das bekannte Zeichen; sie läßt das Seil hinab, und bald ist er in dem Zimmer. Nun mußte der junge Mann eine etwas schwere Rolle spielen; denn er konnte seine Kameraden nicht einlassen, ohne seine Geliebte mitschuldig zu machen. Die Geschichte sagt nicht, wie er endlich seinen Zweck erreichte; sie erzählt nur, daß nach einer Stunde einer der Verschwornen in das Zimmer gezogen wurde, dann der dritte, u. s. f., bis sie alle im Schlosse waren. Er mußte wahrscheinlich alle Beredsamkeit eines Geliebten anwenden, um das Mädchen beim Anblick so vieler Fremden zu beruhigen. Wer aber von diesem nächtlichen Besuch noch mehr überrascht wurde, das war der Landvogt und seine Leute, als die Unterwaldner sie um Mitternacht in ihrem sanften Schlafe störten. Niemand wurde indessen mißhandelt; man schickte sogleich einen Boten an die andern Verschwornen ab, die das Schloß Sarnen nehmen sollten, und sie von dem glücklichen Erfolge benachrichtigen. Niemand durfte vor Mittag aus dem Schloß, damit sich die Sache nicht im Lande verbreite. Mittags erhielt man Nachricht, daß das Sarnerschloß in den Händen der Verschwornen sei; dann ließ man den Landvogt und alle Einwohner des

Schloßes mit ihrer besten Habe ruhig abziehen, und übergab das Schloß den Flammen und der Zerstörung.

Das Schloß Nohberg.

(Zeichnung Nro. 19.)

Bei Sargans und Ragaz, im Kanton St. Gallen, liegt ein Hügel zwischen dem Rhein und den östlichen Gebirgen, der von den weiten Ruinen des Schloßes Nohberg, dessen Ursprung sich im Dunkel der Zeit verliert, bedeckt ist. Es war bis ins vierzehnte Jahrhundert das Eigenthum der Edlen dieses Namens, und nach deren Aussterben wurde es mit dem Herrschaftssitze Freudenberg vereinigt, dessen Kastell sich nicht weit von da erhob. Beide Häuser fielen, so wie das ganze Sarganserland, unter Oestreichs Herrschaft, das sie dem Grafen Friedrich von Toggenburg verpfändete. Als das Sarganserland nach dem Tode des letztern, und ohne die Beistimmung des Herzogs von Oestreich, mit Zürich ein Bürgerrechtsbündniß abgeschlossen hatte, zogen die östreichischen Landvögte Feindseligkeiten an, um sich zu rächen. Die Sarganser forderten Hülfe von ihren neuen Mitbürgern, und schlugen sich einstweilen allein mit den Oestreichern der beiden Schlösser, was ihnen aber sehr nachtheilig ward, denn sie wurden geschlagen und 1400 Stück Vieh fielen in die Hände der Feinde. Endlich schifften sich die Züricher mit allem zu einer Belagerung nöthigen Kriegsgeräthe ein, und landeten zu Wallenstadt. Die Belagerung von Nohberg wurde eben so schnell beendet als angefangen; denn nach einigen Kanonenschüssen übergab sich das Schloß. Viele vorsichtige Leute hatten ihre Habe und Gut dahin geflüchtet, so daß die Beute, nach der Geschichte, sich für jeden Soldaten, deren 4000 waren, auf 10 Stüber belief. Nachdem das Schloß Nohberg verbrannt war, belagerten die Züricher und ihre Verbündeten das feste und wohlversehene Schloß Freudenberg, das mit seinem alten und braven Kommandanten den Belagerern eine lange Gegenwehr zu leisten im Stande war.

Die Kantone Schwyz und Glarus, die einige Ansprüche an jene Gegenden zu haben vorgaben und schon sehr über die Züricher erzürnt waren, sahen diesen Feldzug mit größtem Unwillen, so daß Feindseligkeiten von dieser Seite anzufangen drohten. Doch gelang es der Dazwischenkunft der andern Kantone, den Sturm für diesmal zu beschwören. Aber nichts vermochte die Züricher, die Belagerung Freudenbergs aufzuheben, und bewilligten nur einen Tag Waffenstillstand. Die Garnison benutzte diesen Tag; sie lebte brüderlich mit den Belagerern, und ein großer Theil

ließ sich durch Wein, gute Worte und Versprechungen gewinnen. Dann errichteten die Zürcher Galgen vor dem Schloß, und bedrohten die Garnison mit einem schmachvollen Tode, wenn sie länger widerstehen würde. Diese erwartete die Ausführung der Drohung nicht, sondern verließ ihren tapfern Kommandanten, der sich aus Mangel an Soldaten ergeben mußte. Indessen hatte ihm seine Tapferkeit die Achtung der Feinde gewonnen, und er zog mit allen Ehren und Waffen aus, worauf das Schloß verbrannt wurde. Dieser Feldzug war das Vorspiel eines Bürgerkriegs zwischen Zürich und den andern Kantonen, der sieben Jahre die Schweiz mit Trauer erfüllte.

Der Thurm im Vordergrund der Zeichnung Nro. 19. befindet sich am östlichen Winkel des Schlosses Nydberg; links sieht man im Hintergrunde die Stadt und das Schloß Sargans; rechts schlängelt sich der Rhein durch die Ebene; hinter den Felsen, welche ihn beherrschen, ist der berühmte Luciensteig, an den Grenzen von Graubünden und dem Tyrol.

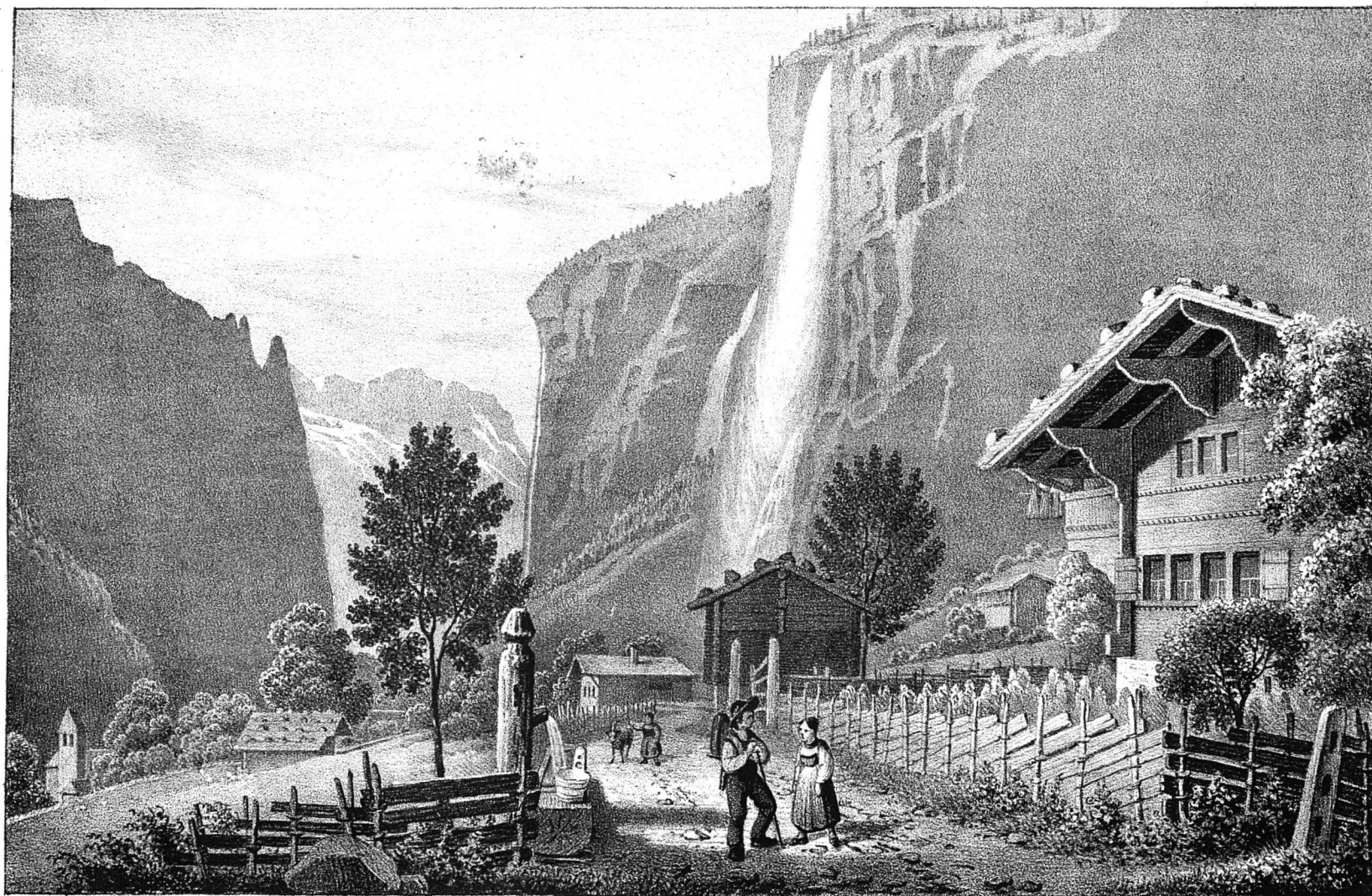
Der Staubbach.

(Zeichnung Nro. 20.)

Das Lauterbrunnenthal im Kanton Bern ist eines der angenehmsten, der interessantesten und besuchtesten Thäler der Schweiz. Das Ganze sowohl als die Einzelheiten enthalten eine Menge merkwürdiger Gegenstände. Was ihm aber den größten Ruf gegeben hat, ist der Staubbach, dessen Schönheit jedoch durch den prächtigen Anblick der Jungfrau beinahe überwogen wird. Der Staubbach stürzt sich über eine 900 Fuß hohe Felsenwand, die man den Pletschberg nennt, das Wasser selbst heißt der Pletschbach; das Becken, wovon er sein Gewässer wirft, ist nur zehn Minuten von dem Lauterbrunner Wirthshaus entfernt. Nachdem man einen ziemlich hohen, und aller Wahr-

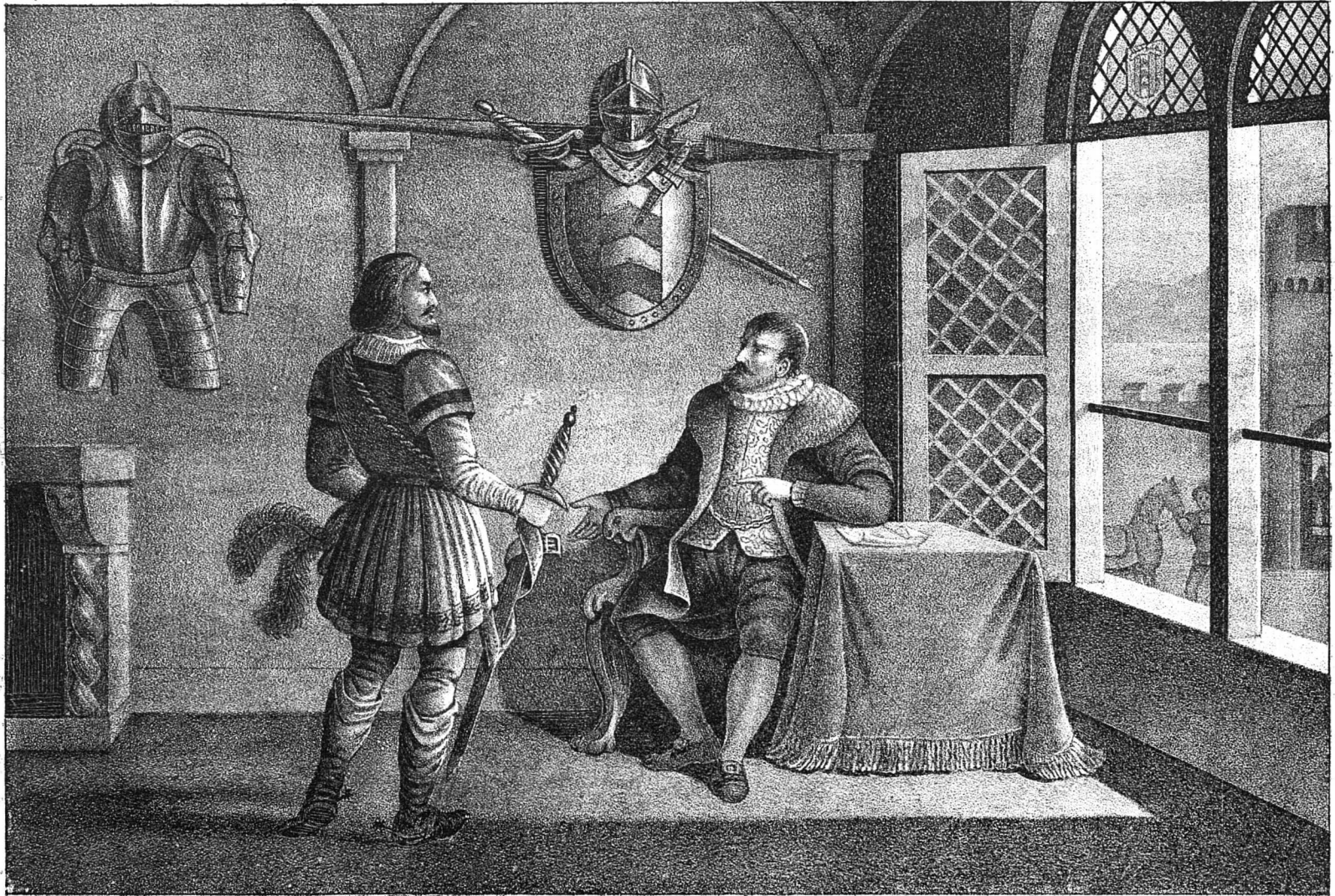
scheinlichkeit nach aus den Anschwemmungen des Baches bestehenden Hügel erstiegen hat, sieht man den berühmten Wasserfall, wie vom Himmel fallend, und über den Felsen springend wie eine Rakete. Auf der Hälfte des Falles theilt sich die Wassersäule in eine Menge kleinerer Strahlen, die sich bald in unzählige Stäubchen verwandeln; so daß man sie unten nur noch als leichte und fast unsichtbare Wolken erkennt. Der Wind bewirkt oft die sonderbarsten Erscheinungen an Formen in der fallenden Masse, indem er sie hin und her bewegt. Nahe bei dem Falle bewundert man das schöne Farbenspiel zweier Regenbogen; aber es ist nicht rathsam, sich denselben zu sehr zu nähern, denn man könnte von den mit dem Wasser herabfallenden Steinen und Holzblöcken erschlagen werden; wer aber die Masse nicht scheut, kann sich ohne Gefahr zwischen den Felsen und den Bach stellen. Der Staubbach macht nicht immer den großen Eindruck, den man sich davon verspricht; der Grund davon ist, daß die Wassermasse in keinem Verhältniß mit der Höhe des Falles ist. Indessen ist es nicht schwer, sich nach einem Gewitter zu entschädigen; denn alsdann ist der Staubbach nicht mehr der angenehme und leichte Schwimmer der Lüfte, sondern ein Strom von Schlamm, der sich donnernd seinem obern Ufer entreißt, und Massen von Holz und Steinen mit sich in den Abgrund stürzt. Eine andere Art von Schönheit ist, den Staubbach bei'm Mondschein zu sehen; nichts ist so anziehend, als die silberne Wassersäule und die unzähligen Wasserblasen. Selbst im Winter bietet er eine merkwürdige Schönheit dar, wenn er seine ungeheuern Eiszapfen von der Höhe des Felsen herabsenkt; während der Rest des Berges mit einem azurblauen und blendenden Eismantel bedeckt ist.

Es ist unumgänglich nöthig, den Staubbach Morgens zwischen 7 und 12 Uhr zu sehen; und da manche Reisende diese Zeit übergehen, so verkleinern sie einen der schönsten Punkte der Alpen.



DER STAUBBACH

und das Lauterbrunnenthal.



RUDOLF VON ERLACH

nimmt Abschied vom Graf von Tirol.

Die Schlacht bei Laupen und Rudolf von Erlach.

(Zeichnung Nr. 21.)

Die Stadt Bern stand schon 140 Jahre, als die mächtigen Grafen und Barone, der Adel der westlichen und nördlichen Schweiz, dieser jungen Stadt, ihrer Feindinn, den Untergang schwuren, weil sie der Zufluchtsort der Freiheit, und dem hohen Adel oft sehr nachtheilig gewesen war. Die mächtigsten dieser Herren waren die Grafen von Greyerz, Valendys, Nidau, Narberg, Kyburg, und die Stadt Freiburg mit ihren Verbündeten. Bern stand damals unter dem Schutze des Reichs, aber weit entfernt, ihr Beschützer zu seyn, war der Kaiser ihr unversöhnlicher Feind und Haupt der Verschwörung gegen die Stadt. Die Großen, auf ihre zahlreichen Schaaren stolz, glaubten sich unüberwindlich, und suchten nur eine günstige Gelegenheit, ihr den Krieg zu erklären; um diese zu finden, erhoben sie die übertriebensten Anmaßungen, von denen sie wohl wußten, daß sie die Stadt nie zugeben würde. Der Graf von Kyburg, der entschiedenste Feind der Berner, beklagte sich bei dem Kaiser, daß die Stadt seine, mit kaiserlicher Bewilligung geschlagene Münze nicht annehmen wolle. Ludwig von Bayern war damals, ungeachtet des Widerspruchs des Papstes, der ihn exkommunizierte, auf dem Thron Deutschlands. Besselwind, Großalmosner und ein sehr einflußreicher Mann, bewog die Berner, Ludwig nicht als Kaiser anzuerkennen, so lange er unter dem Fluche der päpstlichen Exkommunikation bleibe, obgleich ihn ganz Deutschland bereits für seinen rechtmäßigen Oberherrn anerkannt hatte. Die zu große Bereitwilligkeit für die Beschlüsse des Papstes zog ihnen die Feindschaft Ludwigs zu, der den Klagen des Kyburgers ein günstiges Ohr lieh. Dieser forderte auch noch von den Bernern die Stadt Thun, die sie von ihm gekauft hatten, und die ihnen der Kaiser widerrechtlich entreißen und dem Grafen als Geschenk wieder zustellen wollte. Der Graf von Valendys forderte 300 Mark Silber, die ihm der Kaiser auf die Stadt angewiesen hatte, weil sie seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollte. Die Grafen von Nidau, von Neuenburg und Greyerz machten eben so lächerliche Ansprüche. Da die Berner den Sturm herannahen sahen, erboten sie sich, Alles was sich mit ihrer Ehre und ihren erworbenen Rechten vertragen könne, zu bewilligen, und in Burgdorf fand zu diesem Zwecke eine Versammlung beider Partheien statt. Aber als die Abgeordneten Berns der Erhaltung des Friedens genug aufgeopfert zu haben glaubten, und von ihren

Begnern eine kategorische Erklärung ihrer Absichten gegen die Stadt verlangten, antworteten ihnen diese mit bitterm Spott und Schimpf; wahrscheinlich, weil sie glaubten, daß die scheinbare Unterwerfung der Berner ein Beweis ihrer Schwäche und Furcht sey; und fuhrten fort, sich immer unverholner auf den Krieg zu rüsten. Aber der wahre Grund des Krieges war der Haß, den der Adel gegen die Stadt nährte, die, durch ihre politischen Institutionen und den kriegerischen Geist ihrer Bürger stark, jenen seit 30 Jahren erfolgreich bekriegte und ihm keine andere Aussicht ließ als von ihr überwältigt zu werden. Dieß war die Ursache, die die Edlen bewog, sich durch Verbindungen zu verstärken, um die neue Republik zu vernichten. Bern war dem stolzen Adel wirklich zum Schrecken geworden; nicht etwa durch sein Gebiet, denn dieses war sehr beschränkt, sondern durch den Gemeingeist, der seine Bürger beseelte, und durch den Muth der zahlreichen und kampflustigen Jugend, die unter dem leichtesten Vorwand zu den Waffen griff. Diese kriegerische Jugend, unter dem Befehl des Bannerherrn oder des Schultheißen, gieng aus den Thoren der Stadt, ungeduldig dem Feinde zu begegnen, indem sie ihre vorigen Siege besang.

Die Schritte, die Bern gethan hatte, um den Sturm abzuleiten, wurden der Furcht zugeschrieben, und ihre Feinde warfen es ihr bei jeder Gelegenheit vor, so daß es endlich zum Sprüchwort wurde, und man ihren Bürgern zurief: „Bist du von Bern? so hüte dich, und geh' weiter.“ Die Stadt machte noch einen Versuch in Freiburg, um diese ältere Schwester zu bewegen, dem feindseligen Vorhaben zu entsagen, und eine Zusammenkunft fand in Flammatt statt; aber umsonst erinnerten die Berner an den Stifter ihres alten Bündnisses, der beiden Städten ein gemeinschaftliches Interesse angewiesen hatte. Freiburg blieb Desfreich und dem Adel ergeben, und die Unterhandlung blieb fruchtlos.

Bern fand sich somit allein und verlassen von Allen; aber Alles blickte mit größter Neugierde auf den kleinen Staat, der es wagte sich in einen so ungleichen Kampf mit dem Kaiser, mit Burgund und dem Adel von Schwaben und Oestreich einzulassen. Die Grafen von Neuenburg hatten noch zu Nidau eine letzte Zusammenkunft mit ihren Verbündeten, den Grafen von Kyburg und einer Menge Edler aus dem Waadt- und Neuchâtel und aus dem Jurgau, wo die Zerstörung

Berns noch einmal beschlossen und geschworen wurde. Unter allen diesen Feinden Berns war der Graf von Nidau einer der mächtigsten und würdiasten; denn er wußte wenigstens ihre Tapferkeit zu schätzen. Als die Berner sahen, daß der Krieg unvermeidlich war, und daß ihnen nur die Wahl blieb zu sterben oder zu siegen, rüsteten sie sich, Gewalt mit Gewalt zurückzustoßen, ohne sich im Geringsten von der Größe der Gefahr einschüchtern zu lassen; und da der Graf von Narberg die Feindseligkeiten bereits anfang, schickten sie eine Abtheilung gegen ihn aus, die aber auf die Nachricht, daß der Feind alle seine Streitkräfte bei Laupen, einer kleinen jüngsterworbenen Stadt, versammelte, zurückberufen wurde. Der Senat war versammelt und hielt Rath über einen Bericht von dem Ritter von Blankenburg, Plahauptmann in Laupen, in welchem er um Hülfsstruppen bat. Da erhob sich Hans von Bubenbergh, Schultheiß, von seinem Sitze und schwur, seine Güter und sein Leben aufzuopfern, um seinem Vaterlande diesen wichtigen Posten zu erhalten. Sein Beispiel entflammte alle Anwesenden, und es wurde beschlossen, daß jeder Familienvater, der zwei Söhne habe, und jedes Haus, in dem sich zwei Brüder befinden, den einen nach Laupen sende. Sechshundert wohl ausgerüstete Männer der Bürgerschaft warfen sich, in Folge dieses Beschlusses, unter dem Befehle Hans von Bubenberghs in die Stadt; Rudolf von Muhleren trug das Banner, und Peter von Krattigen und Johann Neukomm folgten als Kriegsräthe. Der durch den Bau der Kriegsmaschinen berühmte Burkhard von Bemmly begleitete ebenfalls diese kleine Armee. Indessen vermehrte sich die Zahl der Feinde täglich unter den Mauern von Laupen; von allen Gegenden des Aargau's, von Schwaben und Burgund kamen die edeln Barone mit ihren Vasallen im Lager an, wo sie mit Freudengeschrei empfangen wurden. Schon waren die Grafen von Balendys, Narberg, Neuenburg, Nidau und Greyerz, die Herren von Montenaich und Fürstenberg; Johann von Münsingen, Bischof von Basel; Johann Rosillon, Bischof von Lausanne; Philipp Gastons, Bischof von Sitten, und viele andere Barone und Ritter im Lager angekommen, als Johann von Savoyen, einziger Sohn Ludwigs II., Grafen von der Waadt, auch daselbst eintraf. Er war von seinem Vater als Mittler abgesandt worden, um wo möglich einen gütlichen Weg der Beilegung zwischen beiden Partheien auszumitteln. In dieser Absicht begab er sich nach Bern. Aber die stolzen Anmaßungen der Verbündeten waren so absurd, daß Johann von Savoyen seinen Zweck unmöglich erreichen konnte. Als er in's Lager zurückgekommen war, wendeten die Edlen Alles an, um ihn zum Bleiben zu bewegen; sie hielten sein Pferd an den Zügeln, und riefen ihm seine Feldzüge in Flandern und in der Lombardei, wo er

sich so vielen Ruhm erworben hatte, ins Gedächtniß zurück. Endlich vergaß der Graf von der Waadt die Befehle seines alten Vaters, und blieb zu seinem Unglück im Lager.

In Bern war man noch unentschlossen über die Wahl eines Oberbefehlshabers der ganzen Armee. Die Freiheit und die Existenz der Republik konnte von dieser Wahl abhängen. Die Anzahl der Feinde war außer aller Proportion mit den Kriegern, die man ihnen entgegenstellen konnte; und obgleich die Tapferkeit der Letztern erprobt war, so war doch ein Befehlshaber nöthig, der im Stande war, ihren Muth und ihre Tapferkeit auf die benöthigten Punkte zu lenken.

Rudolf von Erlach, Bürger von Bern, und aus einer der ersten adelichen Familien, die die Stadt gründeten, abstammend, war zu gleicher Zeit Vasall des Grafen von Nidau und Pfleger seiner Söhne. Er besaß große Güter bei Bern und auf den Bergen, und war ein tapferer Ritter in einem Alter, wo Körper und Geist in voller Kraft stehen. Da er nun so entgegengesetzte Pflichten zu vereinbaren hatte, und zugleich seiner Vaterlandsliebe folgen wollte, suchte er eine Gelegenheit seinen Abschied von dem Grafen zu bekommen, um die Gefahren seiner Mitbürger zu theilen. Er stellte ihm vor, daß, wenn er während diesem Vorfall bei ihm bliebe, Bern ihn feindlich behandeln und alle seine Güter einziehen würde, für welchen Verlust er schwerlich entschädigt werden könnte. Der Graf entgegnete ihm, daß er ihn diesem Verlust nicht aussetzen wolle, und daß er ihm erlaube, sich zu seinen Landsleuten zurückzuziehen. Als von Erlach Abschied von ihm nahm, sagte der Graf: „Ich habe 200 Geharnischte und 140 ergebene Ritter in meinem Dienste, somit kommt es mir auf Einen Mann mehr oder weniger nicht an.“ Von Erlach fühlte tief die Bitterkeit dieser verächtlichen Worte, und antwortete: „Graf von Nidau, Ihr sagt, ich sey nur Ein Mann; ich will in der That beweisen, daß ich ein Mann bin.“

Der Rath und viele wackere Krieger, an deren Spitze der Schultheiß von Bubenbergh, waren auf dem Rathhause versammelt, immer noch unschlüssig über die Wahl eines Oberhauptes, dem man in dieser wichtigen Stunde das Schicksal der Republik anvertrauen könnte, als der Ritter von Erlach unerwarteterweise in die Stadt einritt. Er wurde mit allgemeinem Jubel empfangen, und die Greise erinnerten sich, daß sein Vater Ulrich sie vor 41 Jahren, in der Schlacht am Donnerbühl, zum Sieg geführt hatte. Alle Unschlüssigkeit verschwand, der Oberbefehl wurde ihm einstimmig übertragen, und von Bubenbergh überreichte ihm sogleich das Stadtbanner. Uebrigens nahm Rudolf diesen hohen und schweren Posten nicht ohne Zaudern an; er behielt sich eine



unumschränkte Gewalt vor, und nachdem er den Kriegern eine kraftvolle Rede gehalten hatte, schwuren sie ihm, mit aufgehobenen Händen, Gehorsam und eine strenge Mannszucht. Rudolf verdiente dieses Zutrauen; er war ein tapferer und erfahrener Kriegermann; in sechs großen Schlachten half er an Zahl weit überlegene Schaaren besiegen.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Das Schloß Uzenberg.

Im Jahr 1267 belagerten die Züricher, unter der Anführung Rudolfs von Habsburg, das feste Schloß Uzenberg, das jetzt zum Kanton St. Gallen gehört. Damals besaß es der Graf von Regensberg, mit dem die Züricher Krieg führten. Das Schloß wurde, trotz der Strenge des Winters, ganz nahe eingeschlossen, denn man hoffte es eher durch Hunger als durch offenen Angriff zur Uebergabe zu nöthigen. Aber der Graf hatte seine Maßregeln so gut genommen, daß die Garnison im Stande war, der Ausdauer und den Anstrengungen der Belagerer zu widerstehen. Diese endlich, von der Länge der Belagerung und der Strenge der Jahreszeit ermüdet, rüsteten sich zum Abzuge, verbrannten zu dem Ende ihre Hütten, und erwarteten nur noch den letzten Befehl zum Abmarsch. Die Belagerten, welche wußten, um was es sich handle, erlaubten sich eine Prahlerei, welche die Ursache ihres Untergangs wurde. Sie warfen nämlich lebendige Fische über die Mauern, um den Belagerern zu zeigen, daß man sie weder durch Hunger noch Gewalt zur Uebergabe bewegen würde. Aber Rudolf von Habsburg, ausgezeichnet

durch seinen Scharfblick, schloß daraus, daß das Schloß einen geheimen Ausweg haben müsse, der mit der nahefließenden Linth in Verbindung stehe, und vermittelst dessen sich die Garnison verproviantire. Man untersuchte und bewachte die Festung mit außerordentlicher Strenge, zumal da Hirten erklärt hatten, daß sie öfters Männer gesehen hätten, die sich unter dem Gesträuche an das Ufer hinschlichen. Man machte noch genauere Nachforschungen, die endlich die Entdeckung eines unterirdischen Weges zur Folge hatten. Rudolf und seine Soldaten drangen ein und kamen ohne Schwierigkeit in das Innere der Festung, wo die überrumpelte Garnison niedergemacht und das Schloß von Grund aus zerstört wurde.

Der Tessenthurm.

Am Fuße des Felsen, auf welchem sich das alte und neue Schloß von Neuenburg erheben, steht ein uralter, aus massiven und ungehauenen harten Steinen aufgeführter Thurm, dessen Massen ein unauflöslicher Kitt verbindet. Dieser Thurm war bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Wohnung einer adelichen Familie dieses Namens, und der Sitz eines Lehens, das beträchtliche Besitzungen und Renten in verschiedenen Gegenden des Landes inne hatte. Dieser Bau, der noch lange den Stürmen der Zeit trohen wird, schloß ehemals das östliche Ende der Schloßstraße, so wie der Cäsarsturm das entgegengesetzte Ende. Neben diesem Posten befand sich die Mala-porta (böse Pforte) ⁽¹⁾, von wo aus man auf einigen in den Felsen gehauenen Stufen, wo die Fischerbarcken angebunden waren, hinabstieg. Der See gieng damals bis zu dem Schlunde, den sich der Seyon bei seiner Mündung gegraben hat, und bildete eine gegen die Winde geschützte Bucht, gerade da wo jetzt die Kreuzgasse und mehrere andere schöne Straßen sich befinden. Man schiffte sich am Fuße der Stufen ein, um in die gegenüber liegende Neuenburg zu gelangen. Die sogenannte Mala-porta ist verschwunden, und die Stufen wurden durch einen steilen, doch gangbaren Weg ersetzt, der die hohe Stadt mit der niedern verbindet, die heutzutage ein Ganzes ausmachen. Zu dieser Zeit wohnten die Herren von Neuenburg in einem auf denselben Felsen gebauten Schloß, wo jetzt die Gefängnisse sind, und wovon nur noch ein viereckiger Thurm steht.

⁽¹⁾ Die Stadt hatte vier Thore: das Schloßthor, das Chavannesthor, das Mühlenthor und die Mala-porta.

Nach der Ansicht unserer Alterthumsforscher wäre der Tessenenthurm, so wie der des alten Schlosses, ein Andenken von Julius Cäsar, der sie erbauen ließ, um die Helvetier, die er in ihr Land zurückgetrieben hatte, zu bewachen. Sie sagen auch, daß Cäsar diesen Posten einem Herrn von Diesse anvertraut habe, der dem Thurm seinen Namen gegeben, und dessen Nachkommenschaft sich bis in's Jahr 1580 darin erhalten hat. Dieß wäre gewiß ein seltenes und vielleicht einziges Beispiel einer so langen Fortdauer des Glücks.

Ohne auf ein solches Alter zurückzukommen, scheint es indessen, daß dieser Thurm sehr alt ist. Auf einer der ersten Stufen des Jura, über dem Bielersee, ist ein flaches Thal oder vielmehr eine leicht eingesenkte Ebene, der Tessenberg genannt. Das Hauptdorf trägt denselben Namen, und ganz nahe dabei befinden sich die Ruinen eines alten Schlosses, das dem Herrn der Gegend angehörte, dessen in der That sehr alte Familie den Namen „Ritter und Herren vom Tessenberg“ führte. Jene Ebene bis zu Hafenburg gehörte den Grafen von Fenis, seitdem Grafen von Neuenburg; sie fiel dem jüngsten der Fenis im Loos zu, und wurde endlich die Beute der Bischöfe von Basel. Die Chroniker des Landes wissen, daß die Tessenbergische Familie seit dem zwölften Jahrhundert den Grafen von Neuenburg zugethan war, und jenen Thurm als einen wichtigen Posten zur Bewachung erhielt, weil er die Stadt von der Schlossstraße aus verteidigte.*

Man findet die Namen Konrad, Nikolaus, Johann und Dietrich vom Tessenberg, die den Thurm und das Leben besaßen, aber unglücklicher Weise nichts der Geschichte Würdiges in Betreff dieser Familie. Einige waren Kanoniker in Neuenburg. Johann vom Tessenberg (domicellus oder Lehnherr) war Historiograph des Kapitels im 15ten Jahrhundert. Er ärgerte sich oft, der gute Johann, wenn er, als großer Freund des Fendalrechts, die Zwistigkeiten zwischen dem Grafen Konrad und den Neuenburgern, und deren Bündniß mit den Bernern erzählt; denn der gute Mann liebte die Berner eben so wenig als die übrigen Eidsgenossen. Einer unter ihnen, Olivier vom Tessenberg, hatte seine Ausgabe so übel mit seiner Einnahme berechnet, daß er im Jahr 1580 sich genöthigt sah, all sein Vermögen zu liquidiren; und obgleich die Fürsinn erlaubt hatte, daß das Leben in sein Haben eingetragen werden dürfe, so überstiegen es seine Schulden doch noch weit. Dieses schöne Leben wurde alsdann das Eigenthum mehrerer Gläubiger; der Staat kaufte einige Theile davon, und unter andern den von Landeron, der jährlich 5 Saum Wein abwarf.

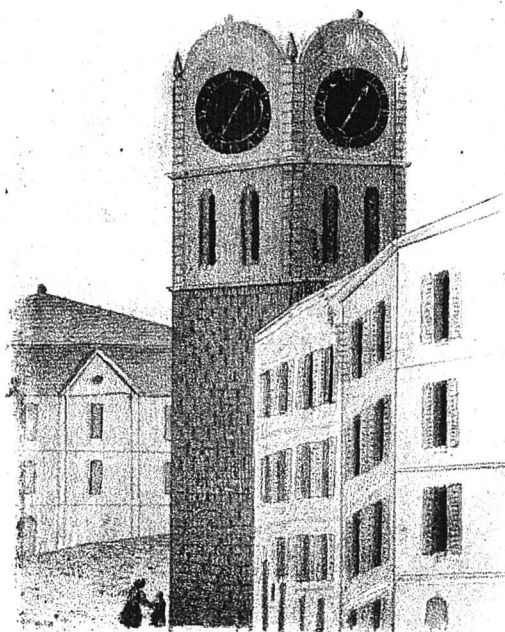
Der Tessenenthurm wurde Eigenthum der Stadt Neuenburg, die ihr Stadthaus und das Archip

durch eine Katastrophe verloren hatte. Donnerstag den 8. Oktober 1579, gegen 9 Uhr Morgens, fiel ein Wolkenbruch in das Valendsertthal, und die ungeheure Wassermasse riß Brücken, Bäume, Häuser und Mühlen mit sich fort, der außerordentlich angeschwellte und von allen Arten von Trümmern beladene Seyon stürzte sich, nachdem er unterwegs die Bausenonbrücke eingestürzt hatte, in das enge Schleusenthal und von da durch die Mühlengasse in die Stadt, wo er noch eine Brücke und zwei Häuser wegschwemmte. Da fast in demselben Augenblick die Kreuzgassebrücke gleiches Schicksal hatte, so wurden die Trümmer alle nur noch von dem auf einem doppelten Bogengewölbe ruhenden sogenannten Mehlthurm, der, von großen Felsblöcken erbaut, bisdahin als Niederlage der Stadtarchive gedient hatte, angehalten. Aber von dem wilden Gewässer untergraben stürzte er ein; die Dokumente der Stadt wurden in den See fortgerissen, und mehrere Menschen fanden dabei ihren Tod.

Nach einem so großen Unglück suchte man einen sicherern Ort, um die neuen Archive darin niederzulegen. Der auf einem Felsen ruhende und vor den größten Ueberschwemmungen gesicherte Tessenenthurm, der gerade damals verkauft werden sollte, schien der beste Ort dazu zu seyn. Nach einigen Schwierigkeiten von Seiten der Grafen von Neuenburg erhielt die Stadt das Ankaufsrecht, unter den Bedingungen, daß der Thurm aufhöre Leben zu seyn, und in die Klasse der gewöhnlichen Stadtgebäude eintrete; daß die Stadt ihn weder erhöhen noch befestigen dürfe; daß er in Kriegszeiten, zur Vertheidigung des Schlosses und der Stadt, dem Grafen eingeräumt, und nach verschwundener Gefahr dem Magistrat wieder übergeben werden solle.

Dies ist das Schicksal des Tessenthurms; die Stadt besitzt ihn noch heute; aber schon seit langer Zeit, und namentlich seitdem ein edler Bürger, David von Purry, ihr ein großes und festes Stadthaus hat erbauen lassen, dient er nicht mehr als Archivniederlage, und seine heutigen Bewohner sind der Sigrift (Kirchendiener) der Stadt und eine große Glocke.

Das Tessenleben wurde den Gläubigern Oliviers übergeben, die es theilweise nach und nach wieder verkauften, bis der gegenwärtige Fürst das Ganze durch Ankauf den Staatsdomänen einverleibte. — Olivier von Tessenberg hatte nur einen Sohn, Johann, der noch den Titel „Stallmeister“ hatte. Er war Wasser- und Wald-Inspektor des Fürsten, und der letzte der Familie, obgleich er einen unehelichen Sohn hinterließ, der im Traversenthal Gefängnißwärter war.



Lebensbeschreibung

des

Thomas Platter.

(Fortsetzung und Ende.)

Mykonius und seine Mutter riethen Plattern, das irrende Leben zu verlassen und ihre Magd zu heirathen, wozu sich Thomas ohne Bedenken verstand. Die Hochzeit war so bescheiden, daß Niemand im Hause etwas davon bemerkte. Bald nachher gieng Platter mit seiner Frau in sein Vaterland zurück, um sich daselbst niederzulassen. Er entlehnte von einem seiner Oheime fünfzehn Bagen, um eine Art Handel zu unternehmen, einen Handel, der in einem kleinen Wein- und Aepfel-Vertrieb bestand, und dessen Ertrag zu ihrem Unterhalt hinreichte. Uebrigens war er im Wallis, mit Ausnahme der Priester, wohl gelitten; diese sahen ihn mit scheelen Augen an, weil er von Zürich, einer keiserlichen Stadt, kam, und besonders als verheirathet, ihnen keine Hoffnung mehr ließ, ihn als Priester unter sich zu sehen, wie man es gewünscht hatte. Platter zahlte sie übrigens mit gleicher Münze, seit er sich einmal nach Maria-Einsiedeln begeben und dort vor seinem Beichtvater bekannt hatte, daß er an einem Fasttage in Schlessien aus Unachtsamkeit Käse gegessen; der Priester verweigerte ihm die Absolution, wenn er nicht öffentliche Buße thue; der arme Thomas sah sich in seiner Verzweiflung schon in den Krallen des Satans, als er

glücklicherweise einen nachsichtigern Priester fand, der ihn dieser Sünde entlastete. Deshalb behielt er aber dennoch ein Rachegefühl gegen die Priester, was ihn einst bestimmte, sein Kind auf den Rücken zu nehmen und in Begleitung seiner Frau nach Basel zurückzuführen, wo er bald die Stelle eines Schulmeisters mit einem Gehalt von 40 Pf. Landeswährung erhielt. Der Platz war einträglich; aber es herrschte gerade damals eine große Theuerung; der Scheffel Weizen kostete 6 Pfund, und eine Maaß Wein acht Rappen. Platter wollte sein Haus einrichten; er kaufte ein Bett um fünf Pfund, ferner einen kleinen alten Kessel und eine Wasserschöpfe: dieß war sein ganzer Hausrath. Da er aber durch übermäßiges Studiren und Arbeiten krank wurde, so entschloß er sich Basel zu verlassen, um in Bruntrut in der Nähe eines ihm bekannten Arztes zu leben. Sein Unglücksgehirn wollte, daß sein Kind daselbst an der Pest starb. Durch dieses Ereigniß niedergebeugt, begab sich Thomas von neuem nach Zürich, wo er noch einmal die Hellebarde ergriff, um an dem Tage der Schlacht von Kappel in die Reihen der Zürcher zu treten; sein Muth wurde nicht auf die Probe gesetzt, ob er schon versichert, nicht Furcht gehabt zu haben. Immer herumirrend und unentschlossen, kehrte er nach Basel zurück, wo er die Stelle eines Professors der griechischen Sprache erhielt. Dann verband er sich mit einigen Baslern, um eine Buchdruckerei zu gründen; diese neue Unternehmung gelang ihnen aber nicht, denn kaum hatten sie einigen Vortheil gemacht, als ihre Weiber sich beeilten, sich desselben zu bemächtigen, um ihren Geschmack für den Puz zu befriedigen. Bald brach unter den misvergnügten Ehemännern Zwietracht aus, und die Sache kam so weit, daß sie sich prügelten. Platter verließ das Buchdruckergewerbe, worin er so wenig Ursache zur Zufriedenheit gefunden hatte, und zog sich zurück mit vierzehnhundert Gulden Schulden, eine für diese Zeit beträchtliche Summe. Da er drei Kinder zu erziehen hatte, so schien es, er werde sich nie dem Elend entreißen können; allein nach so vielen Stürmen sieng das Glück an, ihm zu lächeln. Statt den Muth zu verlieren, beschäftigte er sich von neuem mit dem Unterricht in den alten Sprachen, und er arbeitete mit solchem Erfolg, daß es ihm nicht nur gelang, seine Schulden zu zahlen, sondern er kaufte auch ein Haus und Güter. Der Augenblick war günstig, in den meisten Kantonen der Schweiz brach das Licht durch, und der Geschmack am Unterricht, der sich in allen Klassen verbreitete, war das Zeichen einer neuen Weltperiode: eine Menge aus der Dunkelheit hervorgetretener Männer wurden berühmt durch ihre Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Der nunmehr geehrte Platter heirathete, nach dem Tode seiner ersten Frau, die Tochter eines Rathsherrn von Basel, eines Mannes von ausgezeichnetem Rang. Nachdem er das Un-



glück gehabt, sie zu verlieren, verheirathete er sich zum dritten Male mit der Tochter Meganders, eines bernerschen Geistlichen. Sieben und dreißig Jahre hatte er den gleichen Posten versehen, dann zog er sich mit einem Ruhegehalte von 80 fl. zurück und starb im Jahre 1582 in einem Alter von 83 Jahren, mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft. Sein Sohn Felix studierte die Medizin in Montpellier und erlangte auch Verühmtheit.

Der Plapperkrieg.

In unsern Zeiten besinnt man sich zweimal, ehe man einen Krieg unternimmt; ehemals machte man weniger Umstände, und ersparte auf diese Weise den Diplomaten viele, oft vergebliche Mühe. Die Schweizer, unsere Vorfahren, beständig in Waffen, scheinen manchmal nur einen Vorwand, gleichviel wichtig oder nichtig, gesucht zu haben, um Krieg zu führen.

Im Jahr 1453 gab die Stadt Konstanz ein großes öffentliches Schießen, wozu der ganze Adel aus der Nachbarschaft, so wie die Schweizer und einige schwäbische Städte eingeladen wurden. Dreizehn große Preis und viele andere von geringerem Werthe sollten den geschicktesten Schützen zu Theil werden. Alles gieng auf's beste in dieser besten der möglichen Welten: man schoß, man tanzte, man sang, man trank; aber Alles hat hienieden sein Ende, und die Köpfe begannen sich zu erhigen. Ein Konstanzer Edelmann nahm sich

heraus, von einem Luzerner einen Berner Plappart (ungefähr 5 Rappen) nicht annehmen zu wollen, weil es ein Kuhplappart sey, denn der Bär gleiche einer Kuh. Bestand nun die Ähnlichkeit, oder war es Bosheit von dem Edelmann, dieß verschlägt wenig. Der Luzerner wurde roth vor Zorn, um so mehr als Viele sich damit belustigten, die Spöttereien des Edelmanns zu ermutigen. Bald kam es zu Thätlichkeiten, man gab Gewalt für Gewalt zurück, und die gegenwärtigen Schweizer, als sie sahen wovon es sich handle, verließen miteinander den Schießplatz, aufgebracht über diese auffallende Verletzung des Gastrechts; sie kehrten alle nach Hause, nicht ohne Rache geschworen zu haben. In jener Zeit traf die Beschimpfung eines Schweizers die ganze Nation. Demnach beeilten sich die Luzerner, die Eidgenossen hievon in Kenntniß zu setzen, und ehe sogar Bern Nachricht von der seinem Wappen angethanen Beschimpfung erhielt, waren sie schon auf dem Wege nach Konstanz. Vom nächsten Tage an sah man in gleicher Richtung die Unterwaldner marschiren, dann die Männer von Uri, von Schwyz, von Glarus, von Zug und von Zürich. — Während die Berner dem Beleidiger den Absagebrief zusandten, und 300 Solothurner, den Schultheißen des Kantons an der Spitze, sich mit den bereits Vorgegangenen verbanden, durchzogen 4000 Eidgenossen das Thurgau, und brandschaften und plünderten die Güter der Konstanzer und ihrer Verbündeten. Sie bemächtigten sich Weinfeldens, dessen Gerichtsbarkeit einem Verwandten des jungen Edelmanns gehörte, welcher den Bären von Bern so schwer beleidigt hatte; dann rückten sie auf Konstanz vor. — Obschon unter der Herrschaft des Herzogs Sigismund von Oestreich stehend, so sah diese Stadt doch sich selbst überlassen, und da sie keine andern Mittel finden konnte, den Sturm zu beschwören, so bot sie schnell eine Ranzion von 3000 Gulden an, welche die Eidgenossen annahmen, Dank sey es der Vermittelung des Bischofs von Konstanz, der von da an ihr Verbündeter wurde. — Weinfelden wurde gegen 2000 Gulden an Konstanz zurückgegeben, und die Bürger von Konstanz, wohl zufrieden so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, hüteten sich in Zukunft wohl, den Bären von Bern für eine Kuh zu halten.

Brunnen.

Brunnen ist ein Flecken im Kanton Schwyz, an dem Vierwaldstättersee und eine Stunde von Schwyz, wovon es durch eines der fruchtbarsten und bevölkertesten Thäler der Schweiz getrennt ist. Seine Lage am Ende dieses Thales, welches der einzige Weg ist, um von dieser Seite zum Hauptorte des Kantons zu



DER VIERWALDSTÄDTERSEE.
nördlicher Theil.

gelangen, gibt ihm eine große Bedeutsamkeit im Handel. Es ist eine Niederlage für die Waaren, welche über den St. Gotthard gehen. Der Weg von Brunnen auf die südliche Seite des See's kann nur zu Schiffe gemacht werden, daher wieden sich viele Einwohner dem Schiffergewerbe und ihre Hauptbeschäftigung ist, die nach Udorf bestimmten Waaren zu transportiren. Die Muotta, welche das Muottathal durchfließt, gießt hier seine trüben und schlammigen Gewässer in den See.

Brunnen ist noch durch den Vertrag berühmt, welchen die Waldkantone im Jahr 1315 nach der Schlacht bei Morgarten daselbst abschlossen. An dem Plage, wo Brunnen gelegen ist, bildet der See einen Golf, oder vielmehr eine sehr gedrängte Biegung; der eine Zweig, der sich nach Westen wendet, ist von dem andern gegen Süden laufenden durch den Seelisberg, eine Viertelstunde von Brunnen und diesem Orte gegenüber, getrennt. Diese beiden Theile des See's bieten einen sehr verschiedenartigen Anblick dar. Der mittägliche Theil bildet ein tiefes Becken, zwischen hohen, beinahe senkrechten Bergen eingekesselt, deren Grund sich in den Tiefen des See's verliert. Nichts ist majestätischer als dieser Theil. Der andere Theil, welcher in der Zeichnung Nr. 23 dargestellt ist, ist ausgedehnter und von minder hohen Bergen umgeben, was ihm einen minder düstern Anblick gibt. Links sieht man den steilen Fuß des Rigi, der sich in den nämlichen See versenkt; weiter einen Theil des Bürgenbergs, und in dem Hintergrunde den Pilatusberg, den man an seinem gezackten Grate erkennt. Das links hervortretende Vorgebirge ist ein Theil des Seelisbergs. Wenn man den prächtigen Anblick dieser beiden Theile des Luzernersee's genießen will, so muß man die Höhen im Osten des Dorfes ersteigen, denn von keiner andern Seite kann man einen so großen Theil dieses in so vielen Rücksichten merkwürdigen See's überblicken.

Das Illerthal (Val d'Illier).

Dieses Thal läuft zu Monthey, einem Flecken des Unterwallis, Berg gegenüber, aus. Es erstreckt sich vier Stunden in das Innere der südlichen Gebirge, bis an die Grenzen Savoyens, wovon es durch hohe Gebirge und Gletscher getrennt ist. Einige Fußpfade führen nach Abondance, Samoens, Taninges u. s. w. in das Chablais. Dieses Thal, von der tobenden Wiege durchströmt, ist kaum bekannt und von Reisenden beinahe nicht besucht; indessen könnte kein anderes Thal der Schweiz dem Liebhaber von Alpenschönheiten mehr Interessantes darbieten. Es enthält drei Dörfer: Trois-Torrens, Val d'Illier, welches der Hauptort ist, und Champéri, das höchste derselben. Die Gegend ist sehr fruchtbar; bis zu Val d'Il-

lier ist der Pflanzenwuchs üppig und besonders sind die Kastanienbäume von seltener Schönheit: eine Menge anderer Obstbäume beschattet das Thal; höher schöne Matten oder treffliche Weiden, auf welchen geschäkte Käse erzeugt werden. Eine Menge Wohnungen und Hirtenhäuser sind auf beiden Seiten des Thales zerstreut, das durch Gebirge von schönem Grün bedeckt und mit Felsenspitzen von unermesslicher Höhe, worunter der Dent du Midi die erste Stelle einnimmt, geschlossen wird. Stets wechseln Gegenstände aller Art ab, Wälder, Berge, Felsen, Waldströme u. s. w. Der Landschaftsmaler findet daher auch daselbst die schönsten Gemälde. Der Botaniker gibt sich auch nicht verlorne Mühe, wenn er dieses Thal durchforscht; denn er ist einer reichen Erndte seltener Pflanzen versichert. Die Bevölkerung des Thales ist nicht minder anziehend; sie zeichnet sich durch ihre Einfachheit und Originalität aus, die ganz das Gepräge der Kraft und Energie trägt; man erkennt da die Tugenden der Alpenbewohner, welche ihre ursprüngliche Natur behalten haben, d. h. Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft und eine Freimüthigkeit, die sich manchmal der Grobheit nähert. Diese braven Leute sind ziemlich neugierig, und stellen an die Fremden ganz naive Fragen: ihre Erwiderungen sind voll Leben. Eine Sonderbarkeit, der man bei diesen Bergbewohnern begegnet, ist die, daß ein Fremder im ersten Augenblick Mühe hat, die Weiber von den Männern zu unterscheiden; denn, wie diese, tragen sie gewöhnlich Beinkleider, in welche sie ihre Röcke vom Gürtel abwärts verstecken. Dieß mag auffallend erscheinen, und doch hat dieser Gebrauch seinen Nutzen, wie die kurzen Röcke der Weiber im Guggisberg; denn aus den nämlichen Gründen finden sie einen Vortheil darin, daß die Beine frei sind, und dieß, um leichter auf ihren holperigen und beschwerlichen Fußsteigen gehen zu können, die oft mehrere Fuß tief mit Schnee bedeckt sind, oder auch um leicht die Kirschbäume besteigen und ihre Früchte pflücken zu können, ohne ihre Sittsamkeit einer Gefahr auszusetzen. Diese Weiber gleichen den Männern auch darin, daß sie alle ihre Arbeiten theilen; welches Wetter es auch seyn mag, so sieht man sie von einer Sennerei zur andern laufen, die Heerden besorgen, das Gras mähen; daher sie auch für die Arbeit abgehärtet sind. Ihre Stellung, ihre Manieren und ihre Bewegungen, mehr noch als ihre Kleidung, zeigen vielmehr Männer als Weiber, und wie ein Schriftsteller sagt, sie gelten soviel als die Weiber anderer Gegenden. Uebrigens fehlt es ihnen nicht gänzlich an Grazie; denn sie sind im Allgemeinen, wie die Männer, groß und wohlgebaut, und man kann sagen, daß die Schönheit nichts Seltenes unter ihnen ist. Der Reichtum des Landes besteht in dem Ertrag des Viehes, womit sie sich beinahe ausschließlich beschäftigen. Leider muß man der männlichen Bevölkerung einen mehr oder minder gegründeten Vorwurf machen; nämlich daß sie von einer gewissen Art Branntwein, den sie aus Kirschen oder Pflaumen bereiten, zuviel Gebrauch machen, und was eine ziemlich natürliche Folge davon ist, daß sie nicht sehr galant mit ihren Weibern sind. Uebrigens sagt man, daß diese sich vor der Hochzeit für die Rohheit ihrer künftigen Männer entschädigen.

Es ist noch zu bemerken, daß dieses Völklein mit seinen Nachbarn, den Wallisern und Savoyarden, nichts gemein hat, und vielleicht hat man mit Recht behauptet, daß es Flüchtlingen seinen Ursprung verdanke, welche in diesen Einsamkeiten eine Zufluchtsstätte gegen die vom Norden gekommenen Barbaren suchten, die in dem fünften Jahrhundert Helvetien verwüsteten.



Der Ochstein.

Unter den vielen Pässen, welche die Alpen in jeder Richtung durchschneiden, ist der der Grimsel gewiß einer der merkwürdigsten, und kein anderer bietet vielleicht so viele Verschiedenheiten der Lagen dar. In der That, wenn man von Meyringen abgeht, wo die Natur Alles in sich vereinigt, was man in Rücksicht malerischer und schöner Landschaften wünschen kann, welche verschiedene Anblicke, welche Contraste bis zum Hospiz der Grimsel! Bald begegnet man schönen Thälern, bald schauerlichen Abgründen, tiefen Schluchten, welche die schäumende Aare benezt, bald Brücken von schreckender Kühnheit, dann Wasserfällen, Gebirgen von Gletschern durchschnitten; mit einem Wort: man durchläuft abwechselnd alle Schattirungen des Schönen, des Lieblichen, des Erstaunlichen oder des Schrecklichen.

Nachdem man durch das schöne Grundthal, eine Stunde von Meyringen, gekommen, und die Aare auf einer bedeckten Brücke überschritten hat, so kommt man nach zwanzig Minuten an eine Stelle, wo der Weg von dem Fluß durch einen einzeln stehenden Felsen, den Ochstein genannt, getrennt ist; ein Felsen, der als Schildwache dahin gepflanzt zu seyn scheint, um eine Brücke zu bewachen, die sich über die kochende Aare hinzieht. Aber sicherlich wird nicht Jedem die Lust anwandeln, diese Brücke zu überschreiten, die nur aus zwei schwankenden Stücken Holz besteht, die, wie von einem natürlichen Pfeiler, von einem in der Mitte des Flusses stehenden Felsen getragen werden. Und doch ist diese Brücke der einzige Durchpaß für diejenigen, welche von der Grimsel kommen und das hohe, gegen Süden gelegene Urbachthal besuchen wollen. Die ganze umliegende Landschaft ist großartig und ländlich zugleich. (Siehe die Zeichnung Nr. 22.)

Einige Worte über die Reformation in Neuenburg.

Wilhelm Farel hatte im Jahr 1528 einen vergeblichen Versuch gemacht, die Lehren des Reformators Calvin in Neuenburg zu verbreiten. Genöthigt sich zu entfernen, ließ er einige Anhänger zurück, die den Weg zu einem neuen Versuche bahnten, welcher 1530 Statt hatte; die Zerstörung alles dessen, was zum alten Gottesdienste gehörte, war der Vereinigungspunkt der Reformirten, die Unordnung stieg aufs höchste, die Altäre und Zugehörden wurden zerbrochen. — Blutige Auftritte würden Statt gefunden haben, wenn nicht die Abgeordneten von Bern den Weg einer Volksabstimmung in der Absicht zu einem entscheidenden Resultate zu gelangen, vorgeschlagen hätten, und am 4. November entschieden neunzehn Stimmen die Annahme des Calvinismus.

Das Innere des Tempels wurde bald seines Schmuckes beraubt; zwei Marmortische für das hl. Abendmahl ersetzten den Hochaltar; den Sigen der Chorherren unterstellte man kleine einfache Bänke ohne Rücklehne; der größte Theil der Kapellen wurde mit verschlossenen Bänken besetzt, und da alle Anwesenden sitzen mußten, brachte man Gallerien über der verdeckten Thüre des Schiffes und auf den beiden untern Seiten an. — Eine einfache Kanzel von Nußbaumholz wurde an eine Säule des Schiffes im Mittelpunkt der Kirche angebracht, und man schrieb in lateinischer Sprache die Zeit der Zerstörung der katholischen Religion in folgender Inschrift, die noch heute die Bedeckung der Kanzel ziert:

ОТОБРИС QVVM SOЛ IVIT TER QVINTVS IN OCTO
LVX VITAE CASTRI LVXIT IN VRBE NOVI.



LOCHISTEIN

Der Bayardsturm.

Der östliche Theil des Traversthal's (Kanton Neuenburg) ist von zwei Bergen geschlossen, deren gegenseitige Basis sich so nähert, daß nur noch für die Straße nach St. Sulpice und den Bach Areuse Raum übrig bleibt. Diese Stelle nennt man heute die Felsenbrücke, und ehemals war sie unter dem Namen St. Sulpicefelsen bekannt, den man aber nicht mit dem weiter oben gelegenen Bayardsturm verwechseln darf. Aus einem überbliebenen Dokumente und einigen in den Felsen gehauenen Löchern (wahrscheinlich für einpassende Balken bestimmt), geht so viel hervor, daß an dieser Stelle ehemals irgend ein Gebäude den Eingang des Thales von der französischen Seite mit Vortheil verteidigte. Aber doch sind die Notizen zu ungenügend, um dieß mit Wahrheit bestätigen zu können.

Auf der andern Seite des Dorfes nähern sich die Berge noch mehr; das Thal erhebt sich plötzlich und die Straße wird so steil und so schmal, daß man, um freier wandeln zu können, den Felsen sprengen mußte. Die Feste, der Bayardsturm genannt, stand da, wo man ehemals den Zoll bezahlte. Durch die häufige Berührung des Ortes in alten Ktten, ist es beinahe erwiesen, daß ein Burgherr oder ein Vogt dort gewohnt habe, der den Zoll von vorübergehenden Menschen oder von Waaren einzog. Uebrigens erkennt man von dem Bayardsturme nichts mehr, als eine ungeheure Kette, die bei Gelegenheit von einem Felsen zum andern gezogen, den Durchgang sperrte.

Dieser Paß wurde in der Gegend dadurch berühmt, daß Karl der Kühne von Burgund, als er im Jahr 1476 in die Schweiz eindringen wollte, hier aufgehalten und selbst zurückgewiesen wurde. Wir wollen hierüber den Chroniker Hugo de Pierre aus dem Kapitel Neuenburg hören. Er schreibt: „Da kam der Herzog Karl mit vielen Leuten zu Fuß und zu Pferd, und verbreitete durch seine unzählbare Armee Schrecken um und um. Da waren 50,000 und mehr noch lauter Kriegersleute aus allen Sprachen und Ländern, viele Kanonen und anderer neu erfundener Zeug, von Gold glänzende Zelten und Kleider, Banden von Knechten, Kaufleuten und Freudenmädchen. Der Lärm dieser Menge verbreitete sich weit hin und mit ihm Furcht und Angst. Aber wohl unterrichtet von Allem was vorgieng, beordneten die

Herren Verbündeten (Eidsgenossen) 200 Kriegersmännern und 100 von Solothurn nach Neuenburg, um es zu verteidigen. Die von der Gutenstadt, von Biel, Erlach und Landeron in der Eile Angekommenen mußten den Bayardsturm bewahren, wo es eine Lust war, die Leute aus der Grafschaft und die Valendyser herbeilaufen zu sehen. Die Schützen von Nötelen und andern Ländern unsers Herrn am Rhein besetzten zum Theil das Zielschloß und die Stadt Landeron, zum Theil wurden sie an den Felsen bei St. Sulpice und an der Elus (zwischen Neuenburg und dem Traversthal) in Hinterhalt gelegt. Als Alles so geordnet war, erschien die Vorhut der Burgunder, die am Bayardsturm herab wollte und den Unfern zurief, die Kette wegzunehmen und den Paß zu öffnen, oder sie sollten Alle gehängt werden. Aber auf dieses wurde nur mit großen Musketenschüssen geantwortet, so daß die Neugierigsten und Frechsten auf dem Plage blieben, und die Andern davonliefen. Auf das, und als der Herzog sah, daß der Paß am Bayardsturm den Seinen geschlossen war, wandte er sich gegen Jougne und lagerte seine Armee vor Grandson.“

Nähe bei dem Bayardsturme ist eine kleine Vertiefung, die man das Schlangenloch nennt, und in den öffentlichen Ktten sowohl, als auch in der ganzen Gegend, sehr bekannt und berühmt ist. Die Sage erzählt, daß im vierzehnten Jahrhundert ein schlangenförmiges Ungeheuer in diesem Loch genistet, die Vorübergehenden angefallen und den Weg so unsicher gemacht habe, daß man den Weg von Verrieres in's Traversthal über Bütte nehmen mußte. Aber ein gewisser Sulpis Raymond faßte den edelmüthigen Entschluß, die Gegend von dem Ungeheuer zu reinigen. Nachdem er seine Lebensweise genau beobachtet hatte, machte er eine große Kiste, stellte sie in Abwesenheit des Thiers auf den Platz und gieng mit Bogen und Pfeilen und einer Hellharde bewaffnet, selbst hinein. Als die Schlange bei ihrer Rückkunft den neuen Gegenstand sah, wurde sie unruhig, gieng mehrere Male um die Kiste herum, und rollte sie in die mächtigen Ringe ihres Riesensleibes; beruhigte sich aber nach und nach und legte sich am Felsen an die Sonne. Raymond beobachtete das Ungeheuer und erwartete geduldig den günstigen Augenblick, um es mit Vortheil anzugreifen. Als



es fest eingeschlafen war, schoß er mehrere Pfeile durch an der Seite der Kiste angebrachten Oeffnungen auf das Ungeheuer ab, und dann wartete er wieder, bis das verwundete Thier, von Blutverlust entkräftet, niedersank; dann gieng er selbst aus der Kiste und griff es mit einem Jagdmesser an. Aber als die Schlange ihren Feind vor sich sah, stürzte sie sich wie ein Blitz auf ihn, verwundete ihn und riß ihn zu Boden; doch war diese Anstrengung des Thieres die letzte, und Raymond, der die Geistesgegenwart nicht verlor, erlegte es endlich; trug aber die Folgen seiner Eile, zu früh aus der Kiste gegangen zu seyn davon; denn er starb einige Tage nachher an den erhaltenen Wunden. — Der Graf Ludwig, der damals regierte, befreite die Raymondische Familie von todter Hand ¹⁾, von verschiedenen persönlichen Abgaben, gab dem Hause Wirthschaftsrecht und erhob es zu einer Freistätte.

Wenn man die Sache im Grunde betrachtet, so geht daraus hervor, daß ein Raymond die Gegend wirklich von irgend einem Ungeheuer gereinigt habe; ob aber dieses ein schlangenförmiges, vierfüßiges oder zweifüßiges gewesen sei, ist nicht erwiesen. Dem sei wie ihm wolle, der Graf Ludwig, der Verdienst und Tapferkeit zu schätzen wußte, und die Schluchten des Bisthums Basel, den Berg Bully und das Val de Ruz von Räubern gesäubert hatte, konnte auch diese That nicht unbelohnt lassen.

Der in öffentlichen Akten so oft erwähnte Bayardsturm ist schon längst in Staub zerfallen.

¹⁾ Zustand derjenigen, die im Feudalzustande ihre Pflichten gegen das Leben nicht erfüllen und deren zum Leben gehörige Güter nicht veräußert werden konnten.

Als man im Jahr 1748 die Straße erweiterte, sprengte man ein Gewölbe, das zu diesem Thurm gehört hatte, und worin man Pfeile und Denkmünzen fand. Die ungeheure Kette, die den Durchgang sperrte, ist ohne Zweifel ein Andenken der Ankunft Karl des Kühnen in der Schweiz, und billig wäre es, die einfache Inschrift „1476“ in den Felsen gehauen zu sehen.

Die Schlacht bei Laupen und Rudolf von Erlach.

(Fortsetzung.)

Während diesem hatten die in Laupen belagerten Braven harte Sträusse zu bestehen, denn die Katakulten, die Widder und andere Kriegsmaschinen schleuderten einen Hagel von Steinen in die Stadt und erschütterten ihre Mauern; während die Minirer diese untergruben. Man zählte in dem feindlichen Lager außer 700 gekrönten Helmen, 200 prächtig ausgerüstete Ritter, 3000 Mann zu Pferd und 15—16000 Mann Fußvolf, und noch alle Tage kamen aus dem Elsaß, aus Schwaben und andern Gegenden Verstärkungen an. Der Graf von Nidau war Befehlshaber dieser Armee und Fürstenberg kam mit anderm Kriegsvolf aus den östreichischen Ländern. Jedermann erwartete mit der gespanntesten Erwartung den Ausgang eines so ungleichen Kampfes und die Freunde der neuen Schweizerrepubliken waren in gegründeter Besorgniß; denn, fiel Bern, der Mittel- und Stützpunkt der westlichen Schweiz, so war es um diese geschehen.

Die Berner ihrerseits blieben auch nicht müßig: alle wehrhafte Mannschaft, die im Gebiete des Staates wohnte, bewaffnete und versammelte sich; die Krieger aus dem Untersimmenthal, unter Anführung Johannis von Weissenburg; die von Hasli, und die Leute Kuno's von Rinkenbergs kamen in Eile ihren Mitbürgern zur Hilfe, die sie nicht, wie so viele Andere, im Augenblick der Gefahr verlassen wollten. Johann von Kramburg wurde zu den Waldkantonen, deren Bündniß mit Bern abgelaufen war, abgesandt. Er stellte ihnen vor, daß das Schicksal Berns von einem einzigen Tage und dem Kampfe mit ungleich zahlreichern Truppen abhänge. Auf dieses antwortete ihm der Landammann von Unterwalden im Namen

der versammelten Landsgemeinde: „Herr von Kramburg, unser Freund, gehet zu den Eurigen zurück und saget ihnen, daß die wahre Freundschaft sich in der Noth bewährt und wir ihnen bald Beweise davon geben werden.“ Sogleich eilen Boten über den See; Attinghausen versammelt die Landsgemeinde von Uri, und Weydmann die in Schwyz.

Unter den versammelten Urnern befand sich noch Wilhelm Tell, und unter den Schwyzern Werner Stauffacher. Bald kamen 900 Mann Kerntuppen, nachdem sie über die Berge gegangen waren, in Muri bei Bern an, und zogen am folgenden Tag, den 20. Juni, durch die Stadt, um sich eine Stunde davon zu lagern. Dann wollte man sich der Gunst dessen versichern, der allein den Sieg verleiht. Man machte Prozessionen, Gelübde, gab



Almosen u. s. w., während der edle von Erlach den Kriegsrath leitete, um die Operationen des folgenden Tages zu ordnen. In der Mitternacht wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. 900 Mann von den Waldstädten, 300 aus dem Hasli, 300 aus dem Simmenthal, und 4000 Mann von Bern und der Umgegend nebst 80 Reitern von Solothurn, die diese vom Herzog von Oesterreich selbst bedrohte Stadt ihren getreuen Verbündeten von Bern zusandte, zogen bei herrlichem Mondschein aus der Stadt und an ihrer Spitze der Leutpriester Beselwind mit dem heil. Sakrament. Die Mauern der Stadt waren von Greisen, Weibern, Müttern und Töchtern bedeckt, die denen ein letztes Lebewohl zusandten, die sie vielleicht nie wieder sehen sollten. Endlich verschwanden die Krieger hinter einem finstern Walde; die Regierungsglieder kehrten auf's Rathhaus zurück, um auf alle Fälle bereit zu seyn, und für die Sicherheit der Stadt zu wachen; während die Weiber die Nacht in der Kirche vor den Altären im Gebet zubrachten.

Die Armee setzte voll Vertrauen ihren Marsch durch bergichte und waldige Gegenden fort; aber von Erlach hatte alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, um nicht in einen Hinterhalt zu gerathen. Diese Vorsicht war gut, aber unnütz; denn der vor Laupen versammelte Adel, der sich ganz den Ergötzlichkeiten ergab, hielt das nicht für nöthig bei einem Feinde, den man schon für gewiß verloren ansah. Aber die Ueberraschung war nicht klein, als die Berner Mittags auf dem Bramberg, der das feindliche Lager beherrschte, und sie im Rücken durch einen dichten Wald deckte, lagerten. Jedoch so vorthelhaft diese Stellung auch seyn mochte, so entzog sie ihnen die Ansicht von Laupen. Viele vom Adel spotteten über die plötzliche Erscheinung der Berner; aber der Graf von Nidau, der sie besser kannte, sagte: „das ist ein Feind, dem ihr immer bald genug begegnet, und der einem Dornbusch gleicht, den man nie berührt, ohne sich zu stechen.“ Der Bannerherr von Freiburg wollte auch ihren Stolz und ihre Ausgelassenheit mäßigen; aber man beschuldigte ihn der Feigheit. Dann von Ehrgefühl entflammt, rief er aus: „das Banner von Freiburg wird nur mit mir fallen, aber ihr werdet eure Großsprecherei bereuen.“ — Alle diese Mahnungen wurden von dem stolzen und übermüthigen Adel verachtet. Einige forderten selbst die Berner vor die Schlachtordnung heraus. Johann von Makenberg, Landammann von Freiburg, rief den Bernern zu, daß sie Weiber in ihren Reihen hätten. Darauf antwortete Kuno von Rinkenberk: „das wirst du bald sehen!“ — Der arme Feldprediger Beselwind fiel, als er die heil. Hostie trug, und sich ein wenig von der Armee entfernt hatte, in die Hände einiger jungen Reiter, die ihn mit sich in's feindliche Lager nahmen, dort unter Gelächter und Spötereien herumführten und dann wieder zurückschickten, da sie mit einem solchen Gefangenen nichts zu thun wußten. Der Graf von Nidau machte noch einmal Beilegungsvorschläge mit den Bernern, die aber vom Adel mit Verachtung verworfen wurden. „Der kleine Haufe,“ sagten sie, „den wir vor uns sehen, wird bald in unsern Händen seyn;“ und in Erwartung des Kampfes schlug man noch einige zu Ritzern. Da der Graf von Nidau seine kampflustigen Soldaten nicht mehr zu halten vermochte, stellte er die ganze Armee in Schlachtordnung, das Fußvolk auf den einten und die Reissigen oder Geharnischten zu Pferde auf den andern Flügel; diese waren die Zierde der Armee, aus lauter Edel-leuten bestehend, herrlich gerüstet, voll Muth und Ruhmsucht, aber deren Uebermuth und Ununterwürfigkeit alle militärischen Bewegungen erschwerte.

Von Erlach verlor auch seinerseits keine Zeit; er hatte in seiner Armee junge, des Kampfes ungewohnte Leute, die Makenberg „Weiber“ nannte.

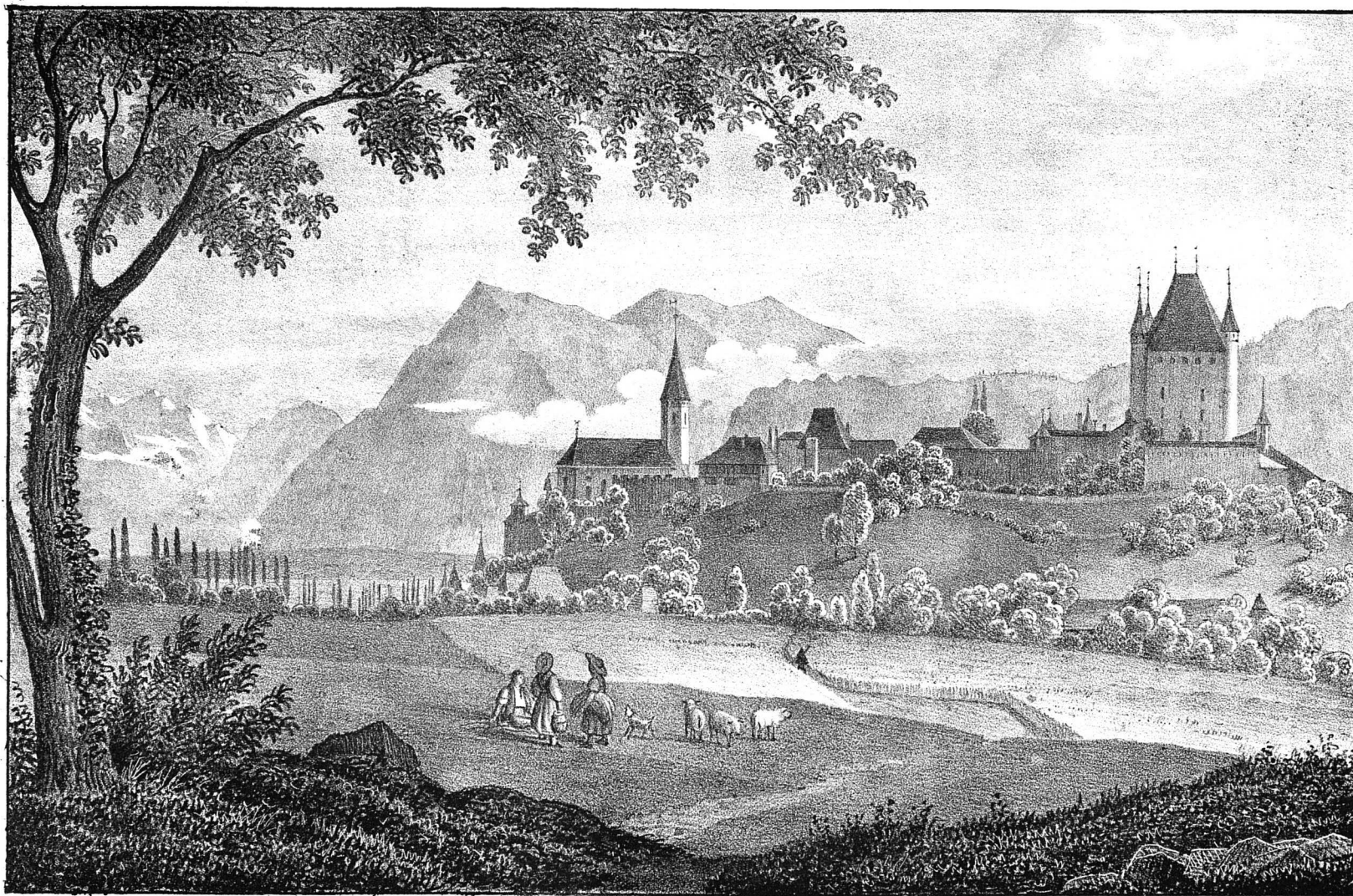
Als verständiger Mann stellte er sie in das Hintertreffen. Seine Taktik war, daß die Seinigen eine strenge Mannszucht beobachteten, und dann durch einen schnellen und kräftigen Angriff Verwirrung in die feindlichen Reihen brächten. Da die Waldstädte verlangt hatten, gegen die Reissigen zu kämpfen, wurde ihnen diese Ehre zu Theil. Sie wurden sogleich beordert, sich mit denen von Solothurn, vom Simmenthal und Oberhasli den feindlichen Reissigen, welche Schwefkungen machten, um sich der Höhen zu bemächtigen und die Berner zu umgehen, entgegen zu setzen. Erlach selbst mit dem Rest der Armee stellte sich dem Fußvolk gegenüber, das nicht Raum genug hatte sich auszudehnen und einer eisernen Mauer glich, auf. Mit der Kampfbegierde der Bernerjugend vertraut, wählte er die Muthigsten, besonders unter der Metzger- und Weberzunft aus, und rief ihnen zu: „wo sind die jungen, lustigen Leute, die alle Tage in Bern, mit Blumen und Federn geschmückt, die ersten bei'm Tanze sind. Sie sollen nun Erlach und dem Banner folgen; denn ihnen gebührt heute die Ehre der Stadt.“ Diese Worte wurden mit Freudengeschrei erwiedert. Sogleich wurde auch das Zeichen zur Schlacht gegeben. Die Schleuderer, als die ersten, nachdem jeder drei Steine, und mit ihnen Unordnung in die Feinde geworfen hatten, zogen sich zurück. Dann rollten schwere, mit schneidendem Eisen bewaffnete Streitwagen den Hügel hinab, und rissen breite und tiefe Furchen in die gedrängten feindlichen Reihen. Die Wagen, die sich nur in gerader Linie bewegen konnten, trugen die Tapfersten der Armee, deren Strei-



chen kein Panzer widerstehen konnte. Aber in diesem Augenblick kam auch Unordnung unter die kriegs-ungewohnten, jungen Leute des Hintertreffens, die

den Rückzug der Schleuderer für Flucht hielten, und nahmen selbst die Flucht in den nahegelegenen Wald. Man bemerkte indeß bald, was vorgieng und benachrichtigte den Feldherrn davon. Dieser rief aus: „Freunde, der Sieg ist unser, denn die Feigen verlassen uns.“ Diese, ganz beschämt über ihren voreiligen Rückzug, kehrten in ihre Ordnung zurück, wo sie tapfer stritten, mit Ausnahme einiger Wenigen, die in dem Walde zurückblieben und mit dem Spottnamen „Forster“ betitelt wurden. Erlach nahm alsdann das Banner von Bern, und wandte sich mit den Worten an seine muthige Jugend, deren Muth er schon öfters entflammt hatte: „Jetzt ist's an uns;“ und einem schäumenden Waldstrom gleich, stürzten sie sich Alle zugleich in die Lücken, die die Streitwagen in das feindliche Fußvolk gemacht hatten. Da nahm der Streit eine schreckliche, blutige Wendung; nichts vermochte den Anstrengungen der Berner zu widerstehen; ihre langen Schwerter, Hellebarden und Streitkolben gaben überall, wo sie hinsielen, den Tod. Mitten unter diesem Gemekel fiel Makenberg, um nie wieder aufzustehen, und der Bannerherr Füllistorf, seinem Worte getreu, ließ das Freiburgerbanner nur mit dem letzten Lebenshauch. Er starb wie ein Tapferer, umgeben von vierzehn seiner Verwandten, die sein Schicksal theilten. Viele Freiburger, nachdem sie muthig gekämpft hatten, fielen ebenfalls im Streit. Die Berner hatten in demselben Augenblick ebenfalls mehrere ihrer besten Krieger verloren. Endlich als die Feinde ihre Linien überall gebrochen und ihre Gegenwehr fruchtlos sahen, ergriff sie ein panischer Schrecken; sie ergriffen eiligst die Flucht und warfen Waffen und Harnische von sich.

Die Sonne war am Untergehen und die Waldstädter hatten noch einen schrecklichen Kampf mit der furchtbaren Reiterei zu bestehen; sie wurden mehrere Male beinahe umgangen; aber ihre Reihen blieben wie Mauern. Als sie die Flucht des feindlichen Fußvolkes sahen, erhoben sie einen der Ihrigen über einen Andern, um die Berner zu benachrichtigen, was vorgehe. Auf dieses Zeichen stürzten sich letztere mit Wuth in die Flanken der Reiterei und der Sieg war entschieden. Alles, was von dem vor Kurzem noch so stolzen und siegsgewissen Adel übrig blieb, suchte nach einem kaum zweistündigen Treffen sein Heil in der Flucht. Einer der Ersten den man unter den Todten erkannte, war der Graf von Nidau; es war ihm vielleicht Ernst, als er noch vor wenigen Augenblicken zu dem Herzog von Oestreich sagte, daß die Berner keine verächtlichen Feinde seyen; und da ihn der Herzog fragte, ob er sie fürchte, sagte: „Nein! Nidau wird vielleicht das Leben verlieren; aber ich will es theuer verkaufen und die Ehre soll mir bleiben.“ Neben ihm lag der Graf



DAS SCHLOSS THUN.

Eberhard, und zum großen Bedauern der Sieger, Johann von Savoyen, den sein alter Vater umsonst als glücklichen Mittler und Friedensboten zurückkommen zu sehen hoffte. Der unglückliche Johann hatte durch sein unüberlegtes Bleiben seiner jungen Gemahlinn, Margaretha von Chalons, eine lange Wittwenschaft bereitet. Drei Grafen von Greuz und eilf andere lagen ebenfalls auf dem Schlachtfelde. Als der Freiherr von Blumenberg aus Schwaben den Tod so vieler ausgezeichneten Männer vernahm, sagte er zu seinem Begleiter: „Gott bewahre, daß Blumenberg solche Männer überlebe!“ und obgleich schon aus dem Getümmel, kehrte er wieder um und warf sich unter die Waldstädter, wo er bald den gewünschten Tod fand. Das Schlachtfeld war mit Leichen, Waffen und Trümmern aller Art bedeckt; man zählte 80 gekrönte Helme und 27 Banner. Der Feind hatte 4 — 5000 Mann verloren, wovon ein Drittheil vom Adel und die Zierde der Ritter.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Das Thuner Schloss.

(Zeichnung Nr. 24.)

Der Ursprung der Stadt Thun verliert sich im Dunkel der Vorzeit, ihr Name Dunum ist celtisch und beweist ein hohes Alter. Ehemals hatte sie Herren und Grafen, die ihren Namen trugen; aber als das Haus Zähringen im eilften Jahrhundert die herrschende Dynastie in Kleinburgund wurde und die vortheilhafte Lage der Stadt erkannte, benutzte es die Gelegenheit und kaufte sie seinem alten Herren ab. Im Jahr 1182 baute Berchtold V. das Schloß auf dem Hügel und befestigte die Stadt, um den nachbarlichen Adel im Zaum zu halten. Aus den Händen der Zähringer kam die Herrschaft an das Haus Kyburg und Habsburg-Kyburg. Im Jahr 1311 machten die zwei jungen Grafen von Kyburg einen Mithbürgerschaftsvertrag mit Bern. Hartmann der Ältere theilte das väterliche Erbe nicht gerne mit seinem jüngern Bruder, und nährte aus diesem eigennützigen Grunde eine geheime Feindschaft gegen ihn. Eberhard war Prior von Amstoddingen, Domherr von Köln und Straßburg, und befand sich zu dieser Zeit in Bologna, wo er studirte. Er hatte jährlich 60 Mark Silbers für seine Ausgaben zu erheben; aber sie kamen ihm immer so unregelmäßig zu, daß er sich endlich entschloß, sein Erbtheil von seinem Bruder zu fordern. Aber statt einer genügenden Antwort, spottete man seiner. Hartmann war damals zu Landsbüt, einem einige

Stunden von Burgdorf gelegenen Schloße, wo Eberhard zu übernachten beschlossen hatte. Da wurde er von seinem Bruder im Schlafe gebunden, und fast nackt in das Schloß Rochefort im Neuenburgerlande abgeführt. (Der Graf Hartmann war Tochtermann vom Grafen Rudolf von Neuenburg.) Eberhard war gezwungen, den Herzog Leopold von Oesterreich als Schiedsrichter ihres Streites anzunehmen, und da dieser ihm nicht günstig war, so entschied er, daß Hartmann im Besiz der Familiengüter bleiben, und Eberhard auf dem Schloße Thun unter der Bedingung wohnen sollte, daß er seinem Bruder alle Jahre drei Viertheile von den 200 Mark, die das Einkommen seiner Pfründen ausmachten, zur Tilgung der auf der Familie haftenden Schulden bezahlen solle. Eberhard nahm diese harten Bedingungen an, um seine Freiheit wieder zu erhalten. Um diese Versöhnung würdig zu feiern, wurde der Adel aus der Umgegend auf das Thuner Schloß eingeladen. Nach der Mahlzeit setzte man sich um das Feuer im großen Saale. Hartmann unterhielt seine Freunde von seinen neuen Plänen, und sagte unter Andern, daß man seinem Bruder einen Bogt setzen sollte; und noch dergleichen beleidigende Reden; bis endlich die Freunde des Letztern, von Allem, was sie anhören mußten, erzürnt und erbittert, die Schwerter zogen. Plötzlich that die Gegenparthie ein Gleiches und ein Kampf auf Leben und Tod begann unter den wilden Baronen. Die Verwirrung war allgemein, der Tumult entseßlich; Graf Hartmann wurde auf der Wendeltreppe ermordet, ohne daß man je wissen konnte, ob er durch die Hand des Grafen Eberhard oder die Johanns von Kien gefallen sey. Sein Leichnam wurde von der Höhe des Schloßes mitten unter die vom Geräusche des Gefechtes erschreckten und bewaffnet herbeiströmenden Bürger von Thun geworfen. Eberhard ließ die Thore schließen und sandte einen Eilboten nach Bern, der versprechen sollte, daß der Graf Mithbürger der Stadt seyn, ihnen einen Theil seiner Güter und seine Lebensrechte über die Stadt Thun hinterlassen wolle, wenn sie ihn in ihren Schutz nähmen. Das Resultat dieser Botschaft war, daß die Berner den von seinen eigenen Leuten belagerten Grafen befreiten und in seine Rechte einsezten. Unglücklicher Weise gewannen sie statt eines Verbündeten einen ihrer boshaftesten Feinde; denn sowohl er, als sein Nachfolger waren immer in Feindseligkeiten mit ihnen. Nachdem die Grafen ihre Herrschaftsrechte verkauft hatten um die Kosten der Feldzüge zu bestreiten, bemächtigten sich endlich die Berner des Schloßes im Jahr 1384.

Die Aussicht, die man von dem Thuner Schloße hat, ist unvergleichlich, die ganze Umgegend bildet eines der schönsten, mannigfaltigsten und ausgedehnt-

testen Gemälde. Man sieht die Kette der hohen Alpen des Oberlandes, wovon der Niesen gleichsam als Schildwache im Vordergrunde steht, und durch den Eingang in das Simmenthal von der zackichten Kette des Stockhorns, dessen Fuß auf grünenden Hügeln ruht, getrennt ist. In dem Thale, das sich am Fuße des Schlosses öffnet, sieht man die Stadt und den See, und ringsum beholzte Hügel, grüne Wiesen und liebliche Dörfer. Ehemals floss ein Arm der Aar nördlich hinter dem Schlosse hin, aber sein Bett wurde durch einen Bergsturz ausgefüllt und ist nun unter dem Namen „Launen“ ein angenehmer Spaziergang geworden.

alle Echo's der Nachbarschaft mit ihren harmonischen Stimmen und melodischen Nationalliedern aufwecken, während die Ruder das feuchte Element im Takte durchschneiden und die Schiffe leichte Furchen auf der Oberfläche ziehen. Der wilde Charakter mancher Uferstellen vermehrt noch den Zauber des Gemäldes. Das ferne Getöse des schönen Wasserfalles, die hohen Berge, die üppige Natur in einem herrlichen Klima, die schönen Nußbäume, deren Blätter sich im Säuseln der Luft bis auf den Wasserspiegel wiegen, machen aus dem Ganzen ein außerordentlich angenehmes und zugleich ernstes Gemälde.

Die Brienzermädchen.

(Zeichnung Nr. 25.)

Man spricht heutzutage selten von dem Brienzersee, dessen Umgebungen so viele Naturschönheiten besitzen, ohne an die schönen Schifferinnen und die berühmten Sängerrinnen zu denken. Der Fremde wirft bei seiner Ankunft kaum einen Blick auf die Gegend, um desto baldiger die weiblichen Gesichter mustern zu können, in denen er immer das Bild der schönen Schifferinnen zu erblicken hofft; aber es ist leicht begreiflich, daß er oft getäuscht wird. In dessen ist es wahr, daß die Weiber von Brienzen im Allgemeinen, und das mit Recht, als gut gewachsen, von frischer, weißer Gesichtsfarbe angesehen werden und eine melodische Stimme haben. Aber wenn gleich nicht alle Bewohnerinnen jener Gegend Schönheiten sind, so sind sie doch alle Schifferinnen, und der Grund davon ist ganz einfach. Der größte Theil der Brienzerbesitzungen ist auf dem gegenseitigen Ufer gelegen; somit ist Jedermann genöthigt, sich überzuschiffen. Und da die meisten Männer während des Sommers ihre Heerden auf den hohen Alpen hüten, so ist es natürlich, daß sich die Weiber mit der Schifffahrt beschäftigen. Jedes Haus, jede Haushaltung beinahe hat ein Schiff. Junge Mädchen holen Morgens die Produkte ihrer Heerden zu Schiff; zu Schiff führen sie ihre Ziegen auf die Weide, mit einem Wort, Alles geht in Brienzen über's Wasser. Daher kommt es, daß jener See außerordentlich von kleinen Schiffchen belebt ist, deren einige die Reisenden, die die Wasserfälle des Gießbachs besuchen wollen, übersetzen.

Nichts ist romantischer an einem schönen Abende, als die leichten Fahrzeuge, deren junge Führerinnen

Ursula von Homberg.

(Zeichnung Nr. 26.)

Zwischen Narau und Brugg, auf dem linken Aarufer, an einem bewaldeten Berge, liegt das Dorf Auenstein. Es war einst die Wiege eines alten Geschlechtes dieses Namens, wovon noch einige Trümmer den Platz anzeigen. Das Haus erlosch und das Schloß fiel der Familie Reinach zu, deren Sitz nahe bei dem Dorfe dieses Namens, jetzt im Aargau, eine Stunde vom Hallwylsee lag. Fünf oder sechs Glieder dieser Familie waren unter den erbittertsten Feinden der Schweizer in der Schlacht bei Sempach, wo sie alle neben einander erschlagen wurden; mit Ausnahme Herrmanns, aus dem jüngsten Familienzweig, der ein junger, wilder Mann war, und sein Leben nur einer Wunde verdankte, die er sich am Fuß gemacht hatte, als er die Ritter nachahmen wollte, die mit ihren Schwertern die Spitzen von ihren Schuhen hieben, um zu Fuß streiten zu können. Trotz seines Jornes und Uebermuths war er genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen. Nach jenem für den österreichischen Adel so unglücklichen Tage zerstörten die Schweizer das Schloß Reinach. Herrmann von Reinach wollte während dieses Kriegs nicht unthätig bleiben und zog sich auf sein festes Schloß Auenstein zurück, von wo aus er die Eidsgenossen oft durch seine bewaffneten Streifzüge beunruhigte. In dieser Zwischenzeit heirathete er die junge schöne Ursula von Homberg, deren Anmuth und Tugend den kriegerischen Sinn Herrmanns nicht zu mäßigen vermochte. Sein von ihm organisiertes Kriegssystem wurde eine wahre Straßenräuberei, er verwüstete die Felder, plünderte und verbrannte die Häuser und tödtete die Einwohner.



DIE BRIENZERSCHIFFERINNEN.



URSULA VON HOMBERG

Aber der Nachttag kam endlich auch. Nach mehreren fruchtlosen Warnungen zogen die Solothurner und Berner (1389) ins Feld und befanden sich bald vor Auenstein. Man forderte die Besatzung auf, sich zu ergeben, mit der Drohung, daß sie nach dem Abschlage keine Gnade mehr zu hoffen habe. Der stolze Reinach, damals noch der Stärkere, schlug ab, bereuete es aber bald nachher; denn als die Kriegsmaschinen anfiengen seine Mauern zu erschüttern, und die Verbündeten sich anschickten, das Schloß mit Sturm einzunehmen, sah Herrmann die Fruchtlosigkeit einer verlängerten Gegenwehr wohl ein und ergab sich auf Gnade und Ungnade; — aber es war zu spät. Man bewilligte nur seiner Gemahlinn Ursula, ihrem unmündigen Kinde und ihren Frauen ein sicheres Geleite bis in das Schloß Bernau, wohin sie Alles, was sie Kostbares hatte, mitnehmen konnte. Aber Ursula, als getreue und ergebene Gemahlinn, kannte nichts Köstlicheres als ihren Mann, den sie nie verlassen wollte. Sie nahm ihn auf ihre Schultern und zog in Begleitung ihrer Frauen und ihres Kindes aus dem Schloß. Die Belagerer, von solcher Ergebenheit gerührt, hielten pünktlich was sie versprochen hatten; und so entkam Herrmann einem gewissen Tode; denn die hundert Mann starke, aus Räubern bestehende Besatzung wurde niedergehauen, und das Schloß geplündert und verbrannt. Man findet noch Nachkommen von Herrmann und Ursula in dem ehemaligen Bisthum Basel.



und so geschwind, daß es an Schnelligkeit mit den Vögeln zu wetteifern scheint. Man sieht es immer gegen die Gipfel irgend eines Baumes, von wo aus es den ganzen Wald mit seinen zierlichen Sprüngen von Ast zu Ast durchläuft. Es liebt den Schatten und die Kühle der Wälder und weiß sich immer vor den Sonnenstrahlen zu schützen, indem es seinen langen behaarten Schwanz als Sonnenschirm entfaltet. Den Tag über ist es gewöhnlich an oder in seinem Lager, das es sich in hohlen Bäumen oder zwischen zwei großen Nestern mit vieler Kunst erbaut. Es besteht in feinem Moos, über welches die Bewohner eine Art von Dach machen, welches das Nest dem stärksten Regen unzugänglich macht. Abends geht das Eichhörnchen aus, um zu spielen, mit seinesgleichen zu scherzen, oder seine Nahrung zu suchen. Da es ein großer Freund von Reinlichkeit ist, so kramt und putzt es sich fleißig mit seinen Pfoten und Zähnen. Jedes Paar wirft 3 bis 4 Junge jährlich.

Dieses zierliche, lebhafte, artige und gelesrige Thierchen ist indeß nicht immer so unschuldig, als der größte Theil der Naturforscher behauptet. Ein Beweis hievon mag Folgendes seyn: Im Jahr 1813 bemerkte man in den Wäldern der Umgegend von Thun eine Menge schöner Tannen, deren Rinde einige Fuß hoch ringsum abgenommen war, ohne daß man irgend eine Spur eines schneidenden Instruments auf den Stämmen hätte wahrnehmen können. Da die Beschädigungen immer häufiger wurden, so machten die Förster der Obrigkeit die Anzeige davon, die dann ihrerseits genaue Untersuchungen anstellte, deren erstes Resultat die Entdeckung von einem Tausend schöner abgerindeter Tannen war,

Das Eichhörnchen.

Buffon sagt, und es ist übrigens bekannt, daß das Eichhörnchen ein zierliches, kleines Thierchen ist, das durch seine Artigkeit, Gelehrigkeit und Unschuld von den Jägern verschont zu werden verdient; denn es ist weder fleischfressend noch schädlich. Das Geschlecht der Eichhörnchen zählt viele Arten; aber wir wollen hier nur von dem gemeinen, in der Schweiz sehr bekannten, Eichhörnchen reden, obwohl es zu den nordischen vierfüßigen Thieren gehört, wo man seinen Pelz in großen Quantitäten verkauft.

Das Eichhörnchen gehört zu der Familie der Nagethiere und hat wie sie keine Fang-, sondern nur zwei Schneidezähne in jedem Kiefer; daher es auch Schaaf Früchte, als Haselnüsse, Nüsse, Eicheln u. d. gl. allen andern vorzieht. Es ist so munter

die größtentheils verdorrten. Indessen konnte man die Wüster nicht ausfindig machen, und suchte umsonst zu errathen, von welcher Art sie wohl seyn möchten. Endlich bewachte man die Wälder sehr genau und versprach demjenigen, der der Urheber des Schadens entdecken würde, ein gutes Geschenk an Geld. Man gieng bei Tag und bei Nacht durch die Wälder, um den unbekannten Feind zu entdecken, aber immer umsonst; und doch mehrte sich der Schaden täglich. — So stand die Sache, als ein Mann sich entschloß, eine ganze Nacht unbeweglich auf einer Tanne zu lauern. Die Nacht über war Alles ruhig, aber gegen Morgen hörte er das Nagen eines Thieres in sehr geringer Entfernung; seine Aufmerksamkeit war auf's Höchste gespannt in Erwartung der Ansicht des außerordentlichen unbekannten Geschöpfes, das in so wenig Zeit so großen Schaden anzurichten im Stande war. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er sah, daß der gefürchtete Feind ein gemeines Eichhörnchen, das mittelst seiner Schneidezähne die äußere Rinde der Tanne ringsum durchschnitt, große Stücke mit seinen Pfoten abriß und dann die innere Haut oder Bast nach Herzenslust verzehrte, war. Ein Flintenschuß streckte den kleinen Dieb zu Boden, und die Untersuchung seiner Eingeweide bewies, daß das Thierchen, sowie seine Kameraden, in der zarten Lannenhaut ihre Nahrung fanden. Es scheint, daß da alle andern Erhaltungsmittel des Eichhörnchens jenes Jahr gefehlt hatten, es sich auf Unkosten der Wälder ein anderes zu finden wußte. Eine allgemeine Jagd machte aller fernern Beschädigung ein Ende.

Die Inquisition in Neuenburg.

(Im Jahr 1439.)

Die nachstehende Urkunde ist die einzige Spur, die man von der Inquisition, diesem schrecklichen Tribunal, in der ehemaligen Grafschaft Neuenburg findet; das Land war damals zu arm, als daß sie sich hätte darin erhalten können.

„Wir Bruder Ulrich von Torrente, von dem „Orden der Missionnäre, Inquisitor für den Glauben, „Abgesandter des Herrn Johann von Prangin, „Bischoff zu Lausanne, um die Verbrechen der „Ketzerei in seinem Sprengel aufzusuchen, haben „den Jakob Du Plan, Pfarrei Neuenburg, der der „Ketzerei, der Abgötterei und anderer Verbrechen angeklagt ist, vor unser Tribunal geladen. Er läugnet die h. Trinität, das Paradies, glaubt aber an den Teufel und hat noch andere abscheuliche Sünden begangen, die er nicht aus eigenem Geständniß, sondern nach starken oft wiederholten

„Ermahnungen¹⁾ eingestanden hat.“ — Nach dem Urtheil mehrerer geistlicher und weltlicher angesehener Personen hat er den besagten Jakob Du Plan als hartnäckigen und unbussfertigen Kether dem weltlichen Gericht mit der Weisung übergeben, daß die Richter nach den h. kanonischen Gesetzen das Todesurtheil und Verstümmelung der Glieder aussprechen, die Güter des Verurtheilten confisciren und in drei Theile theilen sollen, wovon der Fiskus zwei Theile und die Inquisition einen Theil als Deckung der Prozeßkosten erhalten solle. — Gegeben zu Neuenburg, auf dem Gottesacker der Kirche; Matthias von Cottens, Schultheiß der Stadt Neuenburg, unter dem Siegel der Inquisition. Samstag den 20. Juni 1439. — Zeugen: der edle und mächtige Herr Johann, Graf von Narberg, Herr zu Valendys; Johann von Neuenburg, Herr zu Baumarcus; Johann von Colombier (edle Ritter); Ludwig von Estavayer, Othenin von Clairon, Jakob von Tessenberg, Jakob von Baumarcus, Ulrich Haller, Jakob von Montagny und Johann von Treytorrens (edle Herren); Peter Grueres, Peter von Gradibus, Georg Esthonnaz (Notare); die Herren Stephanus Boursellier, Jakob Verchinet, Peter Queue-Dane (Domherren in Neuenburg); und Herr Johann von Pierre, Pfarrer zu Dnnens²⁾.

Luzerner Anekdote.

Die Macht des Aberglaubens im Mittelalter war so groß, daß der Rath zu Luzern unter schwerer Strafe verbot, den See auf dem Pilatusberg ohne besondere Erlaubniß nicht zu besuchen; aus Furcht daß nicht etwa ein boshafter Mensch Unrath in denselben würfe und dadurch Stürme und in den Ebenen die Rache des Gespenstes, das in jenen höllischen Fluthen hausen sollte, erwecken möchte. Jedes Frühjahr mußten die Hirten schwören, daß sie Niemand an den verruchten See führen, noch den Weg dazu zeigen wollten. Alte, in den Luzernerarchiven aufbewahrte Rechnungen beweisen, daß man dem Gerichtsdiener, der den Eid von Haus zu Haus empfing, täglich einen Gulden bezahlte. Kappeler, der Verfasser einer Geschichte des Pilatusbergs, führt einen lateinischen Akt an, nach welchem gegen die Neugierigen, die den Pilatussee ohne Erlaubniß besuchten, nach aller Strenge verfahren wurde.

¹⁾ Man weiß wie die Herren Inquisitoren ihre Schlachtopfer ermahnten.

²⁾ Das Original ist in lateinischer Sprache.



MÄDCHEN AUS UNTERWALDEN.

Der Kanton Unterwalden.

Wenn man von dem Vierwaldstättersee bei Stanzstad oder Buochs an das Unterwaldnerufer landet, so hat man das lachende Stanzertal vor sich, das seine grünen, von einer Menge ländlicher Wohnungen übersäter Hügel ausbreitet. Diese Wohnungen werden von einem Walde fruchtbarer Bäume aller Art beschattet, zwischen denen sich kleine Bäche reichlichen und frischen Wassers, deren Ufer mit allerlei Kräutern und einem üppigem Graswuchs bedeckt sind, hinschlängeln. Weiterhin bemerkt man gegen Süden eine Gebirgskette von gemäßigter Höhe, welche zwei große Thäler trennt. Das eine, östliche, ist das Engelbergerthal, das mit der ganzen, an dem Vierwaldstättersee bis zum Kernwald liegenden Umgegend den Distrikt Nidwalden bildet und Stanz zum Hauptort hat. Das andere, das sich vom Kernwald bis zum Brünig ausdehnt, begreift den Distrikt Obwalden, dessen Hauptort Sarnen ist. Diese zwei Theile des Kantons sind unabhängig von einander; jeder hat seine eigene Verfassung, seine Landsgemeinde und seine Landammänner. Die Oberfläche des ganzen Kantons beträgt ungefähr $12\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, und seine Bevölkerung, wovon Obwalden den größten Theil liefert, 24,000 Seelen. Die Bewohner sind der katholischen Religion zugethan; ihr Charakter ist ernst und zur Andacht geneigt. Sie besitzen, wie ihre Nachbarn von Uri und Schwyz, eine große Freiheitsliebe, wahren Muth und eine große Einfachheit der Sitten, lieben aber keine Veränderung, woher sie auch komme und welcher Natur sie sei, deßhalb sind sie noch heute, was sie ehemals waren, nämlich einzig und allein mit ihren Heerden beschäftigte Hirten, die keine andere Industrie, keinen andern Handel kennen, als den der Produkte ihrer Heerden. Sie haben weder Erndte noch Herbst; denn sie besitzen weder Fruchtfelder noch Weinberge, selbst nicht einmal Mühlen; die guten Leute holen das nöthige Mehl in Luzern. Und doch gleicht das ganze Land einem großen Garten; es ist so zu sagen eine schöne grüne Wiese, von den schönsten Obstbäumen beschattet, mit Ausnahme jedoch des Engelberger- und Melchthals, die nur Weiden darbieten. Die Einwohner des erstern haben einen kleinen Industriezweig; sie spinnen Floretseide und sind auch aus dieser Ursache die wohlhabendsten. Die Unterwaldnerkase zählt man unter die geschätztesten der Schweiz; sie werden sehr hart und können lange aufbewahrt werden.

Es giebt mehrere Seen in diesem Kanton; doch sind der malerische Alpnacher- und der Stansersee nur Theile von dem Vierwaldstättersee; aber der Sarner-, Lungeren-, Trüb- und Melchsee sind dem Kanton eigen. Die zwei letztern haben wenig über eine halbe Stunde im Umfang und erhalten ihr Wasser von dem schmelzenden Schnee der sie umgebenden hohen Berge. Der Lungernsee ist eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit; er liegt am Fuße des Brünigs in einem herrlich grünen Thale. In der Absicht, Land zu gewinnen, machten die Einwohner von Lungern im Jahr 1791 den Versuch, den See auszutrocknen, mußten aber, nachdem sie sechs Jahre an einem 212 Klafter langen unterirdischen Kanal gearbeitet hatten, ihr Unternehmen aufgeben, das nunmehr wieder mit Erfolg fortgesetzt wird; denn der Wasserspiegel ist schon um 100 Fuß tiefer. Der Sarnersee hat zwei und eine halbe Stunde Länge und eine halbe Stunde Breite; die ihn umgebende Landschaft ist eine der reizendsten. Die Ruhe der Natur, das schöne Grün, das die Berge schmückt, deren Fuß von einer Menge malerischer Baumgruppen bedeckt ist, deren Blätter im stillen und klaren Wasser des See's widerspiegeln, — macht aus dem Ganzen ein in seiner Art wahrhaft bezauberndes Hirtengemälde. (Zeichnung Nr. 27.)

Zwischen dem Lungern- und Sarnersee befand sich ehemals ein dritter, der Gyswylsee, der aber im Jahr 1761 ausgetrocknet wurde.

Der Kanton wird von zwei Bergströmen durchschnitten. Obwalden von der Aa, die am Fuße des Brünigs ihren Ursprung nimmt, durch den Lungern- und Sarnersee fließt, und nachdem sie sich mit der aus dem Melchthal hervorströmenden Melch vereinigt hat, in die Bucht bei Alpnach fließt; Nidwalden ebenfalls von einer Aa, die ihre rauschenden Gewässer durch das Engelbergerthal und bei Buochs in den Vierwaldstättersee wälzt. Es ist im ganzen Kanton keine Stadt; denn Stanz und Sarnen sind nur Marktflecken, wovon der erste 5000 und der zweite 8500 Einwohner zählt. Unterwalden hat nur dreizehn Pfarrkirchen, viele Kapellen, ungefähr hundert Geistliche und fünf Klöster: zwei zu Sarnen, zwei zu Stanz und eines zu Engelberg. Die Kirchen sind durchgängig gut gebaut und unterhalten; die schönsten sind von Stanz und Sagelen, worin man einen Reichthum von Marmor findet. Letztere, worin die

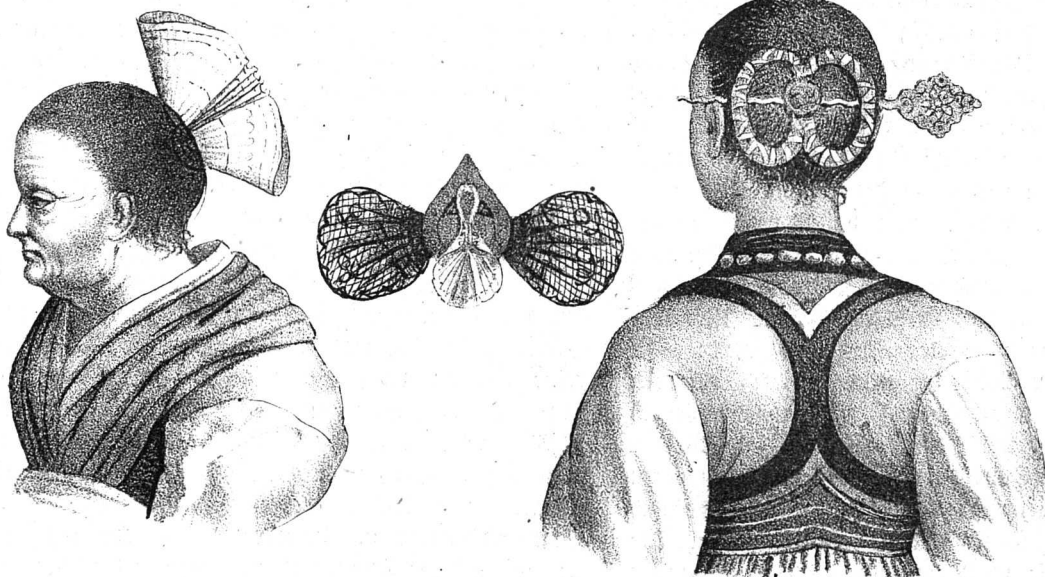
Ueberreste des ehrwürdigen Nikolaus von der Flühe ruhen, ist ein seinem Gedächtnisse würdiges Denkmal.

Die Häuser des Landes sind fast alle von Holz und nach demselben Plan gebaut. Die der Wohlhabendern unterscheiden sich nur durch ihre obgleich immer sehr beschränkte Größe; was sich sehr leicht begreift, da der Keller, die Scheune, der Holz- und Wagenshopf sich außer dem Hause befinden, somit die Bausymmetrie nicht stören und den Häusern eine einförmige Ansicht giebt. Sie haben selbst nicht immer einen Stall; denn das Heu und oft auch das Vieh befindet sich in einem auf der Matte errichteten Heuschoppen.



Die Kleidertracht der Unterwaldner ist unter den Schweizertrachten eine von denen, die am wenigsten

Veränderung erlitten hat; die der Männer nur ist ein wenig verändert. Der große, mit Bändern beladene Strohhut, den sie wie die Weiber trugen, ist fast allgemein durch den Filzhut ersetzt worden, und der Rest der Tracht hat nichts Besonderes. Die Weiber hingegen, ausgenommen zu Stanz und zu Sarnen, haben ihre sonderbare Kleidertracht, die gewiß von den Grazien nicht beneidet würde, in allen Theilen beibehalten. Sie weicht nur in Einzelheiten in verschiedenen Gegenden des Kantons ab; aber im Allgemeinen sind die Haare mit einem Bande geflochten und am Hinterkopfe in der Form zweier Ringe vermittelst einer 10 bis 12 Zoll langen Stecknadel befestigt. Diese Stecknadeln, ein Luxusartikel bei den Unterwaldnerinnen, sind gewöhnlich von Messing, oder Silber, oder einem andern vergoldeten Metall, je nach dem Vermögen der Besitzerin. Der Kopf der Stecknadel ist breit und flach und mit Glassteinen geziert. Im Sommer tragen die Weiber ungeheure Strohhüte, deren Oberfläche mit einem wahren Blumengarten und Bändern von allen Farben beladen ist. Die Farbe der Bänder, in welche sie ihre Haare einflechten, ist ihnen nichts weniger als gleichgültig; die Mädchen tragen beständig weiße, Weiber gewöhnlich rothe, und diejenigen, die ohne verheuratet zu seyn, ihre Unschuld verloren haben, schwarze Bänder. Die alten Weiber, die wie die Mädchen ihre Haare am Hinterkopfe befestigen, haben in Obwalden eine eigene Art Kopfschmuck, der einem Schmetterling nicht sehr unähnlich ist und durchaus keinen Zweck hat. Die Unterwaldnerinnen tragen sehr bunte Corsette und an Festtagen sind diese noch mit silbernen oder wenigstens über Silbernen Ketten geschmückt. Uebrigens sind sie durchaus nicht gezeig-





DER SARNEN SEE.



DIE RÜCKKEHR
aus der Saupen Schlacht

net, die Formen des Leibes herauszuheben; denn vorne hat das Corset viele Ähnlichkeit mit einem Brett, das die Brust erdrückt; der Wuchs ist ebenfalls fast ganz in den vielen Falten der Röcke versteckt. Die Zeichnung Nr. 28 stellt ein junges Mädchen von Obwalden vor.

(Fortsetzung und Ende.)

Unter den feindlichen Anführern befand sich auch der Graf von Narberg, der ein sehr kluger Mann gewesen zu seyn scheint; denn ihm vertraute man das Kriegsgeräthe und die Nachhut an. Aber als er sah, daß der Sieg nicht auf die Seite seiner Freunde sich neige, ließ er schnell aufbrechen, führte alle Kostbarkeiten sowohl der gefallenen als der noch lebenden Herren mit sich fort und machte sich auf diese Weise zu ihrem Erben ohne Vermächtniß.

Andererseits führte der Graf Eberhard von Kyburg seinen Verbündeten eine Verstärkung von vier-tausend Mann zu, die aber bei Narberg, wo sie die Niederlage des Adels vernahm, wie Spreu im Winde aus einander lief. Die Berner hingegen kehrten, nachdem sie den Feind eine Strecke weit verfolgt hatten, auf das Schlachtfeld zurück und dankten auf den Knien Dem, der ihnen den Sieg verliehen hatte. Erlach, stolz auf seine Streitgenossen, dankte ihnen mit den Worten: „Ich werde nie vergessen, daß ich dem Vertrauen meiner Landsleute und ihrem standhaften Muth, sowie euch, meinen lieben Freunden von den Waldstätten und Solothurn, den Erfolg dieses merkwürdigen Tages verdanke. Eure Enkel werden sich erinnern, daß ihre Väter bei Laupen gestritten haben, und dieses Andenken wird die Freundschaft, die nie aufhören soll, noch enger knüpfen.“ Dann beschäftigte man sich damit, die Verwundeten zu besorgen, deren Anzahl unter den Schweizern sehr groß; die der Todten aber in Vergleich mit dem Feinde außerordentlich gering war. Man bewilligte den Freiburgern sicheres Geleit, um ihre Todten abholen und in den Gräbern ihrer Vorfahren beisetzen zu dürfen; die Andern wurden in großen Gruben beerdigt. Als die von Laupen, die von der Schlacht nichts wußten, die Banner ihrer Landsleute anrücken sahen, waren sie außer sich vor Freude. Dann brachte das siegreiche Heer nach

altem Gebrauch die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und zog am folgenden Morgen früh mit der Besatzung von Laupen nach Bern zurück. Baselwind war wieder an der Spitze des Zuges; hinter ihm trug man die eroberten Banner, Rüstungen und Waffen, und in allen Gesichtern sah man den Ausdruck der Freude, des Ruhmes und des Stolzes auf die Befreiung des Vaterlandes von der drohenden Gefahr.

Indessen hatten die am Tage der Schlacht in Bern Zurückgebliebenen einen angstvollen Tag zugebracht. Der Schultheiß von Rubenberg und die ältesten Regierungsglieder verließen das Rathhaus nicht; sie waren auf jedes von den Thurmwächtern gegebene Zeichen aufmerksam und erwarteten alle Augenblicke Nachrichten von dem Heere. Die auf ihr Schicksal harrenden Weiber und Kinder kamen nicht aus den Kirchen, noch von den Altären. Endlich Abends spät kam ein Eilbote, der die Nachricht des Sieges brachte. Am andern Morgen gieng die ganze Einwohnerschaft auf die Mauern, Thürme und Zugänge der Stadt, und Freudenthränen flossen aus allen Augen, als man endlich die mit feindlicher Beute reich beladenen Sieger in einer Staubwolke heranrücken sah.

Es würde schwer seyn, die Freude so vieler Greise, Weiber und Kinder zu beschreiben, die nun ihre siegreichen Söhne, Männer und Väter wieder sahen. Ihre Dankbarkeit war nicht geringer gegen den wackern Feldherrn und gegen ihre Verbündeten von Solothurn und den Waldstätten. Das Freundschaftsbündniß mit den Letztern wurde erneuert; man bezahlte ihnen 750 Pfund für Kriegskosten und entschädigte sie für Alles, was sie an Waffen, Pferden u. s. w. verloren hatten, und nach einer brüderlich herzlichen Bewirthung kehrten sie alle fröhlich zu den Ihrigen nach Hause zurück.

Die erste Waffenthat der Berner nach diesem Siege galt dem Ritter Jordan von Burgistein. Er war einer der ersten Anstifter dieses Kriegs und hatte am Tage der Schlacht einen Auspäher nach Laupen geschickt, der ihm seinem Befehle gemäß die Nachricht bringen sollte, auf welche Seite sich der Sieg neige. Der Auspäher ermangelte nicht, als er die Nachhut der Berner weichen sah, seinem Herrn anzuzeigen, daß diese in offener Flucht begriffen seien. Jordan war hierüber außer sich vor Freude, beschenkte den Boten reichlich und gab seinen Freunden ein herrliches Gastmahl. Aber wie kurz war seine Freude! denn am folgenden Tage kamen ganz entgegengesetzte Nachrichten. Und wie groß war erst sein Erstaunen und sein Schrecken, als einige Tage später die verhassten Berner am Fuße seines Schlosses ankamen, und schon anfiengen, die Mauern zu erschüttern. Da er ohne Zweifel die

Größe der Gefahr selbst messen wollte und zu diesem Ende durch einen Dachladen schaute, gewahrte ihn ein Berner-Armbrustschütze mit seinen Adleraugen und traf ihn mit einem Pfeil so recht mitten in's Gesicht, daß der arme Johann von Burgistein rücklings todt zu Boden stürzte, und somit die Zerstörung seines Schlosses nicht überlebte. Etwas später machten 40 Männer von Laupen einen zu frechen Einfall in das Freiburgergebiet; sie wurden unterwegs überfallen und 22 von ihnen niedergemacht. Auf dieses beschloß Erlach, ihren Tod zu rächen, und die Bernerjugend verlangte nichts sehnlicher. Er ließ eines Tages alle Thore der Stadt schließen, damit seine Vorbereitungen nicht verrathen würden, zog die folgende Nacht mit einer Abtheilung Reiterei und zwei Schlachthaufen Fußvolk aus der Stadt, ohne daß Jemand seinen Plan durchschaut hätte, gieng über die Sense und kam nahe bei Freiburg in einen Wald, wo er sein Fußvolk mit dem Befehl zurückließ, unbeweglich zu bleiben, bis es ihn sein Schwerdt schwingen sehen werde; er selbst mit der Reiterei näherte sich Freiburg. Vor dem Walde waren einige Pferde auf der Weide, und ungeachtet des Befehls ihres Anführers verließen acht Mann ihren Hinterhalt, um sie zu fangen; aber bald wurden sie von den Freiburgern angefallen, die, als sie Erlach und die Seinigen erblickten, sich auf diese warfen. Dieser wollte nicht, daß man ihnen zu Hilfe käme und sagte, da sie die Pferde mehr liebten, als das Wohl ihres Vaterlandes, es auch recht sei, daß sie die Strafe dafür trügen. Das Ergebniß dieser Worte war, daß sie Alle erschlagen wurden. Die Freiburger verfolgten Erlach bis über den Wald hinaus; aber plötzlich kehrte sich der Bernerheld, nachdem er der im Dickicht des Waldes versteckten Hinterhut das verabredete Zeichen gegeben hatte, gegen den Feind. Dieser, von allen Seiten angegriffen, dachte nunmehr nur an die Flucht. Vor Schrecken stürzten sich Viele in die Saane; aber nichtsdestoweniger blieben 400 der Ibrigen auf dem Plage. Einige Tage nachher zogen die Berner wieder nach Freiburg, verbrannten die Galtenevorstadt und die Brücke, und nur den Anstrengungen zweier Bürger hatte es die damals von Holz erbaute Stadt zu verdanken, daß sie nicht ganz ein Raub der Flammen wurde.

So waren die Berner der Schrecken des feindlichen Adels geworden, der von den Kriegsunkosten erschöpft und verschuldet seinen Vasallen ein Recht um das andere verkaufte. „Gott ist Burger von Bern geworden!“ riefen die von den Kriegslasten niedergedrückten Bauern. Aber die verbündeten Herren wollten es versuchen, Bern durch Hunger aufzureiben, während sie zu gleicher Zeit häufige Einfälle in ihr Gebiet machten; aber letztere mußten

einen Weg für ihre Lebensmittel mit der Hellebarde zu bahnen. Uebrigens war der Krieg für die Berner eine Erholung geworden und der Friede war ihnen beinahe unerträglich; auch nannten sie ihre Betten „die Fastenzeit,“ wo sie ihre kriegerische Thätigkeit für einen Augenblick beiseits setzen mußten.

Als der Schultheiß von Bubenbergr aus Bern zog, um sich der kleinen, dem Grafen von Kyburg angehörigen Stadt Hutwyl zu bemächtigen, schickte er eine Abtheilung Reiterei voran, die in der ersten Hitze den Platz überrumpelte und einnahm, ehe die übrige Mannschaft angekommen war.

Endlich nach vier Kriegsjahren machte man Frieden. Bern erndtete nichts als Ruhm; denn es blieb ihr kein Zoll breit Landes von allen ihren Eroberungen; aber von da an ward sie geschätzt und geachtet, nicht etwa wegen dem Schrecken, den ihre Waffen verbreiteten, sondern vielmehr wegen dem Gemeingeist, der Eintracht und der unbedingten Hingabe seiner Söhne für das Vaterland. Ein unerwarteter schöner Triumph war dem Helden bei Laupen noch aufbehalten. Rudolf und Jakob, die Söhne des bei Laupen gefallenen Grafen von Nidau, hatten ihr gesetzliches Mannesalter noch nicht erreicht, und ihre nächsten Verwandten aus dem Hause Neuenburg fühlten sich zu schwach, sie und ihre Besitzungen zu schützen; daher glaubten sie für die jungen Grafen und ihr Erbtheil keinen bessern Vertheidiger finden zu können, als ihren ehemaligen Feind, Rudolf von Erlach, dessen Tugenden sie alle hochschätzten.

Da der Friede nun geschlossen war, legte Erlach die Waffen nieder und zog sich in den Schooß seiner Familie zurück. Er nahm weder Titel noch Ehrenstellen an und hielt sich gewöhnlich im Schlosse Reichenbach, unweit Bern, auf, wo er seine Güter baute. Er erreichte ein hohes Alter; aber sein Ende war seines ruhmvollen Lebens unwürdig. Eines Tages, als er allein und alle seine Diensthofen auf dem Felde waren, kam Jost von Rudenz aus Unterwalden, sein Tochtermann; da erhob sich ein Streit zwischen ihnen wegen der Mitgift seiner Tochter; denn Jost machte Schulden und Erlach war dagegen ein eben so guter Haushalter als Feldherr. Rudenz gerieth in Zorn, ergriff ein an der Wand hängendes Schwerdt (dasselbe, das Rudolf am Tage bei Laupen getragen hatte) und durchbohrte den schwachen Greisen. Der Mörder, von den Haushunden verfolgt, nahm sogleich die Flucht und erschien nie wieder. Diese Nachricht brachte allgemeine Trauer über die Stadt und fast die ganze Bevölkerung des Landes suchte den schändlichen Mörder vergebens auf. Kein Grabmal bezeichnet den Ruheplatz des Helden; aber sein Gedächtniß lebt noch heute in den Herzen seiner Nachkömmlinge fort.

Der Bischof Salomon, der Herzog von Schwaben und die Königin Bertha.

Salomon, Bischof von Konstanz, Abt von St. Gallen, Pfeffers und noch zehn andern Klöstern, liefert uns ein merkwürdiges Beispiel von der Macht und dem Ehrgeiz der Geistlichkeit während mehrern Jahrhunderten. Genannter Prälat stand durch seine Kenntnisse, seinen Geist und seine hinreißende Beredsamkeit über seiner Zeit, und war in großer Gunst bei dem Kaiser Arnulf, wie auch bei dessen Nachfolgern, Ludwig dem Kinde und Konrad I. Er wußte aber diese Gunst auch zur Vergrößerung seiner Besitzungen und seiner Macht zu benutzen. Kein anderer Prälat aus Schwaben oder der Schweiz konnte sich an Pracht und Freigebigkeit mit ihm vergleichen; er wurde zu den Tafeln der Könige und ihren Berathungen gezogen.

Schwaben und die alemannische oder deutsche Schweiz wurde damals durch Lehenträger der deutschen Kaiser regiert, und diese Stellen befanden sich in den Händen zweier Brüder von hoher Geburt, der Grafen Erchanger und Berchtold, aus dem Hause der Agilolfinger. Diese zwei Fürsten, die schon einmal versucht hatten, sich unabhängig zu machen, sahen mit Eifersucht, wie sich die Macht Salomons auf Unkosten der Reichsgüter vergrößerte, und bald bot sich Gelegenheit dar, die Eifersucht in Haß ausarten zu sehen. Erchanger hatte zu Steinheim ein Schloß bauen lassen, wo er sich oft aufhielt; aber der Kaiser erlaubte sich die willkürliche Handlung, dieses Gut dem Bischof Salomon zu schenken, der nach einigen Geschichtschreibern ihn darum gebeten hatte. Der Bischof wollte nun in seine neuen Rechte eintreten und die Abgaben davon beziehen; aber seine Leute wurden fortgejagt. Er beklagte sich und drohte, jedoch umsonst. Einige Zeit nachher kamen sogar die Leute des Grafen nach St. Gallen, um den Bischof zu überrumpeln; aber dieser entkam noch und rettete sich in das Turbenthal, das damals eine mit dichten Wäldern bedeckte Einöde war, und blieb daselbst verborgen. Von da aus richtete er seine Klagen an den Kaiser; die zwei Grafen wurden durch ein kaiserliches Gericht in Mainz verurtheilt, ihre Stellen zu verlieren; doch hatte dieses Urtheil auf die Fürbitte Salomons keine Folgen für den Augenblick.

Da die Grafen Versöhnung wünschten, so erschienen sie an der Tafel des Bischofs; aber als sie die Pracht und den Luxus sahen, der dabei herrschte, lebte ihr Neid und ihr Haß wieder auf. Der Bischof gab einem jeden von ihnen ein gläsernes

Trinkgeschirr, die sie sehr bewundert hatten; aber sie ließen dieselben absichtlich auf die Erde fallen. Indessen trank man den Abschiedstrunk und verabschiedete sich wenigstens dem Scheine nach in guter Stimmung; allein im Herzen der beiden Grafen kochten Groll und Rache.

Kaiser Ludwig, Sohn Arnulfs, starb, und die Deutschen wählten Konrad, Herzog von Franken, an seine Statt. Dieser schien zuerst nicht sehr geneigt, die neuen Klagen Salomons über die beiden Grafen anzuhören, obgleich sie gegründet waren: denn sie machten Streifzüge auf sein Gebiet. Eines Tages begegnete er beiden mit ihrem Neffen Luitfried. Er warf ihnen ihren Undank mit etwas harten Worten und mit Drohungen vor. Luitfried, der über diese Zurechtweisung in Zorn gerathen war, zog sein Schwerdt und wollte den Bischof durchbohren, aber seine beiden Onkel hielten ihn zurück. Das Gefolge des Bischofs griff ebenfalls zu den Waffen und wollte Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, mußte aber weichen und sein Heil in der Flucht suchen; der Bischof selbst wurde gefangen und nach Diepoldsburg im Allgau, wo Bertha, Gemahlinn Erchangers, wohnte, geführt. Bertha erschrock sehr über die Gewaltthat, welche ihr Gemahl an diesem heiligen und mächtigen Manne ausgeübt hatte; sie warf sich ihm zu Füßen, bat um seinen Segen und ließ ihm ein Bad und die schönsten Zimmer des Schlosses zu seinem Gebrauch zubereiten; man erhob auch einen Altar und schmückte ihn mit den Juwelen der Gräfinn.

Indessen war das ganze Land über diese That in Aufruhr. Siegfried von Ramschwag, Salomons Neffe, zog mit allen seinen Reitern und Vasallen aus, um die drei Grafen zu verfolgen, überraschte sie in einem Gehölze und nahm alle drei gefangen. Er führte sie geraden Weges vor das Schloß Diepoldsburg und ließ der Gräfinn sagen, daß wenn sie den Bischof nicht sogleich frei gebe, er die Grafen im Angesicht des Schlosses aufhängen lasse. Der Prälat gieng an der Hand der Gräfinn aus dem Schlosse, und dieses, sowie der Flecken, wurden ihm mit den andern Gütern der Grafen übergeben. Diese aber, statt wie sie es hofften, ihre Freiheit zu erhalten, wurden auf die Feste Hohentwiel geführt und dort eingekerkert. Die Gräfinn bat den Bischof auf den Knieen um Gnade für ihren Gemahl; doch konnten ihre Thränen seinen Zorn nicht besänftigen. Sie wurden nach einer zweijährigen Gefangenschaft von

einer Versammlung der Fürsten und von einem vom König nach Mainz ausgeschriebenen Reichstag alle drei zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil wurde vollstreckt und ihre Güter eingezogen. Schwaben wurde nachher zum Herzogthum erhoben, wovon Burchard im Jahr 916 der erste Herzog war.

Rudolf der Zweite war damals König von Burgund, das die ganze westliche Schweiz inbegriff. Er stammte aus dem Hause der Agilolfinger, war Nachkömmling Ethikons, Herzogs von Deutschland, und Verwandter der zwei enthaupteten unglücklichen Grafen. Er gieng, um ihren Tod zu rächen und dem Herzog von Schwaben das Aargau zu entreißen, mit einem Heere über die Reuß und traf auf seinem Wege mit dem Herzog nahe bei dem alten Vitodurum, in der Nähe des Schlosses Kyburg, zusammen. Die Schlacht begann Nachmittags; sie war sehr blutig, und ihr Ausgang für Rudolf, da sein Heer geschlagen wurde, unglücklich. Weil jedoch der Herzog von Kaiser Heinrich bedroht ward, schloß er Frieden und ein Freundschaftsbündniß mit Rudolf und gab ihm zur festern Dauer desselben seine Tochter Bertha zur Frau.

Sie war jene, in dem Andenken der ganzen westlichen Schweiz noch jetzt fortlebende Königin Bertha, von welcher der Geschichtschreiber Johann v. Müller mit Recht sagt, daß sie als Königin dem Volke nützlicher gewesen sei, als die Eroberung einer Provinz.

Die Entdeckung der Schweiz.

Die Helvetier, und ihre Nachbarn, die Gallier, blieben Jahrhunderte lang in Unwissenheit und Barbarei. Sie nährten sich von der Jagd, von ihren Heerden und einigen Früchten, die ihnen der Boden spärlich darbot. Wenn eine Gegend erschöpft war, so zogen Männer, Weiber und Kinder mit ihren Heerden und ihren wenigen Habseligkeiten fort, um einen andern Aufenthaltsort zu suchen; denn sie hatten nirgends feste Wohnungen. Der Bezirk, den sie verließen, wurde bald durch neue, weiter herkommende Horden bevölkert. Diese immerwährenden Wanderungen der Celten waren indessen nicht immer willkürlich; denn oft vertrieb eine mächtigere Horde die schwächere, um sich ihres Gebiets zu bemächtigen. Die Helvetier hatten besonders mit ihren Nachbarn jenseits des Rheins, den Deutschen, zu kämpfen, mit welchen sie in fast ununterbrochenem Kriege lebten.

Die ganze, gegenwärtig unter dem Namen

Schwarzwald bekannte Gegend war das gewöhnliche Schlachtfeld, und mehrere Jahrhunderte lang eine völlig unbewohnte Wüste. Alle diese Völker, sowie ihre Länder, hatten keinen bekannten Namen; die Römer nannten alle diesseits der Alpen hausenden Völkerschaften Celten, ohne sie jedoch näher zu kennen; denn sie betrachteten die Alpenkette für unübersteigbar. Einige gallische Völkerschaften, die sich im nördlichen Italien und auf dem Abhange der südlichen Alpen niedergelassen hatten, waren ihnen besser bekannt; sie nannten sie Gaesates, von einer Art Wurfspeiß, dessen sich dieselben im Kriege bedienten. Aber zu dieser Zeit und viel später noch war das Wort Helvetier gänzlich unbekannt.

Ungefähr 637 Jahre vor Christi Geburt, so erzählt die Sage, gieng ein Zimmermann, Namens Eliko, der neue Länder sehen oder sich in seinem Handwerk vervollkommen wollte, aus Helvetien, blieb einige Zeit in Gallien und kam endlich nach Italien, wo er auf seinem Berufe arbeitete. Nach manchen Abenteuern und ähnlich wie ein amerikanischer Wilder in einer civilisirten europäischen Stadt, gelangte er nach Rom. Hier setzte ihn Alles, was er sah, in großes Erstaunen, und die herrlichen Früchte des italienischen Bodens schmeckten ihm, der in seinem Vaterlande nur wilde Äpfel gegessen hatte, vortrefflich. Als ein nachdenkender Mann wußte er von seinem Aufenthalt in dieser reizenden Gegend Nutzen zu ziehen, und nachdem er sich mit seinem Handwerk etwas erspart hatte, kaufte er Trauben, Feigen, Pomeranzen u. s. w. ein, lud sie auf einen Karren und kehrte in sein Vaterland zurück.

In einem gallischen Städtchen fand er eines Tages eine Menge Menschen versammelt; es war der Festtag einer ihrer blutdürstigen Gottheiten, deren Feier ein Freudentag jener barbarischen Völker war. Mitten im Laumel der Freude sah man seinen schwerbeladenen, von Ochsen gezogenen Karren heranziehen. Gespann, Karren, Führer, Alles war diesem Volke, das selten neue Gegenstände sah, so fremd, daß es Tanz und Spiel bei Seite ließ, den Fremdling umgab und ihn befragte, was er auf seinem Karren habe. Eliko gab ihnen seine Waare zu kosten und in einem Augenblick hatten die über den herrlichen Geschmack und die Neuheit der Sache entzückten Gallier die ganze Ladung gekauft und wollten nun wissen, wo das Land liege, das so gute Früchte hervorbringe. Die Gallier waren bald entschlossen, Italien zu besuchen; ganze Horden brachen nach Etrurien auf, wo sich ein Theil von ihnen niederließ und nachher transalpinische Gallier genannt wurde. Dieß ist das erste Mal, wo ihr Name in der Geschichte vorkommt.

Die Gallier hatten nach und nach auch den Wein kennen gelernt, und dieser Umstand trug nicht

wenig bei, sie zu einem neuen Einbruch nach Italien zu bewegen. Unter der Anführung des Brennus schlugen sie eine römische Armee, plünderten und verbrannten die Stadt Rom, im Jahr 389 vor Christi. Man weiß übrigens nicht, ob die Helvetier mehr oder weniger an diesen Zügen Theil genommen haben.

Nachdem der Perserkönig Cyrus das babylonische Reich zerstört hatte, kehrte er seine Waffen gegen Griechenland und unterwarf sich Jonien und die Inseln des Archipels. Die Phocier aber, denen die Freiheit lieber war, als das Vaterland, kamen nach mancherlei Schicksalen an die Mündung der aus unbekannten Ländern fließenden Rhone, und gründeten daselbst eine Colonie und eine Stadt, die sie Massilia (das jetzige Marseille) nannten. Sie waren ein unternehmendes und in Künsten und Wissenschaften bewandertes Volk, das sich vorzüglich mit dem Handel beschäftigte. Ihre Stadt wurde bald reich und groß und ihre Schiffe durchsegelten Meere, die andern Völkern bis dahin unbekannt gewesen waren. In der Absicht, neue Entdeckungen zu machen, oder den Ursprung des großen Flusses zu kennen, an dessen Mündung ihre Stadt lag, fuhren sie die Rhone hinauf, bis dahin, wo die Saone ihre Gewässer in dieselbe sendet, und wo später die Stadt Lyon erbaut wurde. Von da immer stromaufwärts dringend, kamen sie am Fuße des Jura gebirges an, durch welches die Rhone sich schäumend wälzt und den Boden Helvetiens verläßt. Auch dieser Paß wurde überstiegen, bis sie endlich von den Höhen des Jura das traurige, von den Celten bewohnte Land, sowie den See der Wüste (den heutigen schönen Genfersee) erblickten. Große Wälder bedeckten den Boden, und riesenmäßige, auf einander gethürmte Berge begrenzten den Horizont. Sie drangen immer weiter in dem Lande vor, das ihnen eben so unbekannt war, als Amerika den ersten Colonisten, die sich an seinen Küsten niederließen. Endlich begegneten sie einigen Einwohnern; es waren Celten, ein friedliches und gastfreundliches, im Kriege aber muthiges und unerschrockenes Volk, das noch in seiner Kindheit lebte und von Künsten und Lebensbequemlichkeiten nichts wußte. Obgleich ursprünglich Helvetier, stammten sie doch von einem gallischen Volke ab, das aus uns unbekannten Beweggründen aus dem Norden in diese Gegend eingewandert war und sich mit seinen Heerden darin niedergelassen hatte. Die Massilier hatten nun die Rhone aus dem celtischen See fließen sehen, aber sie begnügten sich damit nicht; sie giengen demnach längs dem See bis an das andere Ende und erblickten dieselbe wieder, wo sie ihre, aus der Schlucht eines langen, schmalen und düstern Thales hervorrauschenden, schlamlichten Wasser in den See ergießt. Da hielten die griechischen Abentheurer an; sie wagten es nicht, in das finstere Thal (Wallis), dessen An-

blick sie schon erschreckte, vorzudringen, und auf diese Weise blieben ihnen die Quellen der Rhone und der Rhonegletscher, der sich am Fuße der Furka erhebt, eben so unbekannt, als den Römern. Da sie sahen, daß die Spitzen der Schneeberge lange vor dem Auf- und Niedergang der Sonne erleuchtet waren, nannten sie dieselben Sonnensäulen; sahen sie aber nie in der Nähe. Die Römer sprechen davon als von einer, dem menschlichen Auge unzugänglichen Gegend, und sagten, daß die Rhone aus den verborgenen Pforten der Erde, aus den Thoren einer ewigen Nacht komme, und ihre schlamlichten Wasser in stürmische Seen in dem Lande der Celten ergieße. Man weiß nicht, ob die Griechen in der Gegend blieben, wohin sie häufige Reisen machten. Sie lehrten indeß die Einwohner die griechische Schrift kennen; denn Cäsar sagt fünf Jahrhunderte später, daß er bei ihnen eine den griechischen Buchstaben ähnliche Schrift gefunden habe.

Feldzug vom Jahr 1444.

In dem Feldzuge der Schweizer gegen den Dauphin Ludwig von Frankreich, im Jahr 1444, befanden sich auch fünfzig auserlesene Neuenburger, die als Hilfskorps mit den Eidsgenossen Basel zu Hülfe eilten und ihr Blut am berühmten Tage bei St. Jakob mit dem ihrer Kampfgenossen vermischten; eine geringe Zahl ausgenommen, die bei ihrer Rückkunft verspottet und fortgejagt wurden, weil sie feiger Weise ihre Brüder überlebt hatten.

Zwei Chorherren von Neuenburg, Anton von Chauvirey und Heinrich Purry von Rive, befanden sich damals in Geschäften ihres Kapitels in Basel, und beeilten sich, diese zu beendigen, um bei der Ankunft des Dauphins nach Hause zurückzukehren. Gegen Abend des ersten Tages der Heimreise begegneten sie jener tapfern Schaar von 1600 Schweizern, die aus dem Lager der Eidsgenossen vor Zürich kam, und den Befehl erhalten hatte, sich um jeden Preis in die Stadt zu werfen. Heinrich Purry, Geschichtschreiber des Kapitels, erzählt in der Kanontalchronik diese Begegnung auf folgende Weise:

„Unser Staunen und Bedauern war groß, als wir das Häuflein so klein und doch so freudig und ergeben erblickten. Man sah vielleicht nie eine so schöne und einige Jugend. Von den Unsrigen waren auch fünfzig da, unter der Anführung des tapfern Ritters Albert von Tissot, der uns seine Freude bezeugte, uns so unverhoffter Weise zu sehen. Da einige der Vornehmsten unter den Verbündeten dieß erfahren hatten, baten sie uns, ihnen Alles,

„was uns von der Gegend von Basel bekannt sei, zu offenbaren. Darauf antworteten wir, daß die Armee des Dauphins fünf und zwanzig- bis dreißigtausend Mann stark sei und rings um die Stadt herum auf Bergen und in Thälern raube und plündere, und daß es für einen so kleinen Haufen ein fast übermenschliches Unternehmen wäre, durch eine solche Menge von Feinden die Stadthore erreichen wollen. Darauf antwortete einer der besagten Herren der Verbündeten, der durch seine ernste und würdevolle Haltung einen Ritter verrieth: „Wenn es Morgen also gehen soll und wir die besagten Hindernisse nicht mit Gewalt besiegen können, so befehlen wir unsere Seelen Gott an und überlassen unsere Leiber den Armagnaken.“

Es ist oben erwähnt worden, daß einige der fünfzig Neuenburger unter dem Befehl des Ritters Tissot, bei ihrer Rückkehr verspottet und fortgejagt worden seien, weil sie im Treffen ihre Waffenbrüder verlassen hätten. Unter diesen war auch ein Bürger der Stadt, von dem der nämliche Geschichtschreiber also spricht: „Und da der benannte Johann Fevre mit heilem Leib und ohne irgend eine Wunde erhalten zu haben, erfunden worden war, wurde er sehr verhöhnt und von Allen ausgeworfen als ein elender und ehrloser Mensch, der eher sein Leben hätte hingeben sollen, als die Banner der Verbündeten und seine Kampfgenossen und Brüder zu verlassen.“

So waren die Sitten jener Zeit!

— o o o o —

Der Scharfrichter von Bern.

Im Laufe des Krieges von Laupen giengen vierzig Mann von Bern nach Thun, um den Feind, der daselbst große Streitkräfte sammelte, zu erkennen. Nach dem Gebrauche damaliger Zeit benutzten sie die Gelegenheit zum Plündern und nahmen Pferde und Rindvieh weg, das sie vor sich her trieben und wodurch ihr Rückzug erschwert wurde. Bald entdeckten sie in der Ferne ein ihnen nacheilendes Geschwader feindlicher Reiterei, und wie sehr sie sich auch beeilten, so gewann doch der Feind jeden Augenblick eine Strecke Weges über sie. Daher schickten sie einen der Ihrigen auf einem geraubten Pferde nach Bern, um die Sturmglocke läuten zu lassen, weil sie glaubten, daß ihr Schall die Feinde in die Flucht jagen würde. Aber sie waren noch eine Stunde von der Stadt entfernt, und der sehr zahlreiche Feind holte sie in wenigen Minuten ein. In dieser Noth war es eine Hauptsache für sie, Zeit zu gewinnen; sie benutzten

zu diesem Ende eine dichte Hecke, hinter welcher sie sich mit Vortheil aufstellten; aber im nämlichen Augenblicke standen auch die Feinde vor ihnen, stiegen von den Pferden und begannen die Hecke anzugreifen. Unter den vierzig Bernern befand sich auch der Scharfrichter, ein riesenstarker Mann und zugleich ein Spassvogel. Da er wohl wußte, daß jede gewonnene Minute köstlich sei, so rief er den Reitern zu: „Haltet inne, meine Herren! wir sind nur vierzig Mann; aber wir geben unser Leben nicht für Pflaumen. Wenn wir unterliegen, so dürft ihr darauf zählen, daß wenigstens eben so viele der Eurigen im Staube liegen. Ich bin nicht der Geringste von uns; wer es mit mir aufnehmen will, der nähere sich.“ Er hielt ihnen noch mehrere dergleichen Reden, welche die feindlichen Reiter gemüthlich anhörten, wohl wissend, daß wie es auch gehen möge, ihnen kein Einziger davon entwischen werde. Endlich griffen sie die Hecke wieder an; aber in demselben Augenblicke vernahm man auch den dumpfen Ton der Stadtglocken und bald darauf die der nahegelegenen Dörfer. Die darüber bestürzten Reiter, die aus Erfahrung wußten, daß es nicht gut sei, den Erfolg eines solchen Aufrufs abzuwarten, nahmen die Flucht mit verhängtem Zügel, und die vierzig Mann setzten ungestört den Rückweg mit ihrer Beute fort.

— o o o —

Der Kampf der Sechs und fünfzig.

Da der letzte Graf von Nidau durch die englischen Kriegsvölker des Enguerrand de Coucy, der die Stadt Büren belagerte, getödtet worden war, stritten sich Johann von Vienne, Bischof von Basel, und die Grafen von Thierstein und Kyburg, Verwandte des Verstorbenen, um seine Hinterlassenschaft, und der Krieg brach im Jahr 1376 zwischen ihnen aus. Um größerem Blutvergießen vorzubeugen, kamen endlich beide Theile auf folgende Weise überein: Die beiden Grafen sollten 56 deutsche Vertheidiger und der Graf dieselbe Anzahl welscher wählen; beide Haufen sollten sich aus aller Macht und auf Leben und Tod bekämpfen, und derjenige Theil, der den Sieg davon tragen werde, die Hinterlassenschaft des Grafen von Nidau der Parthie zusichern, deren Rechte er vertheidigt habe. Man wählte zum Kampfplatz eine Ebene, nahe bei dem Dorfe Schwadernau und unweit des Zusammenflusses der Ziehl und Aare. Am bezeichneten Tage, nachdem die berittenen Vertheidiger lange gleich stark gewesen waren, stiegen sie ab; dann erhob sich ein zweistündiger blutiger Kampf, der mehreren Tapfern das Leben kostete. Als auch der Ritter von Nans, Nefte des Bischofs, verwundet wurde, entschied sich der Sieg für die Vertheidiger der Grafen, die sogleich Nidau in Besitz nahmen. Diese Waffenthat nennen unsere Chronisten den Kampf der Sechs und fünfzig.

Der burgundische Krieg.

Seine ersten Ursachen.

Ein Streit zwischen einem Müller und seinem Knecht war die erste Ursache eines Kriegs, der für das Schicksal der größten Staaten Europas von so wichtigen Folgen war.

Die Stadt Mühlhausen in dem Sundgau verdankt ihren Ursprung und ihren Namen einer Mühle an dem Ufer der Ill. Sie stand unter dem Schutze und unter der Vogtschaft des Bischofs von Straßburg, woraus sie durch Rudolf von Habsburg befreit wurde, der sie zu einer freien Reichsstadt erhob und sie mit mehreren Freiheiten ausstattete, welche von seinen Nachfolgern bestätigt oder erneuert wurden. Indessen sah der Adel der Umgegend die Unabhängigkeit dieser Stadt ungern, und er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihr Händel anzurichten. Allein die Bürger von Mühlhausen, welche nicht geneigt waren, ihre Freiheiten gegen das Joch der Edeln zu vertauschen, erhielten ihre Rechte kräftig aufrecht, und um nicht früher oder später durch überlegene Macht unterdrückt zu werden, so suchten sie frühzeitig ein Bündniß mit den Schweizern, sowie mit den freien Städten des Elsaßes und Schwabens. Im Jahr 1466 trug ein anfänglich unbedeutendes Ereigniß mächtig dazu bei, die Eintracht und die Sympathie fester zu knüpfen, welche zwischen den Schweizern und den Bürgern von Mühlhausen bereits obwaltete.

Ein Müller glaubte Gründe zu haben, den Lohn seines Knechtes, welcher in sechs Basler Plappert bestand, zu verringern. Dieser letztere klagte darüber bei dem Bürgermeister; allein mit andern Dingen beschäftigt, beschied dieser ihn auf den folgenden Tag. Der aufgebrachte Knecht lief aus der Stadt und drohte sie in Brand zu stecken, was er noch durch einen Anschlagzettel bestätigte, den er an eines der Thore heftete. Aus Liebe zum Frieden schickte der Beamte dem Knechte die sechs Plappert, der, statt sie anzunehmen, die Flucht ergriff und aus Bosheit seine Forderungen dem Herrn von Regisheim zu Brunnstall verkaufte. Dieser ließ den Mühlhäusern sagen, er habe aus Freundschaft für sie diesen Menschen befriedigt; aber die Forderungen, die er außerdem machte, waren so überspannt, daß es ziemlich leicht war, seinen wahren Zweck zu durchblicken, und er zauderte nicht, ihn öffentlich zu zeigen. In Folge dessen ließ er zwölf Mühlhäuser Bürger aufheben

und sandte zugleich den andern einen Fehdebrief von sich und seinen Anhängern, mit dem Zusatze, er wolle diesen schweizerischen Kuhstall von Grund aus zerstören. Dann verklagte er sie bei den österreichischen Amtleuten, bei welchen übrigens die Mühlhäuser keine Gerechtigkeit zu finden hofften. Diese letztern schickten also eine Gesandtschaft nach Bern, als den mächtigsten Staat der schweizerischen Eidgenossenschaft, und sie erzählten dem Rathe von Bern ihre Noth. Sogleich wurde ein Bund auf fünfzehn Jahre geschlossen; auch Freiburg und Solothurn traten demselben bei. Vorerst schickte man bloß 100 Mann nach Mühlhausen, welche den Adel der Umgegend einige Zeit im Respekt hielten. Was den Müllerknecht anbelangt, der die Ursache dieses Kriegs war, so wurde er im ersten Treffen getödtet.

Der Erzherzog Sigmund von Oesterreich wünschte und wollte den Frieden; der Adel hingegen lechzte nach Krieg und glaubte, daß er in den Ebenen des Sundgaus die Schweizer erfolgreicher schlagen würde, als es bisher je geschehen. Sigmund mußte daher nachgeben. Die Gegenden von Schaffhausen und Mühlhausen wurden mit Feuer und Schwert furchtbar verheert. Dann, nachdem in Basel unter den verschiedenen Partheien fruchtlos eine Zusammenkunft statt gehabt, um die Streitigkeiten beizulegen, zogen die Berner, 7000 Mann an der Zahl, unter der Anführung Adrians von Rubenberg, in's Feld, und 8000 andere Eidgenossen stießen zu ihnen, welche auf ihrem Marsche dem Feinde mit Wucher vergaltten, was er Uebels gethan hatte. Zwei und dreißig Dörfer, Flecken und Schlösser wurden auf ihrem Wege zerstört. Während der Zeit hatten 80 Mann von der Besatzung in Mühlhausen einen Ausfall gemacht, um den Feind zu verjagen, der die Schnitterinnen wegnahm; sie fielen in einen Hinterhalt; als sie aber bald Hülfe erhielten, so vertheidigten sie sich so tapfer, daß sie sich durch den Feind durch und ihn in die Flucht schlugen, so daß er 32 der Seinigen auf dem Plage ließ. Die Eidgenossen wurden in Mühlhausen freudig empfangen, wo sie nicht müßig blieben; sie theilten sich in verschiedene Haufen und führten einen grausamen Krieg gegen die Schlösser und die dem Adel gehörigen Ortschaften. Das ganze schweizerische Heer versammelte sich endlich auf dem Ochsenfelde,

einer großen Ebene bei Mühlhausen, fest entschlossen, dem Heere des Adels, welches mit seiner Reiterei die ganze Umgegend besetzt hielt, eine Schlacht anzubieten. Allein dieses, obwohl es den Vortheil des Bodens für sich hatte und früher die Siege der Schweizer gewöhnlich immer den bergigen Ländern zuschrieb, wurde vergeblich auf alle Weise herausgefordert; es zog sich schimpflich zurück.

Nachdem sie eine starke Besatzung in Mühlhausen zurückgelassen hatten, wandten die Schweizer ihre Waffen nach einer andern Seite. Vierzig Mann aus den Kerntrouppen, welche die Nachhut bildeten, wurden von 300 feindlichen Reitern überfallen; allein sie schlugen sich nach tapferer Gegenwehr glücklich durch. Das schweizerische Heer belagerte hierauf Waldshut, eine befestigte Stadt auf dem linken Rheinufer; die Belagerung wurde nachdrücklich betrieben und die Stadt bald auf's Aeußerste gebracht; jedoch ehe diese für die Sicherheit der österreichischen Länder so wichtige Stadt in die Hände der Schweizer fiel, beeilte sich Sigmund, Frieden zu machen. Dieser Friede sicherte die Unabhängigkeit und Freiheit von Schaffhausen und Mühlhausen. Sigmund sah sich genöthigt, innerhalb zehn Monaten den Schweizern zehntausend Gulden zu zahlen, und er verpfändete die Stadt Waldshut für die Sicherheit der Zahlung. Diese Summe von zehntausend Gulden war, im Vergleich mit den Preisen der Lebensmittel, für jene Zeit sehr beträchtlich, denn während der Belagerung von Waldshut konnten sich zwei Männer mit einem halben Kreuzerbrod sättigen, und eine Maß guten Weins kostete einen Kreuzer. Sigmund, ein friedfertiger, übrigens aber schwacher Fürst, dachte seine Schuld zu zahlen; aber sein Schatz und seine Hülfquellen waren erschöpft, und der Adel dachte nur darauf, einen mächtigen Verbündeten zu gewinnen, um den Krieg wieder anzufangen. Diese treulosen Rathgeber überredeten den Erzherzog, ein Bündniß mit Ludwig XI., König von Frankreich, nachzusuchen; er begab sich also an dieses Fürsten Hof, der ihn sehr wohl aufnahm, und ihm sogar eine Pension von 10,000 Pfund aussetzte, um ihm zu helfen, seine Finanzen zu verbessern. Aber Ludwig erinnerte sich des Tages von St. Jakob, und er gedachte einen andern Vortheil aus der Tapferkeit der Schweizer zu ziehen, ohne sich dieselben zu Feinden zu machen. Als Sigmund sah, daß er von dem König von Frankreich nicht erhalte, was er suche, so begab er sich nach Arras zu Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, der, nachdem er denselben prächtig empfangen, die begehrten Summen sogleich gewährte und sogar noch fünfmal mehr, indem er als Sicherheit alles Besizthum Oesterreichs im Elsaß und der Schweiz verslangte, welches Sigmund auch für diese Summen verpfändete. Jeder

Theil glaubte einen guten Handel zu machen; Niemand aber war zufriedener damit, als der listige Ludwig XI. Am 23. Juni 1469 kamen Commissarien des Herzogs von Burgund nach Bern, um die durch den letzten Friedensvertrag bestimmten 10,000 Gulden zu zahlen. Einige Tage später ließ sich Karl zu Ensisheim von seinen neuen Unterthanen huldigen, und gab ihnen zum Statthalter den Ritter Peter von Hagenbach, seinen Vertrauten und treuen Diener.

Karl der Kühne hatte in seinen verschiedenen Staaten jeden Aufschwung der Unabhängigkeit oder der Freiheit zu unterdrücken und zu erstickern gewußt. Die Provinz, welche er so eben von Oesterreich erworben, sollte dem gleichen Schicksal unterliegen. Peter von Hagenbach und Höwdorf waren die geeignetsten Männer, seine Absichten zu unterstützen; alle Arten von Unterdrückungen, alle Arten von Plackereien waren die angewendeten Mittel, um das Volk geschmeidig und unterwürfig zu machen. Sie dehnten ihre Plackereien bis auf das schweizerische Gebiet aus. Höwdorf ließ in der Bern gehörigen Herrschaft Schenkenberg eine burgundische Fahne aufpflanzen, später sogar Schweizer Kaufleute, die sich auf die Messe nach Frankfurt begaben, bei Breisach aufheben, und hielt sie, nachdem er sie geplündert, in der befestigten Stadt Schuttern gefangen. Auf diese Weise suchte sich Höwdorf, ein ehemaliger Diener Oesterreichs, an den Schweizern zu rächen. Allein die Straßburger, aus Neigung und Freundschaft für die Schweizer zogen sogleich zu Felde, nachdem sie alle ihre Streitkräfte versammelt hatten; dann schleiften sie die Mauern der Stadt Schuttern und befreiten die Kaufleute.

Auf diese Weise machten sich die Stellvertreter Karls in diesen Gegenden eben so verhaßt, als es Gefrier und Nehtliche in den Waldstätten gewesen waren. Die Eidgenossen beklagten sich nachdrücklich bei dem Herzog von Burgund über das unwürdige Betragen seiner Stellvertreter. Karl, der damals noch keinen Haß gegen die Schweizer nährte, schickte Abgeordnete an die schweizerische Tagsatzung, die in Luzern versammelt war, und ließ ihr sein ganzes Mißfallen über das Vorgefallene bezeugen und den Wunsch äußern, die freundschaftlichen Verhältnisse fortbestehen zu lassen, welche zwischen ihm und den Eidgenossen obschwebten⁽¹⁾, und sie durch ein engeres Bündniß fester zu knüpfen. Allein die geheimen Umtriebe Ludwigs XI. und der Haß der Rätthe Karls gegen die Schweizer verhinderten dieses Bündniß.

Dieser Fürst führte mit Recht den Namen des Kühnen. Er war damals in der vollen Kraft seines

(1) Zürich, Bern, Solothurn und Freiburg standen bereits schon im Bündniß mit dem Vater Karls des Kühnen.

Lebens und machte sich durch sein imposantes Aeußere bemerklich, das Furcht und Achtung einflößte. Seine Besitzungen erstreckten sich von der Rhone bis an das



Nordmeer; unter den Mauern von Paris hatte er den König von Frankreich zittern gemacht, dem er nach der Schlacht von Montlhéry den Frieden diktiert hatte. Aber Karl, gierig nach Ruhm und Eroberungen, hegte ausgedehnte Entwürfe; nichts schien seinem thätigen und unternehmenden Geiste zu schwierig. Sein Hof übertraf an Pracht die Höfe aller andern Fürsten in Europa; an feierlichen Tagen trug er eine Kleidung, welche auf hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde; er brauchte täglich achthundert Gulden für seine Tafel und dennoch befanden sich seine Finanzen im besten Zustande; sein Gefolge bestand aus einer großen Anzahl von Fürsten und prächtig ausgerüsteten Baronen. Die Organisation seiner Armee war für die damalige Zeit auf einem furchtbaren Fuße; der Kern derselben bestand aus 1200 Geharnischten, deren jedem ein Page und ein Waffenträger folgte; aus 3000 Büchschützen zu Pferd, ferner 1000 zu Fuß und 3500 Lanzenrägern. Diese vollständig ausgerüsteten Truppen bildeten die Hauptmacht seiner zahlreichen Armee, die aus Niederländern, Engländern, Italienern und den burgundischen Milizen zusammengesetzt war. Seine Artillerie bestand aus 300 Feuereschützen. Er hielt eine strenge Ordnung und Mannszucht unter seinen Soldaten; zu jeder Compagnie hatte er 30 Weiber gethan, denen verboten war, sich zu verheirathen; den Soldaten aber war verboten zu fluchen und zu spielen. Karl war sehr mäßig, unermüdlich, unerschrocken und groß im Unglück; er verwaltete die Gerechtigkeit unparteiisch und schnell.

Indessen fuhr Hagenbach fort, feindselig gegen die Schweizer und ihre Verbündeten zu handeln und das Volk durch unwürdige Plackereien zu quälen.

Im Jahr 1474 besuchte der Herzog von Burgund seine neuen, im Elsaß gelegenen Provinzen; er reiste mit seiner gewöhnlichen Pracht: 5000 Pferde, 1500 Lanzenräger und 350 Wagen bildeten sein Gefolge. In Lann begegnete er Nikolaus von Scharnachtal und Petermann von Wabern, Abgeordnete der Stadt Bern, um von ihm zu erhalten, daß er den Unthaten seiner Statthalter ein Ziel setze. Aber Karl war umgeben und eingenommen von den Feinden der Schweiz; daher empfing er die Gesandten kalt, die sogar nach der Etiquette seines Hofes gezwungen wurden, knieend mit ihm zu sprechen. Sie folgten ihm bis nach Dijon; da sie aber keine Antwort erhalten konnten, so entschlossen sie sich, ihn zu verlassen.

Während dieser Zeit war Nikolaus von Dießbach von Bern an dem französischen Hofe, wohin er von der Schweiz gesandt worden war. Ludwig XI., der nichts sehnlicher wünschte, als sich eines Nebenbuhlers, wie Karl von Burgund, zu entledigen, verlor keine Gelegenheit, ihm neue Feinde zu erwecken. Als Dauphin hatte er die Tapferkeit der Schweizer in den Ebenen von St. Jakob kennen gelernt; er glaubte also keine bessern Werkzeuge wählen zu können, um zu seinem Ziele zu gelangen. Als gewandter Mann suchte er daher vermittelst seines Goldes und besonders durch seine schönen Versprechungen die Schweizer in sein Interesse zu ziehen, und es gelang ihm so wohl, daß ein Schutz- und Trutzbündniß bald unter beiden Staaten entworfen wurde. Von der andern Seite arbeiteten der Kaiser und Oesterreich thätig, Burgund und die Schweiz in einen Krieg zu verwickeln. Was Oesterreich wünschte und hoffte, war, seine verpfändeten Staaten wieder zu erlangen, oder wenigstens den Schweizern, seinen Erbfeinden, ein böses Spiel zu machen. Karl hatte nicht ohne Unruhe diese Annäherung zwischen Frankreich, Oesterreich und der Schweiz vernommen, und schickte einen Gesandten ab, welcher die verschiedenen Staaten der Eidgenossenschaft durchzog, um sie seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu versichern und die Abhülfe ihrer Beschwerden zu versprechen. Dieser Gesandte wurde auf verschiedene Weise empfangen; einige nahmen ihn kalt auf, bei andern aber fand er freundschaftliche Gesinnungen.

(Die Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Die Jungfrau.

(Zeichnung Nr. 31.)

Das Gebirge, welches diesen Namen trägt, erhebt sich aus dem Schooße des Lauterbrunnenthals im Kanton Bern. Es ist eines der erstaunenswürdigsten und prächtigsten Gebirge der Alpenkette. Andere mögen es an Höhe übertreffen (*), aber keines steht in Schönheit über ihm. Seine ganze ungeheure Oberfläche ist von furchtbaren Abgründen durchfurcht, welche die Falten des Schneemantels bilden, der seine unermesslichen Flanken bedeckt. Hier und da wird diese blendendweiße Decke von schwärzlichen Felsen durchbrochen, die so glatt zugeschnitten sind, daß der Schnee sich nie daran festhalten kann. Von allen Seiten vertheidigen Eishäler und schauerliche Abgründe die Annäherung. Die Unbeweglichkeit und das Schweigen in diesen Regionen, wo ein ewiger Tod herrscht, vermehren den Eindruck, welchen der Reisende empfindet, der sich zum ersten Male diesem mächtigen Koloß gegenüber befindet.

Einige Theile der Jungfrau führen verschiedene Namen: so heißt die Spitze rechts von dem Gipfel Silberhorn, wegen der blendenden Weiße des Schnees, der sie gänzlich bedeckt; dann kommt das Schneehorn; dann das Gebirge, welches den Rücken von dieser Seite wie ein unzugänglicher Wall schließt, und wegen seiner Form der Mönch heißt; eine ihrer Wände ruht senkrecht auf dem Lauterbrunnenthale unter dem Namen Stellifluh. Der höchste Gipfel der Jungfrau heißt das Jungfrauhorn; er ist nicht sichtbar in der Nähe, da er sich mehr rückwärts gegen das Wallis befindet, während eine Felsenwand von mehreren tausend Fuß Höhe ihn auf der Nordseite verbirgt.

Der Anblick der Jungfrau von dieser Seite hatte früherhin immer vermuthen lassen, daß sie durchaus unzugänglich sei; indessen gelangten die Herren Meyer von Aarau in den Jahren 1811 und 1812 zweimal auf ihren Gipfel.

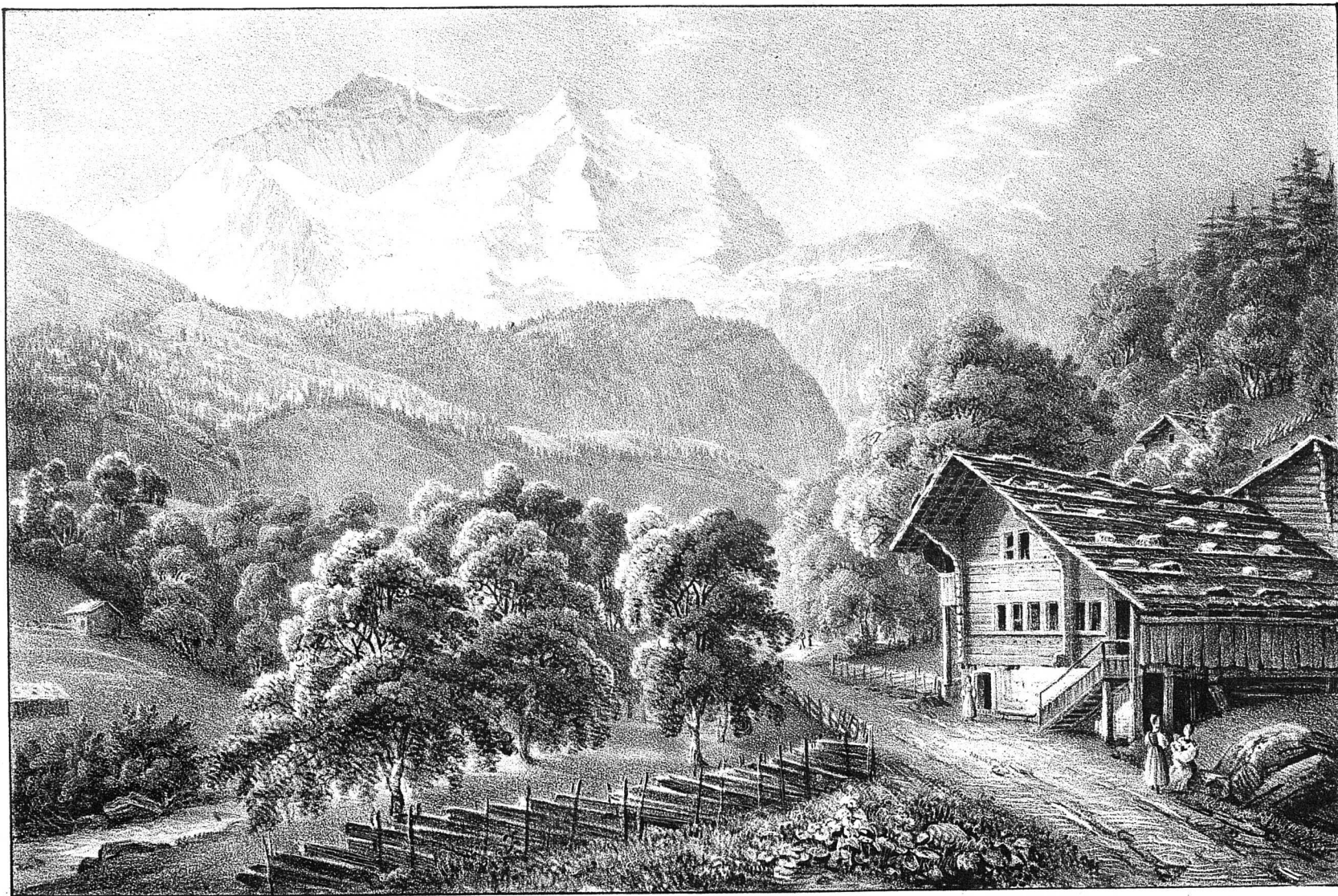
Zwischen der Grimsel und der Gemmi befindet sich auf einer Strecke von 16 Stunden Länge und 6 Stunden Breite, also ungefähr auf einer Oberfläche von 100 Quadratstunden, eine mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Wüste, wovon das Eschinelhorn, die Jungfrau, der Eiger, das Wetterhorn u. den nördlichen Rand bilden. Diese Wüste, das Grab der Natur, wird von keinem lebendigen Wesen besucht; da finden sich Gebirge und weite Strecken, welche

noch keinen Namen haben. Dieß ist die Gegend, welche die Herren Hieronymus und Rudolf Meyer zu untersuchen sich vornahmen. Jeder Versuch, von der Seite von Bern aus dahin durchzudringen, war gänzlich fruchtlos geblieben; sie begaben sich also in das Wallis, wo sie das Lötschenthal und seinen ausgedehnten Gletscher hinaufstiegen. Sie hatten zwei Walliser Gemsejäger, einen Bauer von Oberhasli und noch drei Männer aus dem Aargau bei sich, die sie mit sich gebracht hatten. Diese sechs Männer trugen Lebensmittel, Brennholz, eine Leiter von zwanzig Fuß und hundert Fuß Seile. — Nach vierstündigem Steigen kamen sie an das obere Ende des Thales. Hier war jedes Pflanzenleben verschwunden; vor ihnen erschien in seiner imposanten Nacktheit das Bild des ewigen Winters, geschmückt mit seinem Eise und seinem blendenden Schnee.

Unsere Reisenden bedeckten ihre Gesichter mit Flören, um die schädlichen Wirkungen der Lichtbrechung auf dem Schnee zu vermeiden. Die drei Aargauer äußerten so viel Furcht bei dem Anblick dieser ungeheuren Wüste, daß die Herren Meyer für klug erachteten, dieselben zurückzuschicken. Sie hingegen rückten auf der Eisfläche immer weiter vor, von allen Seiten erhoben sich ungeheure Felsenspitzen über ihren Häuptern; aber von diesem Standpunkt aus war der Anblick dieser Gebirge so sehr verändert, daß sie solche nicht erkennen konnten, eben so wenig als die Jungfrau selbst. Da indessen das Besteigen dieses Gebirges der Zweck ihrer Reise war, so befanden sie sich sehr in Verlegenheit, zu entscheiden, welcher Richtung sie folgen sollten. Um weniger Zeit zu verlieren, beschloßen sie, sich zu trennen. Einer dieser Herren, begleitet von einem der Walliser Gemsejäger, gieng nach Süden, und der andere folgte Herrn Hieronymus Meyer nach Norden; der Bauer aus dem Oberhasli blieb bei dem Gepäck zurück. — Nach vielen mühsamen Nachsuchungen erkannten sie endlich die Jungfrau deutlich und glaubten sogar eine Stelle zu unterscheiden, wo sie zugänglich schien; dann vereinigten sie sich Alle am Fuß eines hohen Felsens, bei der Vereinigung des Lötschen- und Aletschgletschers. Das Thal, worin sie sich befanden, war 3 bis 4 Stunden lang auf eine und eine halbe Stunde Breite, und gänzlich mit Eis bedeckt; man sah keine Spur von Vegetation, noch Leben. Sie waren sehr überrascht, auf dem Schnee Blätter von verschiedenen Bäumen zu finden, die in großer Tiefe unter ihnen wuchsen; ferner fanden sie zwei todte Gemsen, denen alle Glieder gebrochen und die übrigens so ausgetrocknet wie Mumien waren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Thiere sich von einem benachbarten Felsen herabgestürzt hatten.

Die Herren Meyer beschloßen, die Nacht an diesem Orte zuzubringen; zu diesem Ende bauten sie

(*) Die Jungfrau ist 12,870 Fuß über der Meeresfläche und der Montblanc 14,770 Fuß, also 1900 Fuß höher als die erste. Der Montrosa im Kanton Wallis ist 14,580 Fuß hoch und der Cervin 13,854. Das Finsteraarhorn im Kanton Bern hat 13,176 Fuß.



DIE JUNGFRAU,
und das Lauterbrunnener Thal.

eine Art von Hütte aus Steinen, über welche sie ihre Bergstöcke legten, die sie statt eines Dachs mit einem großen schwarzen Tuche bedeckten, das bestimmt war, auf dem Gipfel der Jungfrau als Fahne zu dienen, und breiteten auch noch ihre Mäntel über das Tuch. Dann zündeten sie neben der Hütte Feuer an, in welcher sie sich einer auf den andern lagerten, um sich warm zu erhalten, und gegen ihre Erwartung litten sie während der Nacht wenig von der Kälte. Im Sommer ist auf diesen Höhen die Morgendämmerung nahe bei der Abenddämmerung, auch war am andern Morgen die ganze Caravane bald auf den Beinen und nahm ihre Richtung gegen die Jungfrau. Der Marsch dieser unerschrockenen Reisenden über den Schnee- und an einem ziemlich steilen Abhang war so mühselig und so langsam, daß sie bis 10 Uhr Vormittags nur zwei Wegstunden zurücklegen konnten.

Bald sahen sie den majestätischen Gipfel der Jungfrau aus leichten Nebeln und gewaltigen Abgründen sich erheben. Sie freuten sich, gesund und wohl dem Ziel ihrer Expedition so nahe gekommen zu seyn; denn sie waren auf dem Eise manche Gefahr gelaufen und häufig Spalten begegnet, deren einige bis auf 50 Fuß breit waren und eine Tiefe hatten, welche das Auge nicht zu ermessen vermochte; sie überschritten sie auf Brücken, die von Eisschollen oder von verhärtetem Schnee, der hier und da Gewölbe über den Abgrund gebildet hatte, gemacht hatte; da sie aber der Festigkeit dieser natürlichen Brücken nicht allzuwohl trauten, so hatten sie die Vorsicht, ihre Leiter darüber zu legen, bevor sie darüber giengen.

Während unsere Reisenden sich anschickten, den letzten Gipfel der Jungfrau zu ersteigen, begann der warme Südwind zu wehen und machte mit dem ihn



begleitenden Regen den Schnee so weich, daß man bei jedem Schritte bis an die Kniee einsank. Die Gefahr wurde augenscheinlich; die Schneebrücken konnten zusammenstürzen und ihnen die Rückkehr versagen. Sie entschlossen sich daher schnell und eilten zu ihrem vorigen Nachtlager zurück, das sie am gleichen Tage auf eine der Jungfrau nähere Stelle verlegten und wo sie die zweite Nacht zubrachten.

Am Morgen des 3. August 1811, als kaum die ersten Sonnenstrahlen die Felsen der Jungfrau vergoldeten, begannen die Herren Meyer und ihre Führer den Gipfel dieses Gebirges zu ersteigen, dessen Höhe sie auf 600 Fuß schätzten. Es schien ihnen,

daß sie, indem sie ein vor ihnen befindliches Schneefeld überschritten, ohne Schwierigkeit auf den Gipfel gelangen würden; aber bald sahen sie ihren Irrthum ein, denn mit Hülfe ihrer Seile mußten sie wieder in eine Schlucht von 50 Fuß Tiefe hinabsteigen. Sie zogen sich dann auf die andere Seite und folgten einem schneeigen Grathe vermittelt eines Seiles, dessen Ende der eine Walliser in einer gewissen Entfernung mittelst eines im Schnee aufgepflanzten Stockes befestigte.

Sie hatten nun den letzten Gipfel der Jungfrau vor sich; ein sehr schmaler Eisgrath war der einzige Weg, der dahin führte, sie setzten sich rittlings

darauf und rutschten so mit den Händen vor. Rechts und links waren Eismände, welche auf der einen Seite in das dunkle Lauterbrunnenthal zu tauchen schienen, und auf der andern in die eisigen Abgründe des Mönchs. Plötzlich wurden sie durch eine tiefe Spalte in dem Eise aufgehalten, die zwar nur einen Schritt breit war; da sie aber nicht stehen konnten, so hatten sie viele Schwierigkeiten, über diesen Abgrund wegzukommen; jenseits wurde der Grath breiter und der Abhang unmerklich sanfter, so daß sie ohne andere Schwierigkeit auf den so sehr erwünschten Gipfel der Jungfrau gelangten. Dieser Gipfel bestand aus einer Fläche von ungefähr 12 Fuß im Durchmesser, die sich nach allen Seiten abrundete. Drei schmale Gräthe liefen von dem Gipfel nach den niedrigeren Thälern aus; ihre Wände hatten mehr als 2000 Fuß Tiefe. Die Herren Meyer hatten sechs Stunden Zeit gebraucht, um eine Höhe von 600 Fuß zu erklettern; sie fühlten übrigens keinen jener Anfälle, wovon Herr von Saussure und andere Reisende sprechen, welche den Montblanc erstiegen, bloß empfanden sie eine schnelle Ermattung, allein ein Augenblick Ruhe reichte hin, ihre Kräfte wieder herzustellen. Die Aussicht, welche sie von dieser Höhe genossen, war nichts weniger, als schön; sie konnten keinen einzigen Gegenstand der bewohnten Welt erkennen, mit Ausnahme eines Duzend Gipfel von Savoyen, Wallis und dem Kanton Bern, schien ihnen Alles, was unter ihnen war, platt, düster und verwirrt, und doch war der Himmel vollkommen klar. Das Lauterbrunnenthal bot ihnen einen so furchtbaren Anblick dar, daß sie es lange nicht wagten, ihre Blicke darauf zu heften; es schien ihnen einer tiefen und finstern Kluft ähnlich, die sich in einer unermesslichen Tiefe in den Eingeweiden der Erde verliert. Dann machten sie ein sieben Fuß tiefes Loch in den Schnee und pflanzten darin ihre schwarze Fahne auf.

Nachdem sie eine halbe Stunde auf dem Gipfel der Jungfrau zugebracht hatten, stiegen sie rückwärts mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln wieder herab. Als sie alle Hindernisse überwunden hatten und allen Gefahren entgangen waren, dann erst bemächtigte sich eines der Gemsenjäger ein solcher panischer Schrecken, daß es schien, als wolle die Furcht ihn des Verstandes berauben. Da er sich über Schmerzen in den Augen beklagte, so mußte man sie ihm verbinden und ihn an einem Seile bis zu der Stelle zurückführen, wo man die vorige Nacht zugebracht hatte, und wo er sich bald wieder erholte.

Sie brachten die dritte Nacht an dem gleichen Orte zu, wo die erste, und am folgenden Tage kehrten sie durch das Lötschenthal in das Wallis zurück. Die wichtigste Beobachtung, welche die Herren Meyer auf dieser Reise machten, war, daß

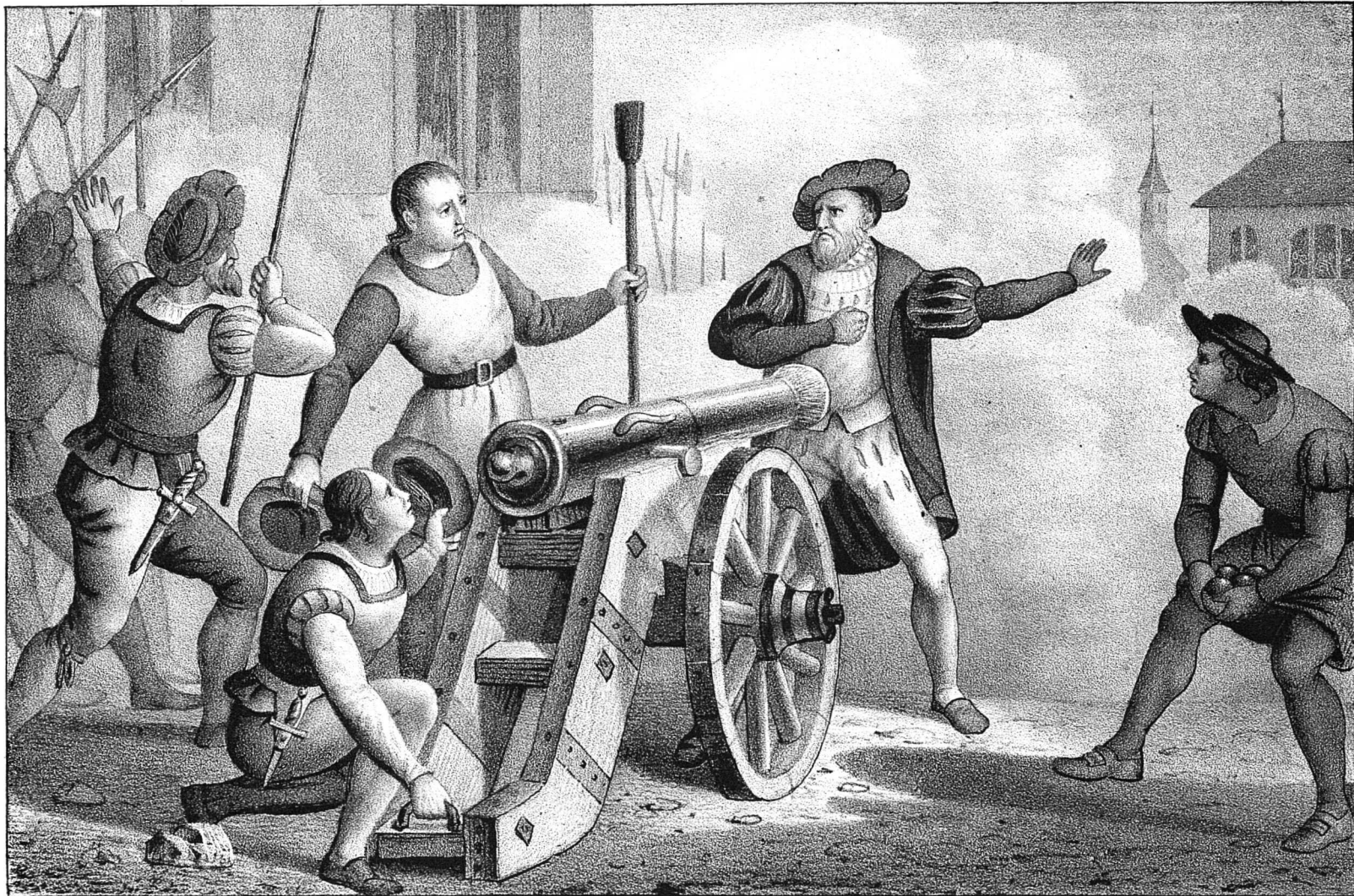
sie fanden, daß die Felsen der Jungfrau, gegen die bisher aufgestellte Meinung, aus Urformation bestehen und alle ihre Lagen senkrecht sind. Sie entdeckten auch, daß der größte Theil der Gipfel dieser Kette zugänglich sei, sogar das Finsteraarhorn, was sie bestimmte, das nächste Jahr eine zweite Reise in diese Gegenden zu machen, deren höchste Spitzen sie erstiegen.

Wir werden anderswo Gelegenheit haben, einen Auszug dieser interessanten Reise zu geben.

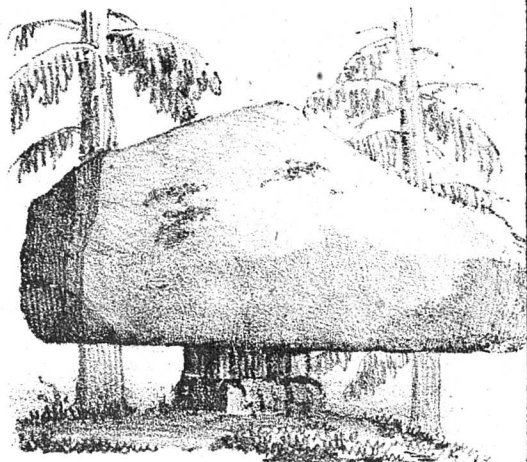
Der Granit des Jura.

Diesenigen, welche den mittäglichen Abhang des Jura durchwanderten, werden oft hier und da Granitblöcke bemerkt haben, deren einige von ungeheuerem Umfange sind und auf dem Boden liegen, oder auch zum Theil in der Erde versteckt sind. Gewöhnlich findet der Reisende sie nur wegen ihrer Größe merkwürdig, und denkt nicht daran, daß diese nämlich Steine eine nähere Untersuchung verdienen. Diese Blöcke, welche sich in großer Menge auf den Gebirgen befinden und sich gegen die Alpen kehren, sind dem sie tragenden Boden durchaus fremd, von ganz verschiedener Materie und vielleicht mehrere Jahrtausende älter, als die Kalk- oder Grienlager, auf denen sie ruhen. Man fragt sich mit Neugierde, welche Ursache, welche Kraft solche Massen auf eine Höhe von 1000 bis 2000 Fuß habe bringen können. Indessen kommen diese Stücke von der Alpenkette; sie haben eine Entfernung von 20 bis 30 Stunden durchlaufen und die breiten und tiefen Thäler überschritten, welche sie von dem Jura trennten.

Es ist außer Zweifel, daß unsere Erdkugel mehrere Male durch furchtbare Revolutionen durch einander geworfen wurde, die ihre Oberfläche geändert haben. Das Meerauthete lange über den höchsten Bergen; die ungeheuren Anhäufungen von Trümmern, Muscheln und Seethieren liefern den unwidersprechlichen Beweis davon. Als die Gewässer dieses unermesslichen Ozeans sich zurückzogen, hielten die tiefen Thäler der Alpen einen großen Theil derselben zurück. Es ist wahrscheinlich, daß die Gebirge damals weit höher waren, und daß die in diesen hohen Thälern zurückgehaltene Wassermasse Seen von großer Ausdehnung und ungeheurer Tiefe bilden mußte. Eine Erschütterung der Erdkugel oder irgend ein anderes Naturereigniß, dessen Ursache nicht erforscht werden kann, öffnete dieser großen Wassermasse plötzlich einen Abzug, die sich dann mit außerordentlicher Heftigkeit auf die niedriger gelegenen Orte stürzte, tiefe Thäler auswühlte und eine ungeheure Menge Grien, Sand und Felsenstücke mit sich fortriß. Diese heftigen Wasserströmungen von einer unberechenbaren



SCHWILDIHNS WINGH.



Kraft trieben diese Materialien gegen große Anhöhen, dahin, wo wir sie heutzutage sehen. Das sich zurückziehende Wasser, unterstützt durch die langsame, aber unvermeidliche Wirkung des Regens und Schnees, zog in die tiefen Thäler, die es gegraben, den größten und leichtesten Theil dieser Trümmer; die schwersten Massen blieben als unzerstörbare Denkmäler der letzten Revolutionen unserer Erde.

Einige dieser Granitblöcke sind merkwürdig gelegen; sie ruhen auf einer Bank von Kalkfelsen von der nämlichen Art, aus welcher das Gebirge oder der Erdboden zusammengesetzt ist, der ihnen zur Grundlage dient; aber der Boden hat sich durch die beständige Einwirkung der Luft und des Wassers um sie herum gesenkt, während der Theil des Felsen, der dem Granitblocke zur Unterlage dient, sich auf seiner ersten Höhe erhalten hat, weil er von diesem bedeckt und geschützt war. Die vorstehende Zeichnung zeigt einen dieser Granitblöcke, der auf dem Gebirge oberhalb des Dorfes Provence, bei Grandson im Kanton Waadt, liegt; er hat ungefähr 15 Fuß in seiner größten Länge und 8 Fuß in seiner bedeutendsten Höhe und ist überall von Pflanzenerde umgeben; nur zwischen dem Granit und seiner Unterlage findet sich keine Spur davon, weil sie wahrscheinlich durch die Heftigkeit des Wasserstromes weggeschwemmt wurde. Einige dieser Steine sind von erstaunlicher Größe. An dem Abhange des Berges Chaumont bei Neuenburg giebt es unter andern einen, der ungefähr 5000 bis 6000 Kubikfuß in sich faßt. Andere wurden mit solcher Heftigkeit hingeworfen, daß sie in zwei oder mehrere Stücke zerbrachen. Es ist zu bemerken, daß diese Bruchstücke sich niemals auf der nördlichen oder nordwestlichen Seite der Jurakette vorfinden und nie über eine gewisse Höhe hinausgehen. Man trifft sie am zahlreichsten in den, einigen großen Alpenthälern gegenüberliegenden Gegenden, z. B. in dem Rhone- und dem Arthale.

Die Berner Veteranen.

Während Bern mit Freiburg im Kriege war, hatten die Berner im Jahr 1341 sich mit Macht vor

Thun begeben, das sie belagern wollten, und ließen nur Greise zu Bewachung ihrer Stadt zurück. Ellerbach, österreichischer Befehlshaber in Freiburg, hielt den Augenblick für günstig, sich an den Bernern zu rächen, indem er ihre Stadt überfiel, die er unvertheidigt glaubte. Indessen hatte die Abtheilung, welche Thun belagerte, schon Wind von seinem Vorhaben erhalten und machte sich auf den Rückweg; allein die Freiburger waren bereits vor den Thoren der Stadt. In dieser dringenden Gefahr zauderten die Greise keinen Augenblick; indem sie sich ihrer Jugend erinnerten, gürteten sie ihre alten Schwerter und machten einen so kräftigen Ausfall, daß der Feind, der keinen solchen Empfang erwartete, sich in Unordnung zurückzog und keinen weiteren Versuch mehr wagte.

Der Schultheiß Wengi.

Der größte Theil der Gemeinden des Kantons Solothurn war für die Reformation so eingenommen, daß die reformirte Partei ein merkliches Uebergewicht hatte, das so weit gieng, daß eine Schaar Solothurner zur Vereinigung mit den Bernern abgeschickt wurde, welche gegen die katholischen Kantone zu Felde gezogen waren. Aber die der Reformation feindliche Parthei war in Solothurn noch sehr zahlreich und mächtig. Nach dem Friedensschluß zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen zum Nachtheil dieser letztern, machten sie ihrem lange unterdrückten Groll Luft. Sie begannen damit, die Häuser der protestantischen Geistlichen zu plündern und die Messe in den Kirchen wieder herzustellen. Die katholischen Kantone forderten von den Solothurnern eine Entschädigung von 1000 Gulden für die Kriegskosten, oder die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche. Die Mehrheit der Einwohner ergriff ohne Zaudern die letztere Parthei; aber der Rath war noch getheilt. Die Protestanten beschränkten sich alsdann auf das Begehren einer Kirche für ihren Gottesdienst, und erbaten sich dagegen, die von den katholischen Kantonen geforderten 1000 Gulden zu zahlen; die katholische Parthei aber, die nun ihr Uebergewicht benutzte, verweigerte die Gewährung dieses Gesuchs. Auf dieses hin ergriffen die Protestanten, verzweifelnnd je etwas auf gütlichem Wege zu erlangen, am 30. Oktober 1532 die Waffen, und kamen überein, sich zu einer bestimmten Stunde des Zeughauses und der Thore zu bemächtigen, allein der Schultheiß Wengi, der von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, ließ die Stadtuhr zurückstellen, um Zeit zu gewinnen. Die etwas bestürzten Protestanten versammelten sich indessen vor dem Zeughause, allein beinahe eben so schnell standen ihnen die Katholiken gegenüber. Der Schultheiß Wengi wandte seine ganze Beredsamkeit und sein Ansehen an, um einen offenen Bruch zu vermeiden. Die Reformirten zogen sich in guter Ordnung durch die Stadt zurück und flüchteten sich in die Vorstadt, nachdem sie die Brücke über die Aare zerstört hatten, welche sie von der Stadt trennt; dort war der neue Spital, wo ihre Anführer sich zur Berathung versammelten. Die katholische Parthei führte während die Kanonen aus dem Zeug-

haus und richtete sie gegen dieses Gebäude; der erste Schuß war gethan, das Blut der Bürger sollte fließen, als plötzlich ein Mann durch die Menge drang und sich mit der Brust vor die Mündung eines andern Stückes stellte, das man eben losbrennen wollte. „Unsinnige,“ rief er aus, „wenn das Blut eurer Mitbürger fließen soll, so beginnt mit dem meinigen!“ Bei diesem Anblick fielen die Lunten, die Wütenden erkannten ihren ehrwürdigen Schultheiß Wengi, dessen patriotische Hingebung das Blut seiner Mitbürger sparte. Aber wenn schon kein Blut vergossen wurde, so wurden doch die Protestanten gezwungen, ihren Glauben abzuschwören oder ihr Vaterland zu verlassen, indem sie einen Theil ihres Vermögens zurückließen, und eine große Zahl ergriff diese letztere Parthie.

Die Familie Tschudi.

Dieser Name ist einer der ältesten und ausgezeichneten in den Geschichtsbüchern des Landes Glarus,



welche erzählen, daß im Jahr 906 der deutsche Kaiser Ludwig IV. diese Familie von der Leibeigenschaft befreite und ihr noch andere Vergünstigungen zur Belohnung ihrer Dienste bewilligte. Die Würde eines Schultheiß des Thales von Glarus war damals erblich unter den Tschudi und blieb es während beinahe dreier Jahrhunderte. Eine große Zahl berühmter Krieger und siebenzehn Landammänner führten diesen berühmten Namen, sowie auch einer der besten Geschichtschreiber der Schweiz.

Egidius Tschudi, geboren im Jahr 1506, widmete sich frühzeitig dem Studium der Sprachen, der Wissenschaften und besonders der Geschichte. Um

seine Studien zu vollenden, besuchte er die Universität zu Paris. Nach seiner Rückkehr bekleidete er nach und nach die wichtigsten Aemter in seinem Vaterlande. Als geschickter Unterhändler wurden ihm verschiedene Gesandtschaften an fremde Höfe übertragen und er versah unter anderm dieses wichtige Amt im Jahr 1539 bei Kaiser Ferdinand I., der in der Absicht, den Committenten des schweizerischen Diplomaten eine Ehre zu erzeigen, ihm Adelsbrief und Wappen ertheilte, mit dem Beifügen, daß sogar in dem Falle, wo eines der Mitglieder seiner Familie sich mit einer nichtadelichen Frau verbinde, seine Titel nichtsdestoweniger gültig seyn sollten. Unter der großen Anzahl von Werken, die er herausgab, führt man hauptsächlich seine Chronik an, die am meisten Berühmtheit erlangt hat; diese Chronik beginnt mit dem Jahre 1000 und endigt mit dem Jahre 1569. Tschudi starb im Jahr 1572.

Der Wallenstadter See.

Dieser See ist vier Stunden lang, eine Stunde breit und 400 bis 500 Fuß tief. Außer seinen beiden Enden ist er überall von sehr hohen Gebirgen umgeben, deren Wände auf dem nördlichen Ufer sich manchmal bis zur Höhe von 6000 Fuß über seinen Wasserspiegel erheben. Dieses Ufer des Sees ist im Allgemeinen furchtbar durch die Höhe und Schroffheit seiner Gebirge, die glatt abgeschnitten und von allem Grün entblößt sind. Das mittägliche Ufer ist weit weniger steil und im Allgemeinen mit schönem Pflanzenwuchs bedeckt; Matten und Wälder ziehen sich bis an den See herab; eine große Anzahl Dörfer, Weiler und Bäche machen es zu einer der abwechselndsten Landschaften. Im Allgemeinen vereinigt dieser See Alles, was man malerisch, romantisch und erhaben nennen kann: bald bietet das Ufer die angenehmsten und ländlichsten Scenen dar; bald wieder Stellen von schauerlicher Schönheit, wo die Natur einen furchtbar öden Anblick darbietet.

Dieser See ist sehr fischreich. Bei stürmischer Witterung ist die Schiffahrt darauf ziemlich gefährlich; weil es außer den beiden Enden nur zwei oder drei Plätze giebt, wo es möglich wäre zu landen, und man muß gestehen, daß wenn schon die Gefahren übertrieben wurden, es doch nichts Schrecklicheres giebt, als einen Sturm auf diesem tiefen, von schroffen Gebirgen umgebenen Wasserbecken. Auf dem Vordergrunde der Zeichnung Nr. 33 sieht man eine der Kirchen von Wesen, die außerhalb des Fleckens an dem westlichen Ende des Sees liegt, im Hintergrunde das Gebirge, die sieben Kufhrsten genannt. Die Felsen rechts machen einen Theil des Wallenberges aus, hinter welchem das Dorf Kerenzen liegt. Weiter ist Mühlhorn, am Ufer des Sees; dann Murg, Quart, Terz und Muls. Alle diese Dörfer des mittäglichen Ufers befinden sich in sehr romantischen Lagen.



DER WALLENSTÄDTER SEE.

Der burgundische Krieg.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser und der Herzog von Oesterreich, gleich überzeugt wie der König von Frankreich, daß man der Macht Karls des Kühnen Schranken setzen müsse, suchten den Bund mit den Schweizern; diese aber erinnerten sich der Tage von Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels und mißtrauten Oesterreich. Indessen verstand man sich zu einer Zusammenkunft zu Konstanz, wo sich die Gesandten Ludwigs XI., der Herzog Sigmund in Person und die schweizerischen Abgeordneten einfanden. Durch die thätige Verwendung Frankreichs wurde ein Friedens- und Bundesvertrag zwischen Oesterreich und der Schweiz beschloffen und unterzeichnet. Während dieser Zeit verübte Hagenbach die abscheulichste Tyrannei, um die deutschen Unterthanen Karls unter dem Joche zu halten: Gewaltthatigkeiten und die erniedrigendsten Plackereien waren an der Tagesordnung. Ein Complot gegen seine Person, das bald entdeckt wurde, gab ihm Veranlassung, schändliche Grausamkeiten auszuüben, und er glaubte seine Macht am besten durch Schrecken befestigen zu können. Als er erfuhr, daß die Bürger von Tann einige Worte von Freiheit zu murmeln gewagt hatten, so begab sich der Tyrann in Begleitung seiner Satelliten zu ihnen und ließ die vornehmsten von den Bürgern unter dem Vorwand dringender Geschäfte auf das Rathhaus entbieten; dann ließ er sie entwaffnen und binden, und um ihnen recht zu beweisen, daß die Freiheit ein Verbrechen sei, verurtheilte er dreißig zum Tode und der Spruch wurde ohne weitere Prozeßform sogleich vollzogen. Als eine Frau ihren Mann auf das Blutgerüst steigen sah, warf sie sich mit dem Geschrei der Verzweiflung in die Mitte der bestürzten Menge; ein großer Tumult begleitete diesen schmerzlichen Auftritt, während welchem es gelang, die übrigen Gefangenen zu befreien. An einem Sonntage kam Hagenbach während des Gottesdienstes nach Breisach, voraus eine lärmende Militärmusik; er gieng in die Kirche und zwang den Geistlichen, ihm eine vollständige Messe zu lesen. Als er von der Allianz der Schweizer mit Oesterreich hörte, ließ er aus Vorsicht mehrere Plätze befestigen und zu Breisach einen Brückenkopf errichten. Am Aufahrtstage befahl er den Gottesdienst in Breisach zu unterbrechen, mit dem Bemerkn, daß alle Männer ihre Waffen niederlegen und alle ohne Unterschied des Geschlechts noch Standes an dem Brückenkopf arbeiten sollten. Die Bürger von Breisach, voller Wuth in ihrem Innern, versammelten sich stürmisch und zauderten noch, welche Parthei sie ergreifen sollten, als eine zahl-

reiche Schaar, mit dem Bürgermeister an der Spitze, dessen Bruder verhaftet worden war, sich in das Haus Hagenbachs warf; dieser, nachdem er die Treppe hinabgestürzt worden, wurde von andern Bürgern gepackt, die ihn ohne den Schutz des Bürgermeisters, dem er seine Sicherheit verdankte, in Stücke zerrissen hätten. Die ganze Stadt war unter den Waffen und in der größten Aufregung. Die Soldaten Hagenbachs, 800 an der Zahl, fürchteten für ihre Personen und zogen sich zurück.

Indessen hatte Sigmund dem Herzog von Burgund zu wissen thun lassen, daß er seine Besitzungen frei machen wolle und deshalb in Basel die Summen hinterlegt habe, die er ihm schuldig sey; da aber Karl die Wiedererstattung verweigerte, so benützte Sigmund den Sturz Hagenbachs, um sich mit Gewalt wieder in den Besitz seiner Staaten einzusetzen; er wurde von seinen alten Unterthanen als Vater und Befreier empfangen. Seit vier Wochen war Hagenbach in Ketten in einem Thurm, der zugleich eines der Stadthore war. Endlich wurde ein Gericht, bestehend aus Richtern aus den Städten des Elsaßes, des Sundgaus und der Schweiz in Breisach zusammenberufen. Der Kerkermeister Hagenbachs schilderte ihm die Fremden, die zum Thor einzogen; er sagte ihm mehrmals von unbekannten, kräftigen Männern von hohem Wuchs, mit männlichem und ernstem Angesicht, langem Bart, und deren Kleidung und Rüstungen äußerst einfach wären. Da rief der ehemalige Statthalter aus: „Gott helfe mir! das sind Schweizer.“ Und er erinnerte sich bald an den Schultheiß Hasfurter von Luzern, über den er wegen seines Hinkens gespottet und der ihm einst geantwortet hatte, wenn er sich ihm und seinem Herrn gegenüber befinde werde, so werde er sich gerade und fest halten.

Endlich kam der Tag, der über Hagenbachs Schicksal entscheiden sollte; ein oberstes Gericht, bestehend aus 26 Richtern unter dem Vorstehe des Schultheißen von Ensisheim, berieth sich über die Frage über Leben oder Tod des Stellvertreters des mächtigen Herzogs von Burgund. Die Prozedur wurde nach allen Rechtsregeln der damaligen Zeit eingeleitet; der öffentliche Ankläger war ein Bürger von Basel, ebenso der Vertheidiger Hagenbachs. Dieser vertheidigte sich mit Würde, und als ein Mann, der keine Furcht kannte. Abends sieben Uhr wurde das Urtheil ausgesprochen; er wurde zum Tode verdammt. Demnach führte man ihn mitten unter ungeheurem Zulaufe und bei Fackelschein zum

Nichtplaze. Da angekommen, entkleidete man ihn der Abzeichen der Ritterschaft, deren er nach dem Gebrauch für unwürdig erklärt wurde. Acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, diesen so berücktigten Verbrecher zu enthaupten; der von Kolmar erhielt wegen seiner Geschicklichkeit den Vorzug; es war ein kleiner Mann, nicht viel höher als sein Schwert. Hagenbach starb als Soldat und beweinte in seiner letzten Stunde das Blut, das seinetwegen später fließen werde. Und er hatte Recht. Bei der Nachricht von der Hinrichtung seines Günstlings schwur Karl, betäubt und ganz außer sich, sich fürchtbar zu rächen; er war aber genöthigt, seine Rache zu verschieben, denn in diesem Augenblick befand er



sich mit einem mächtigen Heere vor Nuss, das er belagerte.

Ludwig XI., nun überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich sei, und demnach am Ziel seiner Wünsche, schickte eine glänzende Gesandtschaft in die Schweiz, die vor der eidgenössischen Tagsatzung in Luzern erschien. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken trug sie die Geneigtheit vor, mit den Schweizern gemeinschaftliche Sache zu machen, und gab verführerische Versprechungen, die ihren Zweck nicht verfehlten; denn obwohl die meisten Kantone wünschten, die Schicksale eines vielleicht langen Krieges zu vermeiden, so verfehlten doch das Gold und die schönen Worte des Königs von Frankreich ihre Absicht nicht. Man überließ Bern die Sorge für die Unterhandlungen.

Am 2. Oktober 1474 wurde der erste Bundesvertrag zwischen der Schweiz und Frankreich in dem Augenblick abgeschlossen, wo man die Nachricht erhielt, daß der Bruder Hagenbachs an der Spitze einer Armee ohne Kriegserklärung in das Sundgau

eingedrückt sei, die Dörfer zerstöre, die Kinder an die Bäume hänge und tausend andere Grausamkeiten begehe. Da zauderten die Schweizer nicht länger; die Tagsatzung versammelte sich aufs neue in Luzern, die Bundeszuzüge setzten sich in Marsch und Bern sandte im Namen der schweizerischen Eidgenossenschaft den Fehdebrief an den Herzog von Burgund, den ein Herold in das Schloß Blamont trug.

Karl befand sich an der Spitze einer Armee in den Niederlanden, als er die Nachricht von der Kriegserklärung der Schweizer erhielt. „Bern!“ rief Karl aus, „Bern! . . .“ Mehr konnte er von Zorn und Wuth fast erstickt nicht sagen. Sogleich rückten 3000 Berner unter der Anführung Nikolaus von Scharnachthal und Petermanns von Wabern in Hochburgund ein; 6000 Mann aus den andern Theilen der Schweiz folgten ihnen unmittelbar und bald nachher verbanden sich 9000 Mann des Herzogs von Oesterreich mit ihnen, die zum ersten Male unter den gleichen Fahnen mit den Schweizern kämpften. Dieses Heer versammelte sich unter den Mauern von Héricourt, wo sich die Banden Hagenbachs befanden. Der Platz war fest und gut verproviantirt, der Winter sehr streng und die Belagerung zog sich in die Länge. Die vor Ungeduld brennenden Schweizer verlangten Sturm zu laufen, da vernahm man das Anrücken einer feindlichen Armee. Dieß war der Marschall von Burgund von der einen Seite, der Graf von Romont und Jakob von Savoyen von der andern, mit 13,000 Mann Fußvolk und 12,000 Mann Reiterei, welche die Belagerungsarmee überfallen und Hülfe nach Héricourt bringen wollten. Die Schweizer überließen es den deutschen Truppen, Héricourt zu beobachten, und stellten sich in Schlachtorordnung; ihre Flanken waren durch einen großen Teich und einen dichten Wald gedeckt. Die Berner, Luzerner und ihre Verbündeten von Freiburg, Solothurn und Biel drangen in den Wald, um den Feind zu umgehen; dieser verließ sich auf seine Ueberlegenheit in der Zahl und hatte die Sicherheit seines Rückens vernachlässigt; er glaubte, das ganze schweizerische Heer vor sich zu haben, das dem Gebrauche gemäß nach verrichtetem Geber den Angriff begonnen hatte. Plötzlich drangen die Berner aus dem Walde hervor und stürzten sich unter furchtbarem Kriegsgeschrei mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Feind, während die Büschenschützen ein wohlunterhaltenes Feuer auf die Flanken richteten. Die Armee Karls bestand aus italienischer Reiterei und flammändischem Fußvolk, alte, an den Krieg gewöhnte Truppen, die auf manchem Schlachtfelde unerschütterlich geblieben waren; aber eine so ungestüme, wüthende Angriffsweise, der nichts widerstehen konnte, war ihnen noch unbekannt. Ein gewaltiger Schrecken verbreitete sich in ihren Reihen; vergebens machte

die zahlreiche Reiterei die verzweifeltsten Anstrengungen, um den Feind aufzuhalten und das Fußvolk zu decken, neue Schaa ren von Schweizern drangen beständig aus dem Walde hervor, überall schienen sie sich zu vervielfältigen. Da dachten die Burgunder nur darauf, ihr Leben zu retten, und ergriffen die Flucht nach allen Seiten. Die schweizerische Vorhut, bloß aus Fußvolk bestehend, konnte sie nicht mehr erreichen und überließ die Sorge der Verfolgung der österreichischen Reiterei, welche zum ersten Male mit der Tapferkeit der Schweizer zufrieden, mit ihnen wettweifterte. Die Trümmer der Armee Karls, das Schlachtfeld mit Todten bedeckt lassend, wurden bis nach Passavant verfolgt und verdankten ihre Rettung nur dem Schutze der Nacht. 800 Mann von Faucigny vertheidigten ihre Fahne auf's Aeußerste, und verließen sie nicht eher, als bis ihrer nur noch 80 Mann waren. Die Burgunder verloren in dieser Schlacht 2500 Mann und drei Tage nachher kapitulierte die Besatzung von Hericourt. Nachdem sie in diesem Platz eine halb schweizerische und halb österreichische Besatzung zurückgelassen hatten, kehrten die Eidgenossen, durch das schlechte Wetter und den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, in ihre Heimath zurück.

Der Krieg dauerte indeß den ganzen Winter hindurch fort; 1300 Mann von Bern, Solothurn und Luzern zeigten sich vor Pontarlier, das sie ohne viele Mühe wegnahmen; aber das Schloß hielt länger. Vier Stunden widerstand es dem Sturme; endlich bemächtigte man sich seiner, und die Sieger fanden da eine unacheure Beute, welche die Einwohner dahin geschafft hatten, um sie in Sicherheit zu bringen. Sie fanden da Alles, um sich für die Mühen des Krieges zu entschädigen; Wein und alle Arten von Lebensmitteln waren im Ueberfluß vorhanden; auch benutzten es die Schweizer so, daß sie den Feind darüber gänzlich vergaßen. Aber nach sieben Tagen zeigte sich dieser, 12,000 Mann stark unter der Anführung von Chateau-Guyon und des Marschalls von Burgund, plötzlich vor Pontarlier. Die Schweizer zauderten jedoch keinen Augenblick; sie stießen bald mit den Burgundern vor den Mauern der Stadt und griffen sie mit solchem Nachdruck an, daß sie die Flucht ergriffen und 300 der Ihrigen auf dem Platze ließen. Auf diese Weise gewißigt zogen die Schweizer aus der Stadt, nachdem sie Feuer eingelegt hatten, und nahmen ihre ganze Beute mit sich. Auf ihrem Rückzuge begegneten sie Nikolaus von Dießbach mit 3500 Mann, der ihren Abzug höchlich tadelte und sie zur Rückkehr vermochte. In einer großen Ebene angekommen, sahen sie sich plötzlich von 5 Reiterschaa ren, jede 2000 Mann stark, umzingelt; sie nahmen aber eine so gute Stellung, daß sich der Feind ohne Schwertschlag zurückzog.

Die Schweizer wendeten sich hierauf nach Grandson, wo Peter von Foigne commandirte; ohne Kanonen, ohne Leitern sogar, setzten diese Tapfern der Stadt mit Stürmen so heftig zu, daß alle Einwohner die Flucht ergriffen; die Besatzung zog sich in's Schloß zurück, allein Peter von Foigne, der sich nicht stark genug fühlte, kapitulierte. Die Eidgenossen nahmen dann Champvent, Orbe, Foigne und Tschertli. Alle diese Orte gehörten dem Herzog von Savoyen, dem Bundesgenossen Karls von Burgund. Dann kehrten die Schweizer in ihre Heimath zurück.

Indessen waren die von Frankreich versprochenen Pensionen endlich angekommen; aber der Kaiser machte, trotz der mit Frankreich und den Schweizern eingegangenen Verträge, Frieden mit Karl, und opferte so die Herzoge von Lothringen und Oesterreich, wie die Schweizer, in der Hoffnung, für seinen Sohn Maximilian die Erbinn des mächtigen Herzogs von Burgund, seine einzige Tochter, zu erhalten. Bald nachher schloß der König von Frankreich, der die nämlichen Hoffnungen hegte, wie der Kaiser, einen Waffenstillstand mit Karl, und bewilligte sogar dessen Truppen freien Durchzug, um gegen die Schweiz zu streiten. Dieser Abfall entmuthigte die Eidgenossen nicht. Die Straßburger und die Oesterreicher, welche sich einiger festen Plätze bemächtigen wollten, die der Armee Karls den Durchzug durch das Elsaß erleichtern könnten, begehrten Hülfe von den Schweizern; „nicht,“ sagten sie, „daß wir Mangel an Leuten hätten, sondern weil wir uns auf euren furchtbaren Namen stützen müssen.“

Lille, an dem Doubs, war die erste Stadt, welche die Tapferkeit der Schweizer empfand. Sie schwammen mit ihren Waffen durch den Doubs und drangen sogleich in die Stadt, wo sie alle waffenfähigen Einwohner niedermachten, die unglückliche Stadt aber plünderten und dann den Flammen übergaben. Ein österreichischer Soldat, der einen Kelch gestohlen hatte, wurde auf der Stelle zum Tode verurtheilt, damit dieses Verbrechen nicht den Fluch des Himmels über die Armee bringe. Der Scharfrichter, welcher die Hinrichtung ungeschickt vollzog, wurde von den Umstehenden niedergestochen. So waren damals die Strafgesetze der Schweizer.

Das Heer wandte sich nun gegen Blamont, die festeste Stadt in den Staaten des Herzogs von Burgund. Ihre Mauern hatten eine Dicke von 18 Fuß; eine tapfere Besatzung, mit Allem versehen, was erforderlich war, eine lange Belagerung auszuhalten, war in ihrem Umfang eingeschlossen und das Schloß mit für jene Zeit furchtbaren Festungswerken umgeben. Die Belagerer hatten vier ungeheurer große Kanonen und andere Kriegsmaschinen bei sich, mit denen sie vierzehn Tage lang die starken Mauern beschossen, ohne eine Lücke zu Stande zu bringen;

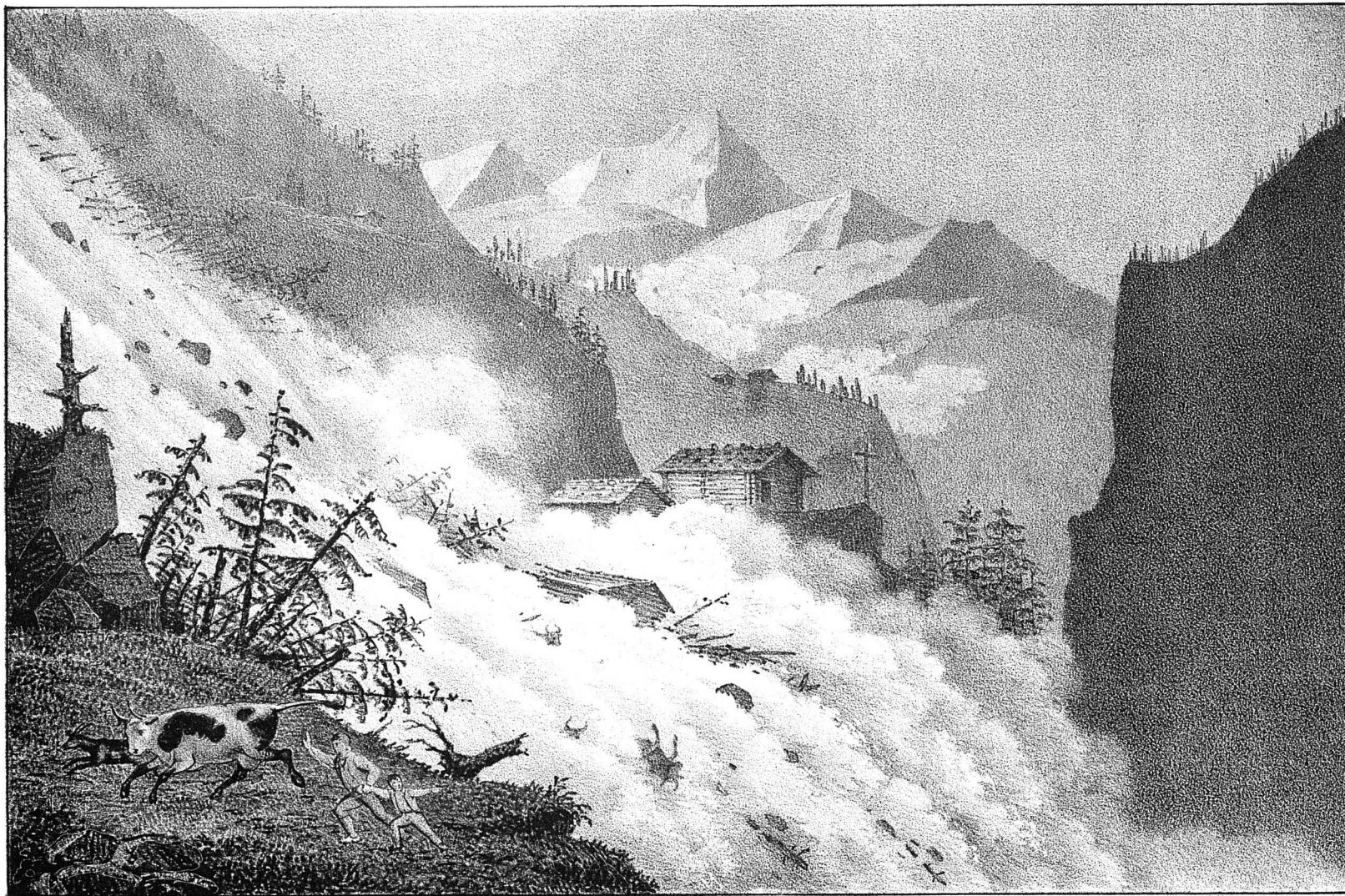


endlich wurde ihre Beharrlichkeit gekrönt und sie liefen Sturm. Alles, was Muth und Kunst zu jener Zeit hervorzubringen vermochten, wurde von beiden Seiten in's Werk gesetzt. Die Wälle wurden mehrere Male genommen und wieder gewonnen; Bienenstöcke und alle Arten von Wurfgeschöß auf die Stürmenden geschleudert, die endlich durch Hitze und Ermüdung niedergedrückt, keineswegs aber entmuthigt, die Wälle verließen. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Nachricht, daß der große Bastard von Burgund sich mit einem mächtigen Heere näherte; man hielt Rath; Mehrere stimmten für einen Rückzug, nur Dießbach, der Anführer der Berner, blieb trotz einer schweren Wunde unerschütterlich. Glücklicherweise erschien der Schultheiß von Scharnachtal mit einer Hülfe von 3500 Bernern; die Belagerer wurden dadurch mit neuem Eifer belebt, die Besatzung von Blamont hingegen, durch Strapazen und Krankheit niedergedrückt und keinem Entsatze entgegensehend, wollte den Widerstand nicht bis auf das Aeußerste treiben, sondern zog, nachdem sie eine ehrenvolle Kapitulation erhalten hatte, mit der ganzen Bevölkerung ab; dann wurde diese schöne und reiche Stadt von Grund aus zerstört. — Grammont verließ sich auf seine Stärke und neckte die Schweizer; die Besatzung mußte jedoch ihre Prahlereien mit dem Leben bezahlen. Barambon, Clerival, Valant und andere Städte hatten das gleiche Schicksal. Die Besatzung von Valant zog, um ihr Leben zu retten, im Hemde, jeder Mann mit einem weißen Stabe in der Hand, aus den Mauern. Nach diesen Thaten gieng die schweizerische Armee wieder aus einander.

Karl hatte zu Verbündeten Sforza, Herzog von Mailand, und Solanthe von Savoyen, welche, von seiner Größe verblendet, gemeinschaftliche Sache mit ihm machten. In Folge dessen zogen zahlreiche

Schaaren von Lombarden und Savoyarden über die Alpen, um zu seiner Armee zu stoßen. Eine derselben wurde zu Aigle (Aelen) von den Männern von Saanen angegriffen und in die Flucht geschlagen. Der Graf von Romont, ebenfalls von der Macht Karls hingerissen, vergaß seinen Nutzen und die Freundschafts- und guten Nachbarschaftsversprechungen, die er den Bernern gemacht, indem er die Straßen in allen Richtungen durchzog und einzelne schweizerische Soldaten und Kaufleute plünderte und ermordete. Da sandte ihm Bern seinen Fehdebrief und zu gleicher Zeit vereinigten sich dessen Truppen mit den Freiburgern vor Murten. La Vigniere, welcher den Platz im Namen des Grafen von Romont befehligte, wurde aufgefordert, den Eidgenossen die Stadt zu übergeben; nach ziemlich langem Zaudern öffneten die Bürger die Thore ⁽¹⁾. La Vigniere

(1) Auszug aus der Chronik von Neuenburg. Die Besagten von Bern und Freiburg zogen in einer schönen Nacht in guter Ordnung und heimlich aus und kamen ganz nahe an die Stadt Murten, sowohl Leute zu Fuß als zu Fuß mit fliegenden Fahnen, welche von den Besagten von Murten Einlaß begehrten, und ob sie sich ihnen ergeben wollten oder nicht, weil sie Leute und Unterthanen des Grafen von Romont, ihres Todfeindes, wären. Die von Murten sagten, sie wollten sich über das besagte Begehren berathen, das die Verbündeten machten, weil sie es allen Gemeinden des gedachten Romont und Offizieren und Unterthanen des gedachten Ortes und Herrschaft mittheilen müßten. Und es wurde ihnen Tag gefattet, um sie zu versammeln, und als sie die Meinung von einem Feden von ihnen begehrt hatten, so war die von der französischen Parthei derer der gedachten Stadt, festzuhalten, sagend, sie seyen mächtig genug, um der Macht der besagten Verbündeten zu widerstehen; aber die, welche Deutsche waren, wohnhaft in dieser Stadt, im Dienste sowohl innen als draußen, sagten das Gegentheil, und daß es besser sey, sich zu ergeben, als länger zu warten. . . . Und so wurde unter ihnen gemacht und



DIE SCHNEE-LAUWINE
im Canton Uri.

aber schwang sich auf sein Pferd und rief aus: „Gott behüte, daß ich meinen Fürsten verlänge!“ Ein Edler, Richard Rose, der dem Herzog von Burgund ergeben war, starb plötzlich vor Zorn und Verzweiflung wegen dieser schnellen Uebergabe. — Von da zogen die Banner von Bern und Freiburg gegen Wisliburg, wo sie wohl empfangen wurden und dann ausruhten; aber ein Theil von ihnen, dieser Unthätigkeit müde, wendete sich nach Eudresin, einer kleinen Stadt am Neuenburgersee. Die Männer dieses Ortes, als sie die kleine Schaar herannahen sahen, verspotteten dieselbe und schlossen ihre Thore. Bald aber kamen die Tapfern von Landeron, von Neuenstadt, Erlach und Nidau, welche über den eiteln Widerstand dieser kleinen Stadt aufgebracht, sie der Plünderung preisgaben.

Die Lawinen.

Der Reisende, dem es gelungen ist, sich bis in die hohen Regionen der Alpen zu erheben, fühlt sich von

gehandelt, daß die Uneinigkeit so groß war, daß man nicht erkennen konnte, von welcher Seite es mehr waren. . . Und unverzüglich nachher verlangten die gedachten Herren Verbündeten ihre Antwort zu wissen, ob die von Murten sich ergeben wollten oder nicht. Welche antworteten, daß sie sich gerne ergäben nach dem Begehr und Schluß der besagten Allianzen; denn einer solchen Macht zu widerstehen, sey ihnen nicht möglich; vorausgesetzt, daß sie bei ihren Freiheiten und Gewohnheiten, geschrieben oder nicht geschrieben, erhalten würden. . . , was ihnen bewilligt wurde. Und unmittelbar nachdem diese Dinge so bewilligt worden, nahmen die Verbündeten Besitz von der gedachten Stadt und Herrschaft Murten, so ehrenmäßig als sich gebührt. . . Darum nach gehaltenem Rath die besagten Verbündeten beschloffen, daß man die von Eudresin benachrichtigen müsse, und sie ausführlich benachrichtigen von der Art und Weise, von der Reduktion und Gehorsam, durch sie geschehen; was schnell geschah und abgeschickt wurde. Und nachdem die von Eudresin die Wahrheit wie oben gehört, hielten sie Rath Alle zusammen, sich nicht zu ergeben, sondern sich und ihre Güter zu retten. Was unsere besagten Herren von Bern und Freiburg sehend, und daß sie keine Antwort erhielten, wie es ihr Willen war, wie gesagt ist; auch sehend, daß die von Nidau und Lus, mit Neuenstadt, Erlach und das ganze Ufer, ohne das Landeron zu vergessen, welche ihre Schuldigkeit wohl thaten, auf das gedachte Eudresin losgehen wollten, sie dergestalt gehen ließen, daß in einer Nacht sie das besagte Eudresin plünderten; so thaten sie ihre Schuldigkeit wohl bei der gedachten Plünderung und führten den größten Theil des Viehes weg. . . Als die Gedachten von Eudresin dieß sahen, und daß sie einer solchen Macht nicht widerstehen konnten, und daß sie einen großen Fehler begangen hatten, es nicht gemacht zu haben, wie die Besagten von Murten, so stellten sie sich um das gedachte Eudresin zu übergeben, Land und Herrschaft, als gute und getreue Unterthanen, und den Eid

einem unerklärbaren Eindruck ergriffen, wenn er sich in der Nähe dieser wunderbaren, mit einem ungeheuren Leichentuch von ewigem Schnee und Eis bedeckten Riesen befindet. Das Schweigen des Todes, das in diesen Einsamkeiten, diesem Wohnsitz eines Winters ohne Ende, herrscht, scheint niemals unterbrochen zu werden; das von dieser Unbeweglichkeit ermüdete Auge wendet sich ab und weilt mit Vergnügen auf dem Grase zu des Wanderers Füßen. Aber plötzlich wird dieses Schweigen durch ein anfänglich dumpfes Geräusch unterbrochen, welchem schnell donnerähnliche Schläge folgen. Der erschreckte Reisende betrachtet bald den Himmel, bald das Gebirge, dessen zerrissene Seiten unbeweglich dastehen, während jener unbewölkt und klar ist. Endlich erblickt man eine kleine Staubwolke, die sich von einer der höhern Schneelagen erhebt, unter welcher man ein silbernes Band fallen sieht, so klein und so leicht, daß es anfänglich unmöglich scheint, wie dieses die Ursache von all' dem Geräusche seyn kann. Es ist eine Lawine. Bald hört das Geräusch und die Bewegung auf; allein plötzlich, in eine andere Richtung geworfen, erscheint die Lawine weiter unten, schrecklicher als vorher. Das Krachen erneuert sich auf furchtbare Weise und verlängert sich in verdoppelten Schlägen, bis die Lawine durch irgend eine tiefe Schlucht aufgehalten wird, oder im Thalgrunde angekommen ist. Der von ihr durchlaufene Weg ist von blendenderer Weise, als der Rest des Gebirges. Das Erstaunen über dieses wunderbare, von einer Handvoll Schnee und ein wenig Staub herrührende Geräusch vermindert sich, wenn man die Erscheinung durch ein Fernrohr näher betrachtet; dann bemerkt man statt des Schnee's und Staubes ungeheure Eisblöcke, wovon ein einziger hinreichend wäre, ein Haus zu erdrücken. Diejenigen, welche über die Wengernalp von Lauterbrunnen nach Grindelwald gehen, können dieses Erstaunen erregende Schauspiel nach ihrer Bequemlichkeit betrachten; denn im Sommer vergeht nicht leicht eine Viertelstunde, ohne daß man das Getöse einer Lawine in den Abhängen der Jungfrau hört. Dieses Geräusch gleicht keinem andern, es ist einzig und einzeln; kein Wesen, kein Widerhall antwortet ihm in diesen mit ewigem Schnee bedeckten Wüsten. Uebrigens sind diese Lawinen nicht gefährlich, weil sie die bewohnten Gegenden nie erreichen. Man nennt sie Sommer- oder Eislawinen. Allein man unterscheidet noch zwei andere Arten: die Winter- oder Windlawinen, wenn man sich so ausdrücken kann, rühren von frischem, durch einen Windstoß oder irgend eine andere Ursache

zu leisten, wie es sich in einem solchen Fall gebührt. Was ihnen von den gedachten Herren von Bern und Freiburg gewährt wurde.

losgerissenem Schnee her, der im Herabfallen an einem steilen Abhange sich so vermehrt, daß er eine ungeheure Masse bildet und in die Tiefe der Thäler stürzt. Obschon gefährlich, sind sie es indessen weniger als die Grund- oder Frühlingslawinen. Diese bilden eine der furchtbarsten und erstaunlichsten Naturerscheinungen der Alpen. Wenn auf einem sehr abschüssigen Abhange während des Winters viel Schnee gefallen ist, und das zwischen die Schneelagen und den Boden einsickernde Wasser zwischen beiden einen leeren Raum bildet, so wird auf diese Weise die Masse ihrer Stützpunkte beraubt, so daß die geringste Bewegung hinreichend ist, ihren Sturz zu veranlassen. Dann stürzt sich die Schneemasse, von ihrem eigenen Gewichte hingerissen, mit einer unglaublichen Heftigkeit in die Niederungen, reißt Felsen und Bäume nieder und zerstört die auf ihrem Wege befindlichen Häuser und Dörfer. Der Boden wird aufgerissen, Steine und Erde in den Thalgrund geworfen, der manchmal in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde mit Schnee und Trümmern bedeckt wird. Wenn die Schneelage im Abrutschen sich zertheilt, so heißt man sie eine Staublawine; sie ist dann um desto gefährlicher, weil ihre Verwüstungen sich auf eine größere Strecke ausdehnen. Die Heftigkeit, womit sie herunterstürzt, verursacht einen solchen Sturm, daß öfters weit von ihrem Weg entfernte Häuser und Wälder bloß durch den Luftdruck umgeworfen werden. Das gewaltige Ungeßüm einer solchen Lawine erzeugt oft die zerstörendsten Wirkungen; Alles, was sie berührt, ist unwiderbringlich verloren: Menschen, Thiere, Wälder und Gebäude. Ihre gräßlichen Spuren sind oft während einer langen Reihe von Jahren sichtbar.

Diese Lawinenstürze haben gewöhnlich im Frühjahr am häufigsten statt; daher ist es auch zu dieser Jahreszeit sehr gefährlich, in den Alpen zu reisen, und man unternimmt es nur mit vieler Vorsicht. Die Reisenden verfolgen ihren Weg im tiefsten Schweigen; die Schellen der Saumthiere werden mit Stroh verstopft, und man vermeidet Alles, was die geringste Lufterschütterung verursachen und so den Sturz einer Lawine erzeugen könnte.

Man erzählt eine Menge von Unglücksfällen, welche durch den Sturz von Lawinen entstanden sind, aber auch manchmal sehr sonderbare Rettungsfälle. Während des Schwabenkrieges im Jahr 1499 drang eine Abtheilung deutscher Soldaten durch die Gebirge in das Engadin. Im Augenblick, wo sie es am wenigsten vermutheten, stürzte sich eine Lawine auf sie und riß 400 Mann mit sich fort; allein bald sah man wieder einen um den andern unter dem Schnee hervorkommen, ohne daß ein einziger von ihnen umgekommen wäre. — In dem Thale von Vedretto, an dem südlichen Abhange des St. Gotthard, befan-

den sich einige Häuser an einem Berge, in deren einem zwei junge Mädchen in einem Bette schliefen, und neben ihnen eine Frau, die ihr Kind säugte. Plötzlich riß mit einem donnernden Getöse eine Lawine sich von dem gegenüberliegenden Berge los, stürzte sich in das Thal, überschritt den Fluß, stieg die andere Bergseite hinan, warf mehrere Häuser um, versetzte andere und drückte dasjenige zusammen, worin sich die obenerwähnten Personen befanden. Glücklicherweise konnte das Holzwerk, wenn schon erschüttert und gestürzt, dem ungeheuern Schneegewicht widerstehen; auch blieben diese Personen unbeschädigt; bloß empfanden sie während der drei Tage, wo sie in dieser bedauernswürdigen Lage waren, einen beständigen Hang zum Schlafen. Am dritten Tage endlich wurden sie aus ihrer Gefangenschaft befreit; alle Gemeinden der Umgegend hatten sich vereinigt, und es gelang ihnen nach vieler Arbeit, durch die Schneemasse zu den Verschütteten zu dringen. Sieben andere Personen wurden lebendig aus diesem Grabe gezogen; dreizehn waren umgekommen. (Fortsetzung in einer andern Nummer.)

Der Ursprung Schaffhausens.

Bis in's zehnte Jahrhundert bedeckte ein dichter Wald beinahe die ganze Gegend, wo der Rhein aus dem Bodensee fließt, um später jenen schönen, so bewunderten und berühmten Fall zu bilden. Diese Gegend heißt noch jetzt im Osten das Hegau und im Westen das Alettgau. Mitten in diesen Wäldern befanden sich an dem Ufer des Rheins einige Schifferhütten, und auf den Anhöhen sah man einige Bauernhöfe, deren Boden von den Franken urbar gemacht worden war. Nach und nach bevölkerte sich das Land mit neuen Bewohnern und der Landbau wurde vermehrt. Die Herren der Umgegend bauten Burgen, um ihre Vasallen zu beaufsichtigen oder nöthigenfalls zu schützen. Mit der Entwicklung des Handels wurde auch die Schifffahrt auf dem Bodensee lebhafter. Die Schiffe, welche aus demselben den Rhein hinabfuhrten und durch den Fall verhindert nicht weiter konnten, luden an dem Orte aus, wo die Schifferhütten waren, die unter dem Namen Schaffhausen ein armseliges Dörfchen bildeten. Bald wurde der Ort größer und wohlhabender; man erbaute Mühlen, Wirthshäuser und etwa 100 Häuser, die durch 12 Thürme gegen die Räuber vertheidigt wurden, welche die umliegenden Wälder unsicher machten.

Graf Eberhard von Nellenburg, aus einer berühmten und mächtigen Familie und von großem Reichthum, besaß einen Theil der Gegend um Schaffhausen. Er war ein tapferer und frommer Ritter, auch durch Wissenschaften bekannt und hatte sechs Söhne. Im



Alter von 47 Jahren beschloß er, sich von der Welt zurückzuziehen; auch wollte er ein dauerhaftes Denkmal seiner Frömmigkeit hinterlassen und glaubte einen Theil seiner Reichthümer nicht besser verwenden zu können, als durch Stiftung eines Klosters, wozu er die Einwilligung des Papstes Leo IX. leicht erhielt. Allein die Wahl des Platzes setzte ihn in Verlegenheit; er berieth sich daher mit einem alten Einsiedler, welcher in dem Walde nahe bei Schaffhausen lebte, und zu dem man von allen Seiten kam, um ihn um Rath zu fragen. Dieser verschob seine Entscheidung um einige Tage. Als nach Verfluß dieser Zeit der Graf wieder kam, sagte er ihm, er hätte einen Traum gehabt, worin er gesehen, daß da, wo sie stünden, ein feuerfarbener Baum aus der Erde gekommen, der allmählig bis an den Himmel gewachsen und endlich mit einem glänzenden goldenen Kreuze gekrönt worden sey. Eberhard zweifelte nicht, daß dieser Traum ein Zeichen des Himmels sey, deshalb legte er auch bald an dieser Stelle den Grund zu einer prächtigen Kirche und einem geräumigen Kloster, deren Bau 12 Jahre dauerte. Bei seiner Durchreise nach Deutschland weihte Papst Leo IX. am 23. August 1052 den Hauptaltar dieser neuen Kirche ein. Der Graf ließ aus dem Kloster Hirschau zwölf Mönche und einen Abt als die ersten Priester seines Klosters kommen; dann wurden zu Ehren der zwölf Apostel 12 Altäre, 12 Kapellen, 12 Säulen von 18 Fuß Höhe und 12 Glocken aufgerichtet. Endlich am 1. November 1064, dem Tage aller Heiligen, weihte Eberhard das Gebäude mit vieler Pracht und unter großem Volkszulauf. Rumold, Bischof von Constanz, aus dem Stamme der Herren von Bonstetten und wegen seiner Tugenden verehrt, widmete unter dem Beistand einer großen Zahl von Aebten aus den Klöstern der Umgegend die Kirche dem Erlöser, der seligen Jungfrau Maria, dem Erzengel Michael und allen Heiligen; sie wurde die Kirche des Erlösers und aller Heiligen genannt. Eberhard lebte noch 6 Jahre in Zurückgezogenheit und starb in dem von ihm gestifteten und reichlich begabten Kloster, das bereits 300 Mönche enthielt und auf seinen Gütern mehr als 200 Bauernhöfe zählte. Eberhard wurde in der Folge heilig gesprochen.

Von diesem Zeitpunkte an und unter dem Schutze des Klosters gedieh Schaffhausen, dessen Hoheitsrechte dem Kloster zustanden, und dehnte sich schnell aus. Das armselige Dörfchen wuchs zu einer Reichsstadt heran, die im Jahr 1243 mit Mauern umgeben wurde. Der Adel und das Volk der Umgegend ließ sich darin nieder und vermehrte seine Bevölkerung. So verdankt die Stadt Schaffhausen ihr Daseyn einem Traume.

Tell.

Die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden hatten im Grütli geschworen, der verhaßten Unterdrückung der österreichischen Landvögte ein Ende zu machen und ihrem Vaterlande die Freiheit wieder zu geben, koste es auch Gut und Blut. Der Landvogt Gessler, mißtrauisch wie alle Tyrannen, empfand Unruhe, sey es, daß sein Gewissen ihn quälte, oder daß er das Vorhaben der Verschwornen vermuthete. Er glaubte an den ihm Begegnenden finstere und

drohende Blicke, ein stolzeres und freieres Benehmen zu bemerken. Um nun zu erforschen, in wie weit seine Muthmaßungen gegründet seyen, und um diejenigen kennen zu lernen, welche sein Joch am ungeduldigsten ertrügen, wendete er ein eines Tyrannen würdiges Mittel an. Auf dem öffentlichen Plage zu Altorf ließ er eine Stange aufpflanzen und einen Hut darauf setzen. Dieser Hut sollte die Herrschaft des Herzogs von Oesterreich vorstellen; er befahl, daß man ihm die nämlichen Ehrenbezeugungen erweise, wie dem Fürsten selbst. Eine Wache wurde dazu gestellt, um die Vorübergehenden zu beobachten.

In diesen Zeiten lebte zu Bürglen bei Altorf ein junger Mann, Namens Wilhelm Tell, ein geschickter Bogenschütze und einer der Männer des Grütli. Tochtermann von Walther Fürst, war er gleich ihm von glühender Vaterlandsiebe beseelt. An einem Sonntage hatte sich Tell nach Altorf begeben; hier gieng er über den Platz und vor dem aufgeschlagenen Hute vorbei, statt aber diesem Zeichen von österreichischer Herrschaft seine Ehrfurcht zu erzeigen, warf er ihm einen verächtlichen Blick zu, der bald von der ihn genau beobachtenden Schildwache bemerkt wurde. Gessler, von dem Ungehorsam des kühnen Mannes schnell unterrichtet, ließ Tell am folgenden Tage vor sich führen und befragte ihn zornig um die Ursache seines Ungehorsams; allein Tell wußte keinen Grund anzugeben, und da dem Tyrannen bekannt war, daß er ein trefflicher Armbrustschütze sei, so ließ er seine Kinder herbeibringen und fragte ihn, welches ihm das liebste sey. Tell antwortete, sie seyen ihm alle gleich lieb. Da nahm Gessler einen Apfel, legte ihn auf den Kopf eines der Knaben, welcher 6 Jahre alt war, und ließ ihn etwa 120 Schritte weit an einen Baum binden; dann sagte er zu Tell, daß, da er ihn als einen guten Schützen kenne, er einen Be-



weis seiner Geschicklichkeit sehen wolle, und befahl ihm, den Apfel vom Kopfe seines Sohnes zu schießen, ihm mit dem Tode drohend, wenn er sein Ziel verfehle. Tell schwur, lieber sterben zu wollen, als einen so gefährlichen Schuß zu versuchen; aber der Tyrann beharrte darauf und fügte bei, er werde ihn und seinen Sohn tödten lassen, wenn er sich weigere.

Da ergriff Tell seine Armbrust und bat Gott, seinen Pfeil zu lenken; sein sicheres Auge maß den Raum, der Pfeil flog und der Apfel fiel durchbohrt.

Gessler hatte jedoch bemerkt, daß Tell einen zweiten Pfeil in seinem Gewande verbarg, und fragte ihn, warum er dieß gethan habe. Die Antwort Tells, daß dieß Schützenbrauch sei, befriedigte ihn nicht; er versprach ihm das Leben zu schenken, wenn er die Wahrheit gestände. „Dieser Pfeil,“ antwortete Tell, „war bestimmt, dir das Herz zu durchbohren, wenn der erste sein Ziel verfehlt hätte.“ Gessler ließ ihn auf der Stelle binden und in ein Schiff werfen, um ihn nach Rütznacht zu führen; allein der Tyrann entging dem rächenden Pfeile des wie durch ein Wunder entkommenen Tells dennoch nicht.

Der See von Laenen.

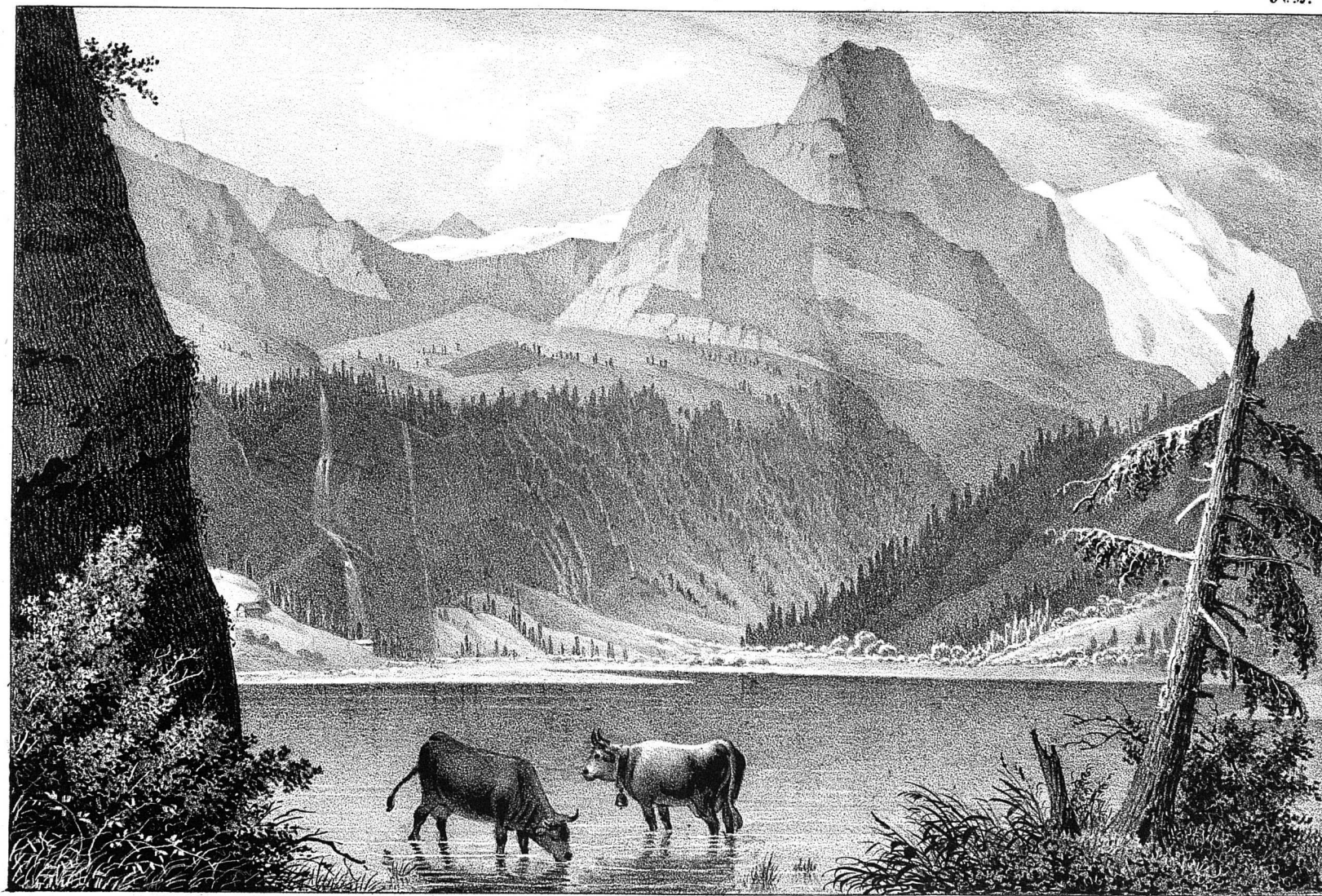
Das Laenenthäl liegt im Saanenlande, Kantons Bern, hat 4 bis 5 Stunden Länge; wird aber von den Fremden wenig besucht, da es nicht an der Straße liegt, welche die Gewohnheit den Reisenden vorgezeichnet hat, obwohl es verdient, von Liebhabern romantischer und erhabener Naturschönheiten besucht zu werden. — Das Dorf Laenen liegt $2\frac{1}{2}$ Stunden von Saanen, dem Hauptort des Landes; es ist von allen Seiten von sehr hohen Gebirgen umgeben, deren höchstes im Süden, das Wildhorn, 10,063 Fuß über der Meeresfläche liegt, während sich das Dorf selbst 3425 Fuß über dieselbe erhebt. Das Gebirgsamphitheater, das sich mit großen Gletschern bedeckt stufenweise erhebt und dem viele Waldströme und Bäche entspringen; die schönen Wasserfälle, welche sie bei ihrem Sturze in das Thal bilden; die seltsamen Formen der das Thal beherrschenden Bergspitzen: dieß Alles bildet eines der interessantesten Gemälde, die es in den Alpen giebt. Einer der sehenswürdigsten Gegenstände ist der Laenensee, eine Stunde südlich von dem Dorfe dieses Namens. Man muß einen schönen Morgen wählen, um diesen Spaziergang zu machen; man durchstreift den engen Thalgrund und gelangt mittelst einer Brücke über den Laenenbach, der sein Wasser von dem Gelten- und Dungalgletscher erhält und anderthalb Stunden weiter unten sich mit der Saane vereinigt. Der Fußpfad zieht sich dann an dem Abhang des Wallis-Windspillen hin, einem Gebirge von 6128 Fuß Höhe, und nachdem man an einigen Wohnungen vorübergekommen, gelangt man in wenigen Minuten auf einen Hügel, von wo man die Aussicht auf den See und seine prächtige Umgebung hat. Dieser See hat ungefähr 3 Viertelstunden im Umfang; er füllt ein kleines, mit hohen Gebirgen umgebenes Thal beinahe ganz. Der schöne Gelten-gletscher scheint dasselbe gegen Mittag zu schließen; indessen führt im Sommer ein gangbarer Weg über den Geltenpaß in's Wallis. Ein sehr steiler Hügel dringt östlich bis an das Ufer des See's vor. Von der Höhe dieser Gipfel stürzt sich ein prächtiger Wasserfall, von dem Dungalbach gebildet, einem beträchtlichen Waldstrom, der von diesem Standpunkte aus betrachtet keinen andern Ausfluß, als in den See zu haben scheint. Indessen gelangen die Gewässer

dieses Baches nicht dahin, denn indem er sich rechts wendet, stürzt er sich in eine tiefe Schlucht, wo er sich mit der Lauenen verbindet. — Ein Hügel, der sich gegen den See verlängert, bildet ein Vorgebirge, auf welchem ein Haus steht; Tannen befränzen die umgebenden Felsen, die sich in den Wellen des Sees spiegeln, sowie das glänzende Grün einiger benachbarten Gebüsche und Weiden. Der See ist durch eine Bank von Schlamm in zwei Theile getheilt; wovon der eine nur wenige Fuß tief, der andere hingegen beträchtlich tiefer ist. Kein Bach mündet sich darein aus, und er scheint von unterirdischen Quellen erhalten zu werden. Die einzigen Fische, die man darin findet, sind Barschen, die ihn ruhig bewohnen, denn es scheint nicht, daß man gar zu oft Krieg gegen sie führe.

Anekdote.

Während des Schwabenkrieges im Jahr 1499 drang eine Parthie Oesterreicher in einer finstern Nacht in das Engadin. In diesen hohen Thälern, wo der Frost zu allen Jahreszeiten fühlbar ist, zündet man in kalten Nächten von Distanz zu Distanz große Feuer an, um die Erndten vor dem Erfrieren zu schützen. Dieß war in jener Nacht der Fall in der Gegend des Dorfes Bernex, von welchem beinahe alle Männer zur Vertheidigung des Landes abwesend waren. — Die Oesterreicher, von dem Anblick dieser Feuer beunruhigt, sandten einige der Ihrigen zum Recognosciren aus. Diese begegneten einer Frau, die sie fragten, was alle diese Feuer zu bedeuten hätten. Die wackere Frau, welche wohl sah, mit wem sie zu thun habe, antwortete mit seltener Geistesgegenwart: „Es ist ein Lager von Schweizeroldaten, welche von Davos über den Flüelaberg gekommen sind.“ Die tapfern Oesterreicher wollten nicht mehr hören; sie gingen wieder zu den Ihrigen zurück, welche keine größere Lust hatten, den Schweizern zu begegnen, als sie, und nahmen in aller Eile wieder den Weg, woher sie gekommen waren.





DER LAUENENSEE.



DIE SCHLACHT VON GRAYDON

Der burgundische Krieg.

(Fortsetzung.)

Schlacht von Grandson.

Die Eidgenossen marschirten dann auf Stäffis, das sie nach lebhaftem Widerstand einnahmen, und dessen Besatzung sie mit dem größten Theile der Einwohner tödteten. Von da verbreiteten sie sich wie ein Strom über die Staaten des Grafen von Romont. Mildes, Rue, Romont und Fferten ergaben sich; das Schloß St. Croix, les Ecles, Lasarraz wurden mit Sturm genommen. Die schweizerische Armee kam nach Lausanne; die savoyischen Truppen und die des Grafen von Romont flohen nach allen Seiten mit solcher Eilfertigkeit, daß in Genf im Gedränge mehrere Soldaten in die Rhone fielen. Die ganze Straße zwischen Morsee und Genf war mit Gepäck, Waffen und Rüstungen bedeckt, welche die Soldaten wegwarfen, um desto besser fliehen zu können. — Ein schreckliches Loos wartet der Stadt Genf, welche die Berner Gesandten beschimpft, und auf Befehl des Bischofs 600 Mann gegen sie bewaffnet hatte. Die Stadt war ohne Verteidigungsmittel und hatte alles von dem Zorne der Berner zu fürchten. Die Genfer schickten den Siegern eine Gesandtschaft entgegen, welche sich endlich mit einer Brandschatzung von 28,000 Gulden begnügte, eine ungeheure Summe für die damaligen Genfer, und die jedem Bürger den zwölften Theil seines Vermögens kostete. So endigten die Schweizer diesen Feldzug, während welchem sie dem Waadtland 46 Städte und Schlösser nahmen.

Karl der Kühne hatte sich Nancy's und aller Staaten des Herzogs Reinhard von Lothringen bemächtigt; nun wollte er seine Waffen gegen die Schweiz kehren und sie zu einer seiner Provinzen machen. Im Anfang des Jahres 1476 musterte er bei Nancy 30,000 Mann auserlesener Truppen mit einem ungeheuern Kriegsmaterial und einer furchtbaren Artillerie, die schon längst das Schrecken seiner Feinde war. Dieser Armee folgte, wie die Chronik von Neuenburg sagt, „eine große Bande von Bedienten, Kaufleuten und Freudenmädchen; eine Menge, die man von weitem toben hörte.“ In Besançon stieß der tapfere Prinz von Tarent, Sohn des Königs Ferdinand von Neapel mit 15,000 Mann zu ihm, und später der Graf von Romont mit 8000 Mann. Die Absicht Karls war, durch das Traversthal und

Neuenburg in die Schweiz einzudringen; er wurde aber von der Garnison in la Tour-Bayard so übel empfangen, daß er seinen Plan änderte und den Weg nach Fougne einschlug. — Bald überschwemmten die Burgunder das Waadtland und nahmen ihre Stellung am Fuße des Jura, zwischen Orbe, Grandson und Baumarçus. Die Schweizer verließen dann Fferten, nachdem sie das Schloß in Brand gesteckt hatten, und zogen sich nach Grandson zurück. Karl selbst lagerte vor dieser letzten Stadt mit seiner Hauptmacht und 300 Kanonen. Sein Lager vereinigte allen Luxus einer großen Stadt und überall glänzte die Pracht eines mächtigen Fürsten. Er befahl sogleich den Sturm der Stadt, wurde aber mit einem Verluste von 200 Mann zurückgeschlagen. Die Schweizer, zu schwach, sie länger zu vertheidigen, verließen sie am andern Tag und zogen sich, mitten durch die Feinde, in das Schloß. Zehn Tage lang donnerten die burgundischen Kanonen ohne Unterlaß gegen die Stadt. Endlich nahm die aufs äußerste getriebene Besatzung die ihr von Karl angebotene ehrenhafte Capitulation an; so bald sie aber außer dem Schlosse war, ließ er diese tapfern Krieger ergreifen, und einen Theil aufhängen, den andern im See ertränken. Der Tag, an welchem Karl diese elende Ver-rätherei begieng, war aber auch der letzte seines Glückes.

Den Tag nach der Einnahme von Grandson hielt man bei Karl's Rath, auf welche Weise man die Schweiz behandeln wolle; ob man sich begnügen solle, ruhig Besitz vom Lande zu nehmen und Großmuth zu üben, oder ob man im Gegentheil mit der Zerstörung Berns und Freiburgs beginnen solle, um andern Städten ein Beispiel zu geben, die es versuchen würden, sich der Macht des Herzogs von Burgund zu widersetzen. Karl zog das Letztere vor, und machte die erforderlichen Vorbereitungen, als er zu seinem Erstaunen vernahm, daß die Schweizer gegen ihn marschiren.

Kurz vor der Einnahme von Grandson war der Schultheiß von Scharnachthal mit 8000 Bernern von Murten nach Neuenburg gekommen; 3500 Mann von Zürich, Thurgau etc. stießen zu ihm, ferner 800 Basler mit Geschütz, 400 Reiter und 12 Kanonen

von Straßburg, und endlich 1800 Luzerner, den Schultzeiß Haffsurter an der Spitze. Am Tage der Ermordung der Besatzung von Grandson kamen noch 4000 von den ältesten schweizerischen Bundesgenossen, von St. Gallen, Schaffhausen und Appenzell, unter der Anführung erfahrener Krieger. — Die Schweizer geriethen in Wuth, als sie das Schicksal ihrer unglücklichen Brüder in Grandson erfuhren, und schwuren furchtbare Rache. Indessen zählte das Heer der Eidgenossen kaum 20,000 Mann, und nicht allein hatten sie 53,000 zu bekämpfen, sondern die feindliche Armee hatte auch eine sehr starke, wohlverschanzte und mit Kanonen gut versehene Stellung auf den Anhöhen zwischen dem Arnon und Grandson inne. Immer stürmisch, hitzig und verwegen, wollte Karl nicht einen Feind erwarten, den er verachtete. Am Tage nach der Einnahme des Schlosses von Grandson kam er in Begleitung seiner Schützen oder Leibgarden nach Baumarcus, um zu recognosciren. Sey es aus Furcht oder Verräthelei, Johann von Baumarcus übergab ihm sein Schloß, wo sich eine kleine Garnison von 40 Neuenburgern befand, und der Herzog ließ ein Truppen-corps zur Vertheidigung dieser Position ⁽¹⁾. Am

⁽¹⁾ Auszug aus der Chronik der Chorherren von Neuenburg.

„Nun stellte der Herzog sein Heer in eine schöne Ordnung und ließ die Trompeten und Zinken blasen, damit sich jeder zur Fahne sammle, und sagte zu seinen Hauptleuten zu Ross und zu Fuß: „Edle Ritter, heute ist der Tag gekommen, der uns diese Elenden vernichten läßt und sie alle zum Tod bringen, wie wir mit den andern gethan haben, und wir müssen anfangen sie aufzusuchen und über Neuenburg gehen, und von da über ihre Ländereien und Herrschaften, die wir unter unserm Befehl und Gehorsam bringen wollen; so daß sie für alle vergangene Zeit bestraft werden, und lassen ihnen nichts, wovon wir alle reich werden. Und müssen wir alle zum Tod bringen, so viel wir finden, ohne sie zu schonen.“

„Dies wurde ausgemacht, worauf er in voller Rüstung sein großes Pferd bestieg, sagend: Marsch in Schlachtordnung gegen diese Elenden, dieß sind keine Leute für uns; aber bei St. Georg! wir wollen ihnen zeigen, wer wir sind; darum Edelleute, Ritter, Hauptleute, Wappener und andere, thue jeder seine Schuldigkeit. — Und so schickte er seine Vorhut mit kleinen Schritten oben durch die Felder, über dem Holze von la Lance gegen das Dorf oberhalb Baumarcus, ohne eine Vermuthung oder Kunde von dem Anrücken der Verbündeten zu haben, wie auch unsere besagten Herren nichts Gewisses wußten, sondern einer gegen den andern gutes Muthes marschirten, bis sie einander sahen und oberhalb dem Thale von Baumarcus zusammentrafen, der eine von hier, der andere von da, über dem Thale Ruang.... Nichtsdestoweniger als die Verbündeten bei Concise den Ameisenhaufen der Burgunder entdeckten, pflanzten sie ihre Spieße und Banner in die Erde, und beteten gemeinschaftlich auf den Knien ein Vaterunser und ein Ave-Maria, was ihnen an diesem Tage half und ihr gutes Recht erhielt. Der Her-

andern Morgen besetzten die Schweizer Boudry, Bevaig und andere umliegende Dörfer. Am 3. März 1476 marschirte die Vorhut der Schweizer, bestehend aus Bernern, Luzernern, Freiburgern und Zürichern, unter den Befehlen Hallwyls und Scharnachtals auf Baumarcus, um die Burgunder, unter dem Commando von Rozimboz zu zwingen, ihnen diesen Durchpaß zu öffnen. Ein Corps leichten Fußvolks von Bernern und Zürichern wurde auf den rechten Flügel in den Wald von la Lance abgeschickt. Während der Nacht war Schnee gefallen und der Weg, den die Schweizer gehen mußten, war ein so langer und beschwerlicher Paß durch einen dicken Wald, daß kaum zwei oder drei Mann neben einander marschiren konnten. Beim

zog kam von der andern Seite, sah es, fluchte und sagte: „Bei St. Georg! diese Canaillen erschauern uns zu sehen und schreien um Gnade! Kanoniere, Feuer auf diese Elenden, man muß sie alle hängen und tödten.“ Und plötzlich fiengen sie an, aus großen Feldschlangen zu schießen, wo vom ersten Schuß 8 oder 10 Mann der Verbündeten getödtet wurden, was großer Schaden war. Dann nahm der Herzog seine Fahne selbst in die Hand, und legte seine Lanze ein gegen seine Feinde, was ein schreckliches Ding war seinen Muth zu sehen, aber jeder seiner Leute hatte nicht einen gleichen. Und so näherte man sich von beiden Seiten, daß es schrecklich anzusehen war; und so versammelten sich die Banner und die Macht unserer besagten Herren gegen die Burgunder, sowohl über das Gebirge, das Secufer, als auf der andern Seite über Häger und Gebüsche, daß es eine schreckliche Sache war zu sehen auf beiden Seiten. Und nach vielen Kanonenschüssen, wie sich in einem solchen Falle gehört, wurde der Herzog und seine Leute gezwungen, sich nach Grandson zurückzuziehen, wo er viel von seinen Leuten verlor und mehrere Banner und die ganze Artillerie, die bei seiner Vorhut war. Dessenungeachtet jagten unsere Herren mit ihren Leuten zu Fuß ihn immerfort bis zur Mühle am Arnon. Und da stellte sich der Herzog quer über das Feld, um Widerstand zu leisten und gegen unsere Herren zu halten, aber immer ihnen folgend und tödtend sowohl in Hägern, als Büschen und andern Orten. Und da hatte auf beiden Seiten eine furchtbare Schlacht Statt, und es wurde getödtet der Herr von Chastelguyon und sein großes graues Pferd in einer kleinen sumpfigen Matte. Im Ganzen wurden da mehrere große Herren, Ritter und wackere Leute getödtet, die durch ihre Tapferkeit immer gut zu halten vermeinten und darob das Leben verloren... Und als der Herzog sah, daß Statt seine Leute vor Grandson zu sammeln, er von unsern Herren heftig und tapfer verfolgt wurde, und daß seine Leute zu Ross und zu Fuß ehrbar kämpften, aber nichts mehr konnten, denn sie hatten mit einer starken Partie zu thun, die sie verfolgte, der Herzog auch sah den Schaden, der sich gegen ihn wandte, und den großen Verlust, den er erlitt, so ließ er zum Rückzug rufen und fieng dann an zu fliehen, der Herzog und seine Leute, wie die Hasen vor den Hunden, den Weg nach Orbe und von da nach Vougeue; und schloß an diesem Tage in Nozeret und nachher in Besançon, wo es ihm noch schien, daß unsere Herren ihn immer verfolgten.“

Austritt aus dem Walde erblickten sie plötzlich von der Höhe die ganze Burgundische Armee in Schlachtordnung zwischen der Karthause la Lance und Concize; sie war in ein Dreieck gebildet, und eine der Ecken gegen die Schweizer gekehrt. Da befanden sich die Gendarmen des Herzogs, prächtig ausgerüstet und der Kern seiner Armee. — Die Schweizer von ihrer Seite schlossen mehrere Vierecke mit ihren Kanonen in den Zwischenräumen.

Nachdem sie ihre Schlachtordnung hergestellt, verriethen die Schweizer kniend ihr Gebet und die Burgunder welche glaubten, daß sie um Gnade flehten, brachen in ein lautes Gelächter aus; nach dem Abfeuern der Kanonen machte ihre Reiterei einen furchtbaren Angriff auf die Schweizer, die sie kaltblütig empfingen und ihnen nur die langen Piken entgegen hielten, die sich in den ersten Reihen des Fußvolks befanden. Dann stürzten sie in ihrer Reihe mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Burgunder, welche bald in Unordnung durch das Dorf Concize durch nach Corcelles getrieben wurden. Auf der Höhe dieses Dorfes hatten die Burgunder eine große Batterie errichtet, welche die ganze Ebene bestreichen konnte. Da befand sich Ludwig von Chateauguon, Bruder des Prinzen von Oranien und General der Cavallerie, an der Spitze von 6000 Pferden. Das Terrain war das günstigste; Karl stellte sein Heer in Schlachtordnung, was er bisher aus Mangel an Raum nicht gehörig hatte thun können.

Indessen rückten die Eidgenossen in guter Ordnung vor, ein langes, dichtes, mit langen Piken durchspicktes Viereck. Die Burgunder gaben eine allgemeine Lage aus ihrem gesammten Geschütze, sie war aber so schlecht gerichtet, daß sie den Schweizern nur zehn Mann tödtete. Sogleich stürzte sich Chateauguon mit seiner ganzen Reiterei von der Höhe herab mit großem Geschrei auf sie, in Form eines eisernen und stählernen Keils; aber vergeblich; die Burgunder konnten diese lebende Mauer nicht durchbrechen, und die Schweizer trieben sie zurück, unter dem Rufe: Grandson! Grandson! Karl selbst, mit der burgundischen Fahne in der Hand, that Wunder der Tapferkeit; aber seine ganze Armee wurde mit Verlust ihrer Kanonen über Corcelles und Onans hinausgetrieben; die Gendarmen des rechten Flügels wurde bis an den Arnon zurückgedrängt, während sich Chateauguon mit seiner Cavallerie auf eine Ebene, das Moos bei Bonvillars, zurückzog. — Während dieser Zeit wurde ein anderes Treffen am Fuße des Gebirges geliefert, oben im Walde von la Lance, zwischen dem schweizerischen Corps auf den Flanken der Vorhut und einer beträchtlichen Abtheilung Burgunder, welche die Feinde im Rücken zu fassen versuchten, hingegen kräftig zurückgeschlagen wurden.

Bisher war es zu keinem Handgemenge gekommen, daher war auch der beiderseitige Verlust an Menschen nicht bedeutend; von diesem Augenblick an aber wurde der Kampf einer der heftigsten: der Kern der Burgundischen Armee und besonders Chateauguon machten verzweifelte Versuche, um die Schweizer aufzuhalten. Chateauguon hatte einen besondern Zahn auf die Schweizer; sie hatten seinem Bruder die Städte Orbe und Grandson genommen. Es war ein prächtiger Mann, eine hohe Gestalt, und einer der tapfersten Offiziere in der Armee des Herzogs Karl. — Auf seinem großen Schlachtross und sein Banner in der Hand warf er sich mitten in die Feinde; sein kriegerisches Gesicht strahlte von Kampfeslust, zweimal ergriff er das Banner von Schwyz, als endlich ein Luzerner, Namens Heinrich Eisner, ihm das seinige aus den Händen riß und ein Berner, Johann In der Grub, ihm den Kopf spaltete. So sahen die Burgunder den unerschrockensten ihrer Krieger fallen, und neben ihm unterlagen der Graf Johann de la Marle-Luxemburg, die Edeln Lalain, Poitiers, Ligny, Mery, Peter von Lignano, der Graf Raulin und andere. In dem nämlichen Augenblick, um drei Uhr Nachmittags, hörte man einen furchtbaren und gedehnten Schall in dem Gebirge wiederhallen; die Augen aller Kämpfer wandten sich nach den Anhöhen zwischen Bonvillars und Champagne und bald erblickte man eine neue Truppe Krieger. Den ganzen Tag hindurch war das Wetter düster gewesen; allein in diesem Augenblick durchdrang ein Sonnenstrahl die Wolken und spiegelte sich auf den glänzenden Waffen und Rüstungen dieser Truppe. — Bis zu diesem Augenblicke hatte allein die Vorhut der Schweizer am Kampfe Theil genommen, das Hauptcorps war von Corcelles rechts am Fuße des Jura hin durch Bonvillars und St. Moriz gezogen, um den linken Flügel der Burgunder zu umgehen. — Kurz vor der Ankunft Karls und seiner Armee von Grandson war Brandolf von Stein, der Commandant des Schlosses Grandson, durch Verrätherei in Ferten gefangen genommen und dem Herzog von Burgund ausgeliefert worden, der ihn mit sich führte. „Was sind das für wilde Krieger da oben, sind es auch Schweizer?“ fragte er ihn: „Ja gewiß!“ antwortete Stein, „dies sind die ächten alten Schweizer aus dem Gebirge, die, welche die Pestreicher bei Morgarten und Sempach schlugen!“ Im gleichen Augenblick brüllte der Stier von Uri dreimal, und das Landhorn von Unterwalden verkündete den Burgundern Tod und Verderben. Diese kriegerischen und wilden Töne, der Anblick der neuen Kämpfer verwirrte die Burgunder und Karl rief aus: „Was soll aus uns werden? Diese haben uns schon ermüdet!“ Dann ritt er durch seine Armee, und ermunterte die Soldaten

durch seine Worte und sein Beispiel; aber vergebens: die vereinigte Schweizerarmee eröffnete ein gut gerichtetes Feuer aus ihrem Geschütze, und während die Reihen der Burgunder sich lichteteten, schlossen sich die der Schweizer immer dichter. Aus allen Hohlwegen und Gebüsch kamen immer neue Schaaeren hervor. Dann hörten die Burgunder, wie von unsichtbarer Macht getrieben, auf zu kämpfen: das Fußvolk hielt ein Manövre der Reiterei für das Zeichen zur Flucht. Zum erstenmal sah Karl sein Heer in Unordnung, voller Wuth warf er sich mitten unter die Flüchtlinge, bat, beschwor, fluchte und hieb und stach unter die Seinigen. „Dann“, wie eine Chronik erzählt, „fielen die Eidgenossen wie ein Hagel auf die Seinigen, und zersüßelten hier und dort diese schönen Zierbengel. Diese armen Burgunder wurden so geschlagen, daß sie einem durch den Wind zerstreuten Rauch glichen.“ Bei der Arnonbrücke gab es noch einen Augenblick Kampf, dann wurde die Flucht allgemein; ein Theil entwich über Grandson, der andere über Montagny, andere endlich flohen in Schiffen über den See, deren eines überladen sank. Die Schweizer verfolgten den Feind bis Champvent, aber die Nacht verhinderte sie weiter zu gehen. Karl warf im Fliehen einen letzten Blick der Verzweiflung auf sein Lager, das so viele Reichthümer enthielt, auf seine schöne und zahlreiche Artillerie. Dieser Verlust konnte noch ersetzt werden, kaum tausend Mann ließ er auf dem Schlachtfelde; aber vor Grandson verlor er seine Ehre, seinen Ruhm, seinen Ruf der Unüberwindlichkeit, seinen guten Namen. Einzig von fünf Gefährten begleitet eilte er in einem Athem bis Fougne, acht Stunden weit, wo vierzehn Tage vorher Chateauguon ihn voller Hoffnung, Eifer und Nachsicht aufs beste in seinem von den Schweizern verbrannten Schlosse empfangen hatte. Von Wuth und Verzweiflung getrieben konnte Karl da nicht anhalten, und floh fort bis nach Rozeroi in Burgund.

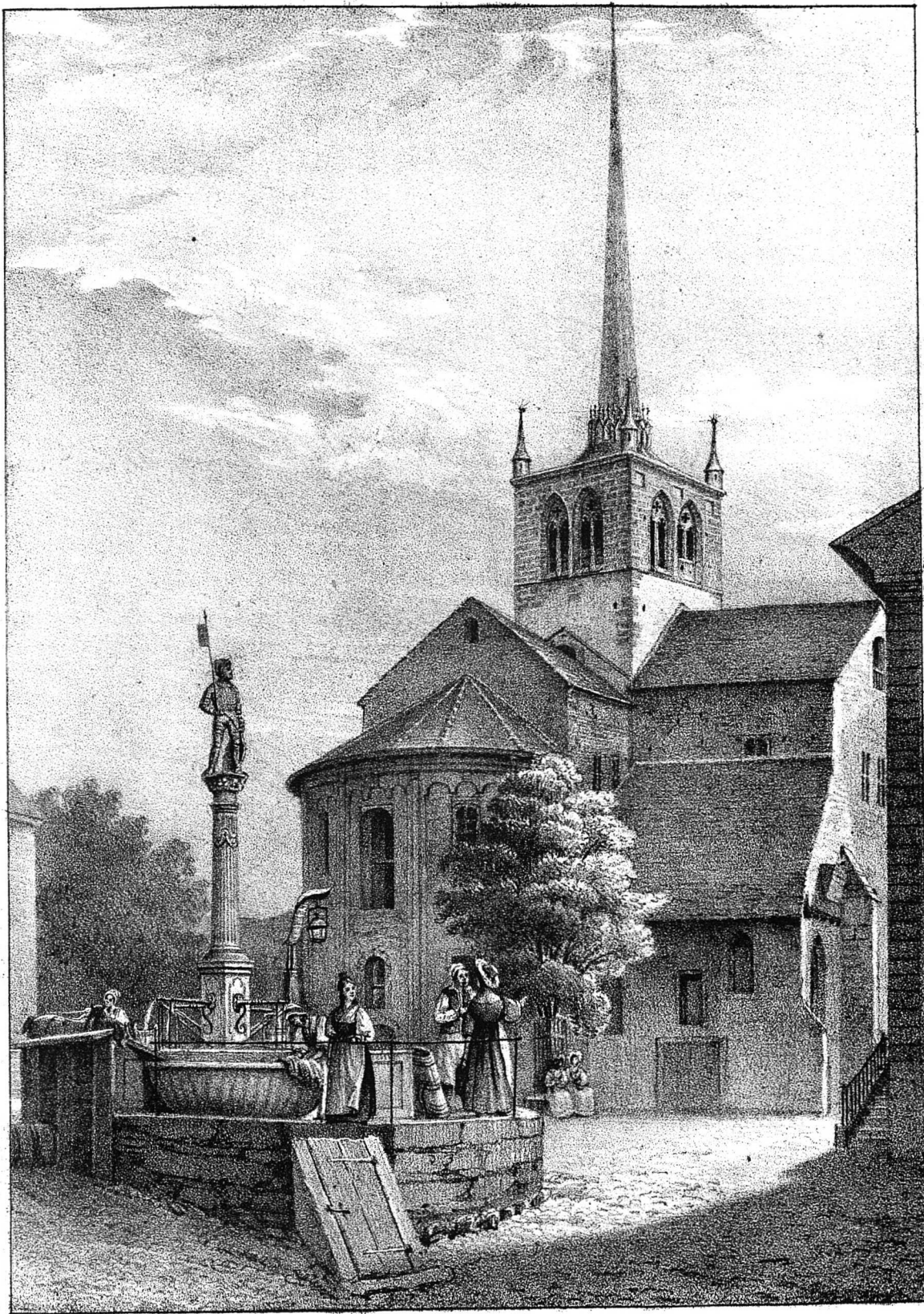
Das schweizerische Fußvolk und seine 60 Reiter, (denn nur diese Zahl hatten an der Schlacht Theil genommen, die Straßburger waren an diesem Tage zu entfernt, um beizuwohnen) durch Finsterniß und Mattigkeit aufgehalten, standen von der Verfolgung ab, warfen sich auf dem Schlachtfelde auf die Knie und dankten dem, der ihnen den Sieg versprochen hatte. — Zum Andenken an diesen Tag schlug Nikolaus von Scharnachthal mehrere Ritter unter den Schweizer Hauptleuten. Die Berner aber konnten ohne Wuth ihre Brüder nicht länger an den Bäumen gehängt sehen; die durch ihre Drohungen erschreckte Garnison ergab sich auf Gnade und Ungnade; es war für diese Unglücklichen kein Erbarmen und sie zahlten mit ihrem Leben die meineidige Grausamkeit Karls. Die Leichname der Schweizer wurden ehrenvoll abgenommen und durch Burgunder ersetzt; man ließ nur einem ein-

zigen Edelmann das Leben, der von den Berner Anführern versteckt wurde, um gegen Brandolf von Stein ausgewechselt zu werden. — Das nämliche Loos war vielleicht der Besatzung von Baumarcus vorbehalten, welche von den Kriegern des Sieben- und Emmenthals beobachtet wurde, in Gemeinschaft mit den Einwohnern von Landeron. Das Schloß wurde enger umzingelt; allein es gelüdete den Burgundern nicht, das Loos der Garnison von Grandson zu theilen, und sie entgingen dem Tode durch eine List. In der Nacht schnitten sie die Halstern ihrer Pferde ab, welche in den Ställen herumlaufend großen Lärmen machten. Die Belagerer, welche zu Ehren des Sieges ein wenig zu viel getrunken hatten und durch den Lärmen getäuscht wurden, überließen sich der Ruhe in aller Sicherheit und vernachlässigten alle Vorsichtsmaßregeln. Nach Mitternacht schlichen sich Rozimboz und die Seinigen in aller Stille aus dem Schlosse, und ließen ihren Pferden die Sorge, die Garnison würdig zu vertreten, und unter der Führung eines Mannes, den sie durch 100 Goldgulden gewonnen hatten, durchzogen sie die Gebirge durch Schnee und Regen und auf wenig betretenen Fußpfaden, und kamen wohlbehalten nach Pontarlier. Am andern Morgen nahmen die Belagerer das Schloß ohne Widerstand, verkauften die Garnison, plünderten das Uebrige und legten Feuer an die Gebäude, um sich für den erlittenen Schimpf zu rächen. Das schweizerische Heer blieb, dem Gebrauche gemäß, drei Tage auf dem Schlachtfelde von Grandson, dann kehrten die Soldaten mit ungeheurer Beute beladen heim.

—•••••

Die Königin Bertha.

Im Jahr 911 folgte Rudolf II. seinem Vater, Rudolf I. König von Klein-Burgund, nach. In einem Kriege gegen Burkhardt, Herzog von Schwaben, wurde seine Armee im Argau geschlagen, hierauf aber der Frieden geschlossen, und Rudolf heirathete Bertha, Tochter des Herzogs von Schwaben. Dieß ist jene Königin Bertha, von welcher wir schon in einer vorhergehenden Nummer zu sprechen Gelegenheit hatten, jene Königin Bertha, welche sich in der westlichen Schweiz sowohl durch ihre Wohlthätigkeit, als durch die Menge Gebäude so berühmt machte, welche sie errichten ließ und der Religion widmete. Bertha, welche sich jung im Jahr 919 verheirathete, wurde Wittve im Jahr 936. Aus dieser Ehe hatte sie vier Kinder; Konrad, genannt der Friedfertige, der seinem Vater nachfolgte und den Thron bestieg; Burkhardt, Bischof von Lausanne; der Herzog Rudolf und endlich Adelheide, die in erster Ehe Lothar, König von Ita-



ST. MICHAEL'S THURN,
in Seelingen.

lien heirathete, und in zweiter den Kaiser Otto. Diese Adelheide gab ihrer Mutter an Frömmigkeit und Andacht nichts nach, denn nach ihrem Tode wurde sie heilig gesprochen.

Nach langen Kriegen hatte Rudolf II. seine Staaten in Frieden und Wohlstand hinterlassen, und Bertha trug viel dazu bei durch Gründung nützlicher Anstalten, als Straßen, Wege und Brücken; wüstes Land wurde urbar gemacht, Schlösser und Thürme wurden erbaut, um die Bewohner gegen die Einfälle der Sarazenen und Ungarn zu schützen, welche die Schweiz verwüsteten. Eine beträchtliche Anzahl Kirchen und Klöster, die sich im ganzen Umfang ihrer Staaten erhoben, verdanken ihr Daseyn dieser frommen Königin; unter andern die von Münster im Münsterthal, St. Jmer und viele andere. Bertha stattete die von ihr gestifteten Klöster reichlich aus, und sicherte andern ähnlichen Anstalten beträchtliche Einkünfte, wie denen zu Solothurn und Romainmotiers. Diese würdige Königin war nicht allein wohlthätig und fromm, sondern auch haushälterisch;

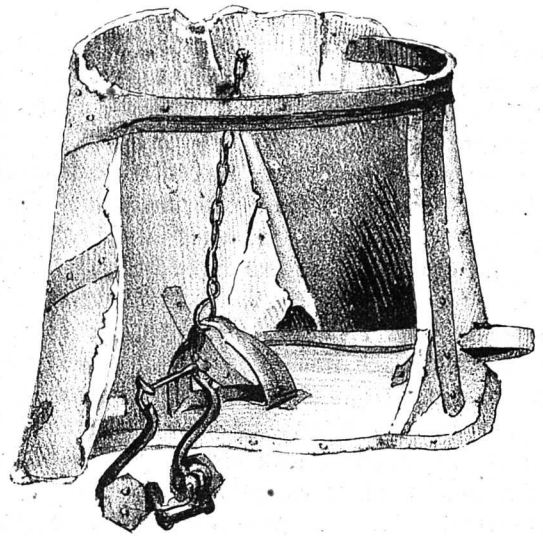


auf einem Maulthiere durchritt sie ihre weitläufigen Besitzungen, besuchte ihre Meiereien, und rechnete selbst mit ihren Einnehmern ab. Nach dem Tode Rudolfs II. heirathete Bertha Hugo, König von Italien; sie lebte aber nur kurze Zeit mit diesem Fürsten, der ihrer Liebe durch seine fortgesetzte Untreue wenig würdig war. — Mit Zustimmung ihres Sohnes, des Königs, gründete oder erneuerte sie im Jahre 960 die Abtei Peterlingen nach der Regel St. Benedikts und der Reform Odillons und bestimmte sie zu ihrem und ihrer Familie Begräbniß. Die Stiftungsurkunde der Abtei ist noch in der Bibliothek in Lausanne; sie ist vom Jahr 966 datirt,

und endigt folgendermaßen: „Es hat uns gefallen, „durch gegenwärtiges Testament festzusetzen, daß die „Mönche, welche sich in dem besagten Kloster versammeln werden, weder unserer Herrschaft, noch „der unserer Frau, noch irgend einer königlichen „Gewalt, noch sonstiger irdischer Macht, wer sie auch „seyn mag, unterworfen seyn sollen. Ich beschwöre „daher im Namen Gottes, bei allen Heiligen und „bei dem Tage des furchtbaren jüngsten Gerichtes, „jeden weltlichen Fürsten, jeden Grafen, jeden Bischof, und sogar den Papst in Rom, sich zu hüten, „die Besitzungen dieser Diener Gottes wegzunehmen, „sie zu zerstreuen, zu vermindern, zu verändern, zu „veräußern oder an Jemand zu verpfänden, ihnen „gegen ihren Willen keinen Obern zu setzen, und „damit ein solches Verbrechen jedem Verwegenen und „Boshaften noch unmöglicher sey, so beschwöre ich „euch, Petrus und Paulus, heilige Apostel und glorreiche Fürsten der Erde, und dich, Bischof der Diöcese des apostolischen Stuhls, daß durch die apostolische und canonische Gewalt, welche ihr von dem „Herrn empfangen habt, ihr alles Umgangs mit der „heiligen Kirche baar und des ewigen Lebens verlustig erkläret alle diejenigen, welche durch Raub „oder Besitznahme die Güter zerplittern, welche ich „mit freudigem Herzen und gutem Willen der heiligen Jungfrau Maria und den obgenannten Heiligen gebe; und daß ihr die Verteidiger und Beschützer des besagten Ortes Peterlingen, der Diener Gottes, die daselbst wohnen werden und aller ihrer Besitzungen seyd, von wegen der Liebe, Gnade „und Barmherzigkeit unseres heiligen Erlösers. Wenn „allfällig (wovor uns Gott behüte, und was, wie „ich hoffe, nie geschehen wird, durch die göttliche „Barmherzigkeit und den Schutz der Apostel) einer „unserer Verwandten oder ein Fremder, von welchem Stand oder Ansehen er seyn mag, List gegen „dieses Testament gebrauchen und sich begeben ließe, „durch einigen Unterschleif das zu brechen, was ich „aus Liebe zum allmächtigen Gott, aus Verehrung „für die heilige Maria, Mutter unsers Herrn und „für die obgenannten Heiligen gethan und genehmigt „habe, der sey zuerst dem Zorne des allmächtigen „Gottes verfallen; Gott nehme ihm seinen Antheil „an der Erde der Lebendigen; sein Theil sey mit „denen, welche zum Herrn gesagt haben: Gott, hebe „dich von uns, und mit Dathan und Abiram, welche „die Erde lebendig in einem offenen Schlunde verschlang; und er sey ewig verdammt; er sey, als „der Gefährte des Judas, der seinen Herrn verrieth, „zu ewigen Qualen verdammt; und damit er in diesem Leben in den Augen der Menschen nicht ungestraft erscheine, so empfinde er im Voraus an seinem Leibe die Qualen der Verdammten, er leide „die Strafe Heliadors, der von den Engeln geschla-

„gen wurde, und des Antiochus, dessen Glieder ver-
 „faulten und den die Würmer fraßen; ebenso geschehe
 „jedem andern Kirchenschänder, der die Hand an den
 „Schatz des Gotteshauses zu legen wagt; und wenn
 „er nicht bereut, so werde das Haupt der kirchlichen
 „Monarchie und St. Paul seine Gegner und ver-
 „schließen ihm die Pforten des heiligen Paradieses.
 „Anderseits wird ihn das Gericht zu hundert Pfund
 „Gold zu Gunsten derjenigen verurtheilen, denen er
 „Unrecht gethan. Ich will endlich, daß alle Ein-
 „sprache gegen dieses Testament von keiner Wirkung
 „seyn soll, sondern daß sein Inhalt bei jeder Be-
 „hörde bestätigt werde, und daß er unverleßlich und
 „unerschütterlich bleibe, wie das, was darin festge-
 „setzt ist.“ Folgen die Unterschriften der Frau und
 Königin Bertha, des Königs Konrad, des Herzogs
 Rudolf, von Wandalrich, von Boson, von Eirard &c.
 — Gegeben in der Stadt Lausanne.

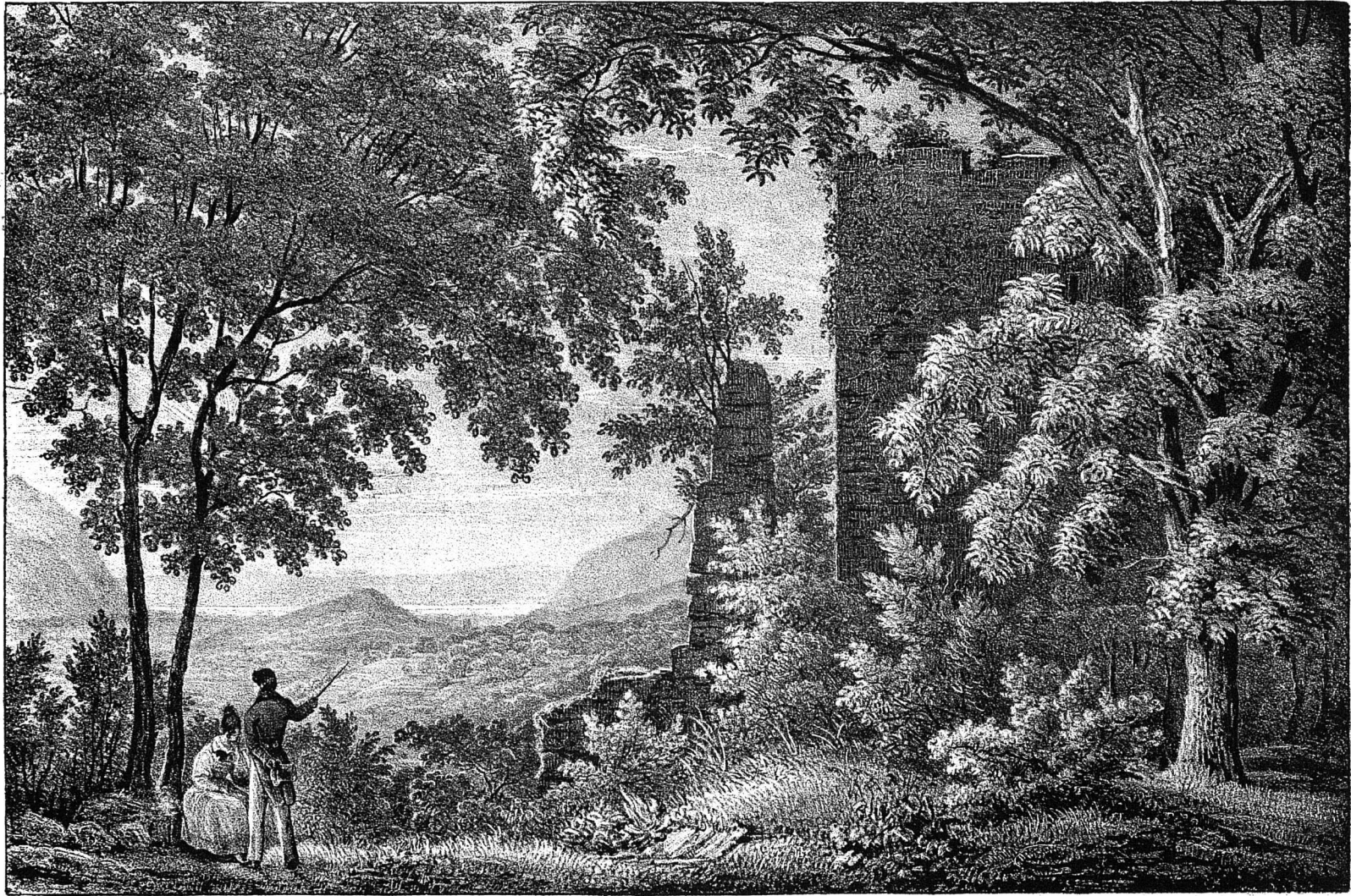
Peterlingen ist eine sehr alte Stadt, welche schon zur Zeit der Römer unter dem Namen Paterniacum bestand. Sie wurde im 13ten oder 14ten Jahrhundert gänzlich zerstört; ihr Namen aber erscheint wieder in der Geschichte unter der Regierung der Könige von Klein-Burgund, und sie verdankte ihren Wohlstand der Freigebigkeit, womit Bertha ihre Abtei ausstattete. Unter der Zahl der Schenkungen, welche sie ihr machte, war der Flecken Grandcour mit Markt- und Münzrecht; der beträchtliche Canalzoll zwischen dem Neuenburger und Murten-See; ferner Zehnten, sehr bedeutende Güter an Weinbergen, Aekern und Wäldern. Mit den aus den Ruinen von Wisiburg gezogenen Materialien baute sie die Abteikirche, worin die St. Michaelskapelle von dieser Königin gewählt wurde, ihre sterbliche Hülle aufzunehmen. Indessen hatte man bis auf unsere Tage noch keine Gewißheit, wo die Ueberreste dieser so verehrten Königin ruhen; einzig bezeichneten einige alte Chroniken und Ueberlieferungen hiefür die Abteikirche in Peterlingen. Zur Zeit der Reformation wurde diese Kirche in ein Kornhaus verwandelt, und das Kloster, wo jetzt eine Erziehungsanstalt ist, diente den Bernischen Aemtleuten zur Residenz, und eine neue Kirche ist zum Gottesdienst bestimmt. *Ungefähr neun Jahrhunderte nach dem Tode Berthas entdeckte man, als man einige Arbeiten in der St. Michaelskapelle vornahm, zwei Fuß unter dem Boden einen steinernen Sarkophag ohne Deckel, mit einigen mit Erde vermischten weiblichen Gebeinen; es war deutlich, daß dieses Grab vorher wahrscheinlich von Schatzgräbern zur Zeit der Reformation durchstöbert worden war. Aus wohlgegründeten Vermuthungen wurde geschlossen, daß diese Gebeine die Ueberreste Berthas seyen. Unter dem Chor der Kirche fand man zwei ganze Skelette, die man für die Ueberreste Rudolfs II. und Konrads hält. In dem Umfange der Kirche fand man andere Skelette in beinahe vergangenen hölzernen Särgen. Endlich entdeckte man in verschiedenen Gewölben ungefähr dreihundert Schädel. Das Grab und die Gebeine wurden in die Pfarrkirche von Peterlingen gebracht und mit einer Tafel von schwarzem Marmor mit einer lateinischen Inschrift bedeckt, welche zeugt, daß nach neun Jahrhunderten das Andenken Berthas noch in der romanischen Schweiz in Ehren ist. Peterlingen besitzt außerdem den Sattel, auf welchem Bertha spinnend ritt; denn diese Königin gab ihrem Volk das Beispiel



der Arbeitsamkeit, Zeuge davon das Sprichwort: die gute Zeit, wo Bertha spann! Dieser Sattel hängt an einer Säule in der Pfarrkirche, und verdankt es wahrscheinlich seinem geringen innern Werthe, daß er noch da ist; denn was noch davon übrig ist, ist von ganz wurmstichigem Holze mit Eisen beschlagen, und dieses Eisen scheint noch später darauf genagelt worden zu seyn, um die gänzliche Zerstörung dieser kostbaren Reliquie zu verzögern, wovon die beiliegende Zeichnung die wirkliche Form mit einem Gebiß und Steigbügeln darstellt. Es ist ziemlich schwer zu begreifen, wie man diese Art von Sattel gebrauchte. Vor diesem alterthümlichen Zustande glich er ziemlich einer Hofe, auf jeder Seite mit einer Scheide, worin Ihre Majestät die Beine steckte; auf diese Weise sitzend konnte sie, es ist wahr, nicht abgeworfen werden; aber es bleibt noch zu wissen, wie sie darauf kam. Uebrigens ist dieser Sattel mit einem Loche versehen, um die Kunkel der guten Königin aufzunehmen.

St. Gallus.

Die Bewohner des westlichen Helvetiens waren schon längst Christen, als die Deutschen, welche den östlichen Theil bevölkert hatten, noch Heiden waren. Diese kriegerischen und barbarischen Völker schickten sich besser in den Dienst ihrer Götzen, als in die Vorschriften des Christenthums; sie wurden auch nicht umgänglicher, als bis sie unter die Herrschaft der Franken fielen, deren König Clovis sich mit 3000 der Seinigen im Jahr 496 taufen ließ. Indessen machte das Christenthum erst 100 Jahre später Fortschritte unter diesen Barbaren. Aus dem Norden Irlands waren Colomban, Gallus, Magnold und neun andere aus angesehenen Familien nach Frankreich gekommen, stifteten ein Kloster in Luxeuil und besuchten von da die Schweiz. Sie giengen bei einem Dörfchen, Namens Ascapa, jetzt die Stadt



DAS SCHLOSS DÜNG

Schaffhausen, über den Rhein, und kamen in einen Flecken am Ufer des Zürichsees, wo jetzt die Stadt dieses Namens liegt. Bis jetzt waren sie sogenannten christlichen Gemeinden begegnet, d. h. Leuten, die getauft waren, welche aber deshalb nicht mehr wußten. Dann gelangten sie an dem andern Ende des Sees nach Tugen, dessen Bewohner Heiden waren. Colomban und Gallus wollten ihnen das Evangelium predigen und ihnen die Abgeschmacktheit ihres Gottesdienstes zeigen; aber diese Menschen antworteten ihnen, daß sie und ihre Vorfahren immer mit ihren Göttern zufrieden gewesen seyen und sie nicht ändern wollten. Die aufgebrachten Missionarien ergriffen die Götzenbilder und warfen sie in den See; aber sie mußten fliehen. Sie giengen hierauf gegen den Bodensee, nach Bregenz, einer damals von den Deutschen zerstörten Stadt und fanden da einen Tempel, wo die Einwohner dem Gott Wodan opferten. Gallus und seine Begleiter waren da glücklich, man hörte sie gerne und ließ sie ohne Widerstand die Götzenbilder zerstören. Mit großer Frömmigkeit verbanden diese eifrigen Männer große Kenntnisse. Sie lehrten die Bewohner der Gegend das Land bauen und Fruchtbäume pflanzen. Die Deutschen hatten aber noch keinen Geschmack für so friedliche Arbeiten, denen sie Krieg und Jagd vorzogen, und nach Verfluß von drei Jahren mußten Gallus und seine Gefährten diese Gegend auf Befehl des Herzogs von Schwaben verlassen. Gallus kam krank in Arbon bei einem Priester, Namens Willeram, an und beschloß bald, seine Tage in dieser Einsamkeit zu endigen. Der Helfer Hiltbold, ein großer Jäger, zeigte ihm eine Stelle an den Ufern des Flusses Steinach, am Fuße hoher Gebirge und umgeben von düstern, von wilden Thieren bewohnten Wäldern. Gallus ließ sich in dieser Einsamkeit mit seinem Freunde Magnoald und einigen andern nieder, sie bauten Hütten, säeten Gemüse, zogen eine Heerde und machten sich die erforderlichen Jagd- und Fischereigeräthe. Beachtet und geehrt in der ganzen Gegend, gelang es ihrem Beispiele und ihren Worten, die Sitten der Bewohner zu mildern und eine große Zahl zu bekehren. Gallus starb im Jahre 940, 95 Jahre alt, nachdem er 10 Jahre in dieser Einsamkeit gelebt hatte. Sechzig Jahre später baute man das berühmte Kloster St. Gallen an der Stelle, wo noch die Zelle des heiligen Maiknes stand. In dessen gab es noch lange nachher Heiden in den Gebirgen Appenzells, und erst im Jahr 1014 sah man die letzten Spuren des Heidenthums verschwinden.



Das Schloß Duin.

Das große und schöne, durch seine Salzwerke bekannte Dorf Veg, im Kanton Waadt, liegt in einer der fruchtbarsten und malerischsten Gegenden dieses Landes. Von allen Seiten gelangt man durch Wege dahin, beschattet von prächtigen Rußbäumen; der Ort selbst ist eine grüne Fläche, umgeben von waldigen Bergen. Unter den herrlichen Spaziergängen, welche Veg umgeben, verdient keiner mehr besucht zu werden, als der, welcher zu den Ruinen des Schlosses Duin, eine halbe Stunde vom Dorfe führt. Zuerst kommt man über den Mençon über eine hölzerne Brücke, dann unter dem Schatten der Rußbäume folgt man einem Wege, der sich durch die Ebene hinzieht und in gerader Linie zu dem Hügel führt, worauf man die Ruinen von Duin erblickt, hinter welchen die Dent de Morele ihren spitzen Gipfel in die Wolken erhebt. Am Ende der Ebene bestiegt man einen von einem Castanienwald bedeckten Abhang und bald erreicht man die Stelle, worauf man die Ruinen von Duin findet. Nichts ist romantischer, nichts bezaubernder, als diese Lage; das geräumige Plateau ist mit Gehölzen und malerisch gruppierten Bäumen besetzt; ein grüner Rasen bedeckt den Boden, aus welchem sich, halb unter Bäumen versteckt, ein Thurm und einige Ueberreste sehr hoher Mauern erheben. Was aber die Blicke noch mehr anzieht, ist die prächtige Aussicht, die man von dieser Anhöhe auf das Rhonethal, die benachbarten Gebirge und den Genfer See, der den Horizont nordwestlich schließt, so wie auf die fruchtbaren Hügel von la Vaux genießt. Hier und da sieht man die Rhone sich durch die von Baumgruppen und Dörfern durchschnittene Ebene schlängeln. Allein Abends, bei Sonnenuntergang, muß man hauptsächlich dieses herrliche Schauspiel genießen.

Das Schloß Duin oder Veg ist ein Gebäude des Mittelalters; allein sein Ursprung scheint weniger bekannt, als die Zeit seiner Zerstörung durch die Berner bei ihrem Zuge gegen Savoyen im Jahr 1465. Seine Trümmer bezeugen, daß es fest und geräumig war. Der Hof hat 100 Schritte Breite, und die Entfernung von einem Thurm zum andern ist 235 Schritte; die Mauern haben 7 Fuß Dicke.

Die Pest im Jahr 1449 und die Juden.

Im Anfange des Jahres 1448 fühlte man in einem großen Theile Europas so heftige Erdbeben, daß eine Menge Gebäude, Schlösser und Städte zusammenstürzten. Die Erde spaltete sich an mehreren Stellen, verschlang Menschen und Wohnungen, und schwefelige Ausdünstungen entströmten ihr. Ein noch schrecklicheres Uebel folgte diesem. Genueser Gale-



ren brachten aus der Levante die Pest nach Italien, von wo sie sich schnell in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und dem übrigen Europa verbreitete. Der Charakter dieser Krankheit war der schrecklichste; die mindeste Berührung mit einem Verpesteten, oder mit Gegenständen, die er berührt hatte, war genug um angesteckt zu werden, und der Tod erfolgte unfehlbar am dritten Tage; denn man kannte kein anderes Schutz- und Rettungsmittel, als die Anrufung der Heiligen. Uebrigens trockte die Krankheit allen Hülfsmitteln der Kunst. Kein Ort war vor dieser Landplage sicher, welche mit noch stärkerer Wuth im Jahr 1449 fortdauerte. Zwölf tausend Menschen fielen in Basel als Opfer derselben, in Bern starben täglich 60. In dem so hoch und einsam liegenden Engelberger Thale verloren 20 Häuser alle ihre Bewohner. Ganze Familien kamen um und viele Häuser blieben verlassen und leer. Man kam durch Dörfer ohne Einwohner; das Vieh floh die Häuser und irrte in den verlassenem Feldern. Die Bevölkerungen der angesteckten Orte wurden von außerordentlichem Schrecken befallen; die, welche fliehen konnten, flohen und fanden anderwärts den Tod. Sobald man bei Jemand die Kennzeichen der Ansteckung bemerkte, so war er von Jedermann verlassen; die Priester und die Aerzte flohen ihn, wie die andern; selbst die Bande des Blutes waren kein Beweggrund mehr, einem Kranken beizustehen, und kaum fand man noch Leute genug, um die Todten zu beerdigen. Man berechnet, daß die Schweiz damals den dritten Theil ihrer Bewohner verlor. Island verlor dadurch beinahe seine ganze Bevölkerung, und mehrere große Städte Europas wurden auf die Hälfte ihrer Bewohner herabgesetzt.

Zu jener Zeit war es bei dem unwissenden Volk gebräuchlich, alles Unheil der Bosheit der Juden zuzuschreiben, welche deßhalb oft grausam verfolgt wurden. Man glaubte zu bemerken, daß sie beinahe nie von der Pest ergriffen wurden, und daß sie nie

aus den nämlichen Brunnen Wasser schöpften wie die Christen: es bedurfte nicht mehr. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß die Juden die Brunnen vergiftet hätten; das wüthende Volk schwur, alle zu vertilgen, die in seiner Mitte lebten; sie wurden gefoltert, um ihnen Geständnisse auszupressen, und die Qualen machten sie alles gestehen, was man nur wollte, man ließ sie sogar aussagen, daß sie in Zürich ein Kind mit Stecknadeln getödtet hätten, und noch viele andere Grausamkeiten, die sie begangen haben sollten. Endlich bemächtigte man sich überall der unglücklichen Juden, und überlieferte sie zu Hunderten den Flammen. Da es deren viele in Basel gab, so baute man ein großes hölzernes Haus auf eine Insel in den Rhein, worin man sie alle verschloß und es dann anzündete. Die Zürcher fanden dieses Mittel als das schnellste, und machten es mit den andern ebenso. Ein Jude von Constanz ließ, um dem Scheiterhaufen zu entgehen, sich taufen, bereute es aber nachher, und schloß sich mit seiner Frau und seinen Kindern in sein Haus ein und zündete es an; dann rief er mitten aus den Flammen: er sterbe als wahrer Jude und 40 andere Häuser verbrannten mit dem feinnigen. — Der Herzog Albrecht von Oesterreich schloß 330 Juden in sein Schloß Kyburg ein, um sie der Wuth des Volks zu entziehen; dieses aber hatte sich lärmend vor dem Schlosse versammelt und nöthigte ihn, sie den Flammen zu überliefern. In Eglingen schlossen sich diese Unglücklichen mit ihren Familien in die Synagogen ein und zündeten sie an. In andern Städten der Schweiz hatten ähnliche Exekutionen Statt, und dennoch setzte die Pest ihre Verheerungen fort. Die vernünftigen Leute schrieben die Krankheit den Ausdünstungen zu, welche den durch das Erdbeben entstandenen Spalten entströmten; andere glaubten, sie sey die Wirkung des durch das gleiche Ereigniß verdorbenen Wassers. Erst später erhielt man genauere Kenntniß von dem Gange der orientalischen Pest.

F a h n e n ,

den Schweizern von den Päbsten ertheilt.

In Folge der burgundischen und schwäbischen Kriege hatten sich die Schweizer den höchsten militärischen Ruf erworben. Alle Fürsten suchten Bündnisse mit ihnen, und sie glaubten ein unüberwindliches Heer zu haben, sobald ein Corps Schweizer in seine Reihen getreten war. Die reiche Beute, welche sie in den letzten Kämpfen gemacht, hatte ihre Habsucht auf den höchsten Grad gesteigert, und zu dieser Zeit waren die Eidgenossen immer bereit, ihr Blut für den Fürsten zu vergießen, der sie am besten zahlte.

Die Päpste waren nicht unter den Letzten, welche ein so werthvolles Bündniß suchten, und man begreift, daß sie es leicht erhielten. Auch kämpften die Schweizer bald in der Lombardei für den heil. Stuhl. — Sixtus IV., zufrieden mit der Tapferkeit und Treue seiner neuen Bundesgenossen, sandte ihnen im Jahr 1478 einen Legaten mit Ablässen, denen eine geweihte Fahne beigelegt war, so wie eine Bulle, worin er sie ermahnte, den heiligen Stuhl redlich zu vertheidigen, und die ihnen die Pforten des Himmels öffnete, wenn sie ihren Vorschriften nachkamen. Die Fahne war von rother Seide; St. Petrus war darauf im päpstlichen Gewande mit der dreifachen Krone abgebildet.

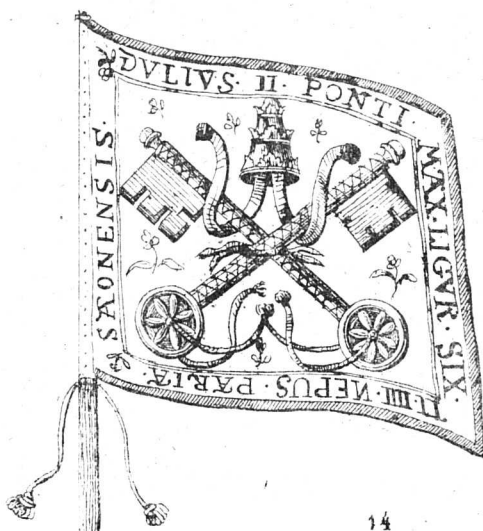
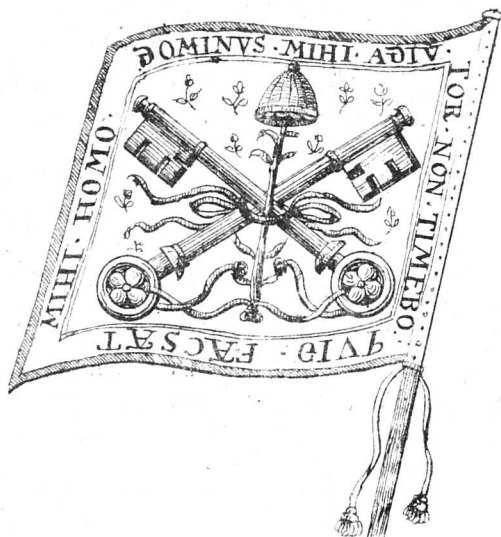
Dank sey es den Umtrieben des berühmten Cardinals Schinner, die Schweizer bewaffneten sich im Jahr 1512 aufs Neue für die Vertheidigung des heil. Stuhls, den damals der kriegerische Julius II. inne hatte. Um seine lieben Söhne, die Eidgenossen des hohen Bundes von Oberdeutschland, würdig zu beloh-

nen, und ihren Eifer zu entflammen, sandte ihnen der Papst ein Breve, das ihnen für immer den Titel: Vertheidiger der Kirche, bestätigte. Außer einer Menge schöner Versprechungen brachte ihnen Schinner noch geweihte Geschenke Sr. Heiligkeit, und unter andern ein reich mit Gold besetztes Schwert, im Werthe von 500 Dukaten, einen mit Gold, Perlen und Edelsteinen besetzten Herzogshut, endlich zwei prächtige Fahnen, auf deren einer man die Schlüssel Petri mit der Freiheitsmütze darüber sah, mit der Inschrift: Dominus mihi adjutor, non timebo: quid faciat mihi homo? — Der Herr ist meine Hülfe, ich fürchte mich nicht: was will der Mensch wider mich?

Die zweite Fahne führte auf der einen Seite das Bild Julius, und auf der andern die Schlüssel und die dreifache Krone darüber mit der Inschrift: Julius II Pont. Max. Ligur. Sixti IV nepos patria saonensis.

Das Breve, das Schwert und der Hut wurden in Zürich hinterlegt und die Fahnen zu Baden, von wo sie in der Folge, mehrerer Sicherheit wegen, in das Kloster Einsiedeln gebracht wurden.

Julius aber beschränkte seine Freigebigkeiten nicht hierauf. Besondere und kleinere Fahnen wurden an alle Kantone und Bundesgenossen der Eidgenossenschaft vertheilt. Jede dieser Fahnen war geweiht und führte ein heiliges Bild. Auf der von Zürich sah man die heil. Dreifaltigkeit und die Krönung der Jungfrau; auf der von Bern die drei Könige; auf der von Luzern den Todeskampf des Erlösers; auf der von



Mühlhausen einen heiligen Stephan; die Fahne von Freiburg war von einer Bulle begleitet, welche die Pfarrei St. Nikolaus zu einer Collegialkirche mit einem Domherrenkapitel erhob; die von Appenzell war von weißem Damast, worauf die goldenen Schlüssel angebracht waren, die der Bär im Landeswappen trug; Basel erhielt die seinige mit seinem Wappen in Gold; auf der des Abtes von St. Gallen sah man den heil. Gallus auf einem goldenen Stuhle sitzen, und vor ihm einen Bären, der zwei Schlüssel hielt mit einem Eichhörnchen. — Um das Maas so vieler Günstbezeugungen voll zu machen, gestattete der freigebige Papst Mühlhausen das Recht, die Farbe seines Mühlrades in Gold zu verwandeln; Bern die Klauen seines Bären zu vergolden; Schwyz Prozessionen zu halten, mit der Fahne an der Spitze; Schaffhausen eine goldene Krone auf den Kopf seines Widlers im Wappen zu setzen und seine Füße zu vergolden. Endlich war kein Ort der Eidgenossenschaft vergessen und jeder Pannerträger erhielt außerdem einen ausgedehnten Ablass, um sich des ihm übertragenen Grades würdig zu zeigen.

Diese prächtigen Geschenke wurden mit allem angemessenen Respekten in Empfang genommen. Allein Basel zeichnete sich vor allen andern aus. Vierzehnhundert Bürger giengen in Prozession ihrer Fahne entgegen. — Dann lud der Papst die Eidgenossen ein, ihm eine Gesandtschaft zu schicken, welche in der That auch bald nach Rom abreiste. In Florenz begegneten die Schweizer einem Gesandten des heil. Vaters, der ihnen prächtige seidene Kleider übergab, damit bei ihrem Einzug in die Hauptstadt der katholischen Welt ihre bescheidene Tracht kein Gegenstand des Spottes der Hofleute sey.

Julius II. war stolz auf den Bund der Schweizer, welche Frankreich von der Hand gewiesen hatten. Der Einzug der Abgeordneten der Eidgenossenschaft in Rom geschah auch mit großer Pracht, mitten unter einem glänzenden Gefolge, dem Donner der Kanonen und dem Schmettern der Trompeten und der Trommeln. Der Papst selbst kam ihnen entgegen und gab ihnen seinen Segen. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich auf ihrem Zuge, neugierig, die Repräsentanten einer Nation zu sehen, von der man so viel sprach.

Die erste Audienz, welche die Schweizer Abgeordneten vom Papste erhielten, war nicht minder prächtig, als ihr Einzug; aber sollte man es glauben? ob schon mit allen Günstbezeugungen überhäuft, waren sie doch lange nicht zufrieden, und um das so oft auf die Nation übel angewendete Sprichwort zu rechtfertigen, verlangten sie baares Geld. Bei ihrer Abreise erhielt auch jeder Gesandte noch 40 Goldgulden und 15 Dukaten von der päpstlichen Freigebigkeit. — Uebrigens war der Papst ein ziemlich schlechter Zahler: er war den Schweizern 80,000 Dukaten schuldig, und sie mußten sich mit dem vierten Theile begnügen; allein sie

konnten sich über diesen Rechnungsfehler bei der Einnahme von Verona und Bergamo trösten, deren Ranzion ihnen 100 000 Dukaten eintrug.

Aber diese glänzenden Fahnen, welche der Schweiz so vieles Blut kosteten, sind nun vergessen und in den Staub gesunken; was uns von der Freigebigkeit des Papstes Julius II. noch Kostbares übrig bleibt, ist der Hut, der das helvetische Wappen deckt, und der von da an das Sinnbild unserer Freiheit wurde. Von dieser Zeit an datirt sich auch die Existenz jener Schweizergarde, welche die Päpste immer um ihre Person behalten haben.

Der König von Frankreich, la Trimouille und die Schweizer.

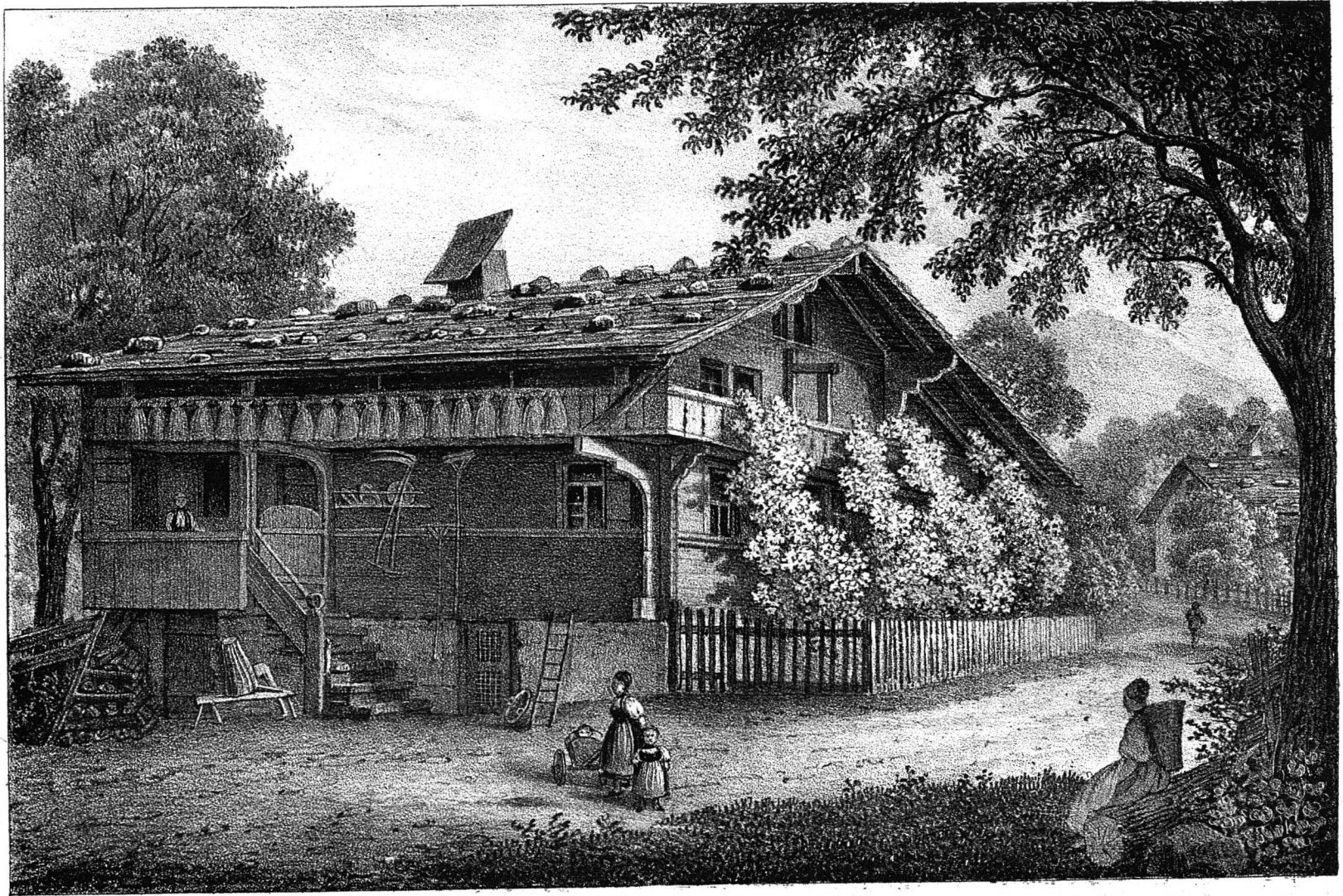
Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, während der italienischen Kriege, war die Schweiz fortwährend durch Faktionen zerrissen, deren Feuer durch die beträchtlichen, durch das Blut ihrer tapfern Krieger erworbenen Reichthümer genährt wurde. Und trotz der durch diese bedauerliche Entartung verursachten Verheerungen hatten die Eidgenossen nichts von ihrer alten Kraft verloren, und sie bewiesen es im Augenblick, wo es sich von Nationallebre handelte. Damals hätte man sie nicht mit diplomatischen Noten oder gar mit der Drohung eines Blocus erschrecken können; und die mächtigsten Monarchen Europa's hätten sich keiner solchen Mittel gegen sie bedient.

Ludwig XII., wohl überzeugt, daß er sich niemals in der Lombardie halten könne, so lange er die Schweizer zu Gegnern habe, wollte um jeden Preis ihre Freundschaft wieder gewinnen; daher ernannte er zu Gesandten an die Tagsatzung drei in Unterhandlungen sehr gewandte Männer, den tapfern la Trimouille, den Präsidenten von Dijon und den Bischof von Marseille. Es war aber nicht so leicht, die erzürnten Eidgenossen zu begütigen, deren Stolz sich beleidigt fand, und nur auf Verwendung des Herzogs von Savoyen und der Prinzessin von Dranien erhielten sie sicheres Geleit. Was in unsern Tagen unglaublich scheinen mag, ist, daß der König von Frankreich genöthigt war, die Erlaubniß, seine Gesandten in die Schweiz zu schicken, zu bezahlen; in der That kostete ihn dieß 22,000 Thaler so wie die Zurückgabe der Schlösser Luggerus und Laus.

Den 25. Febr. 1513 erschienen die Gesandten des Königs vor der Tagsatzung, wo ihre Unterhandlungen beinahe ebensobald beendigt als angefangen waren, denn die Schweizer waren damals geschwinder in den Geschäften, als jetzt. Die Friedensbedingungen der Letzten waren, daß der König von Frankreich für im-



INTERLAKEER MÄDCHEN.



HAUS IN DER GEGEND VON INTERLAKEN.

mer auf seine Ansprüche an Italien verzichte, daß er alle festen Plätze daselbst den Schweizern übergebe, daß er einen Tag festsetze, wo sich die Prätendenten zu einem Congresse versammeln, und daß im Falle, wo man zu keinem Schlusse käme, der König sich vor einem eidgenössischen Gerichte stelle, wo die Frage nach dem Rechte entschieden werden solle.

Derlei Bedingungen schienen dem Repräsentanten des mächtigsten Monarchen der Christenheit überspannt. Vergebens hatte la Trimouille schöne Versprechungen gemacht; vergebens hatte er 126,000 Livres in Geschenken aller Art vertheilt, er konnte keine günstigeren Bedingungen erhalten. Dann erklärte er, er habe keine Instruktionen und hinreichenden Vollmachten, um die ihm gemachten Bedingungen anzunehmen. Man antwortete ihm, wenn es so sey, so könne er abreisen, wenn es ihm beliebe. — Der Krieger reiste in der That ab, aber nur um sich an die Spitze eines auserlesenen Heeres zu setzen, das Frankreich in die Lombardei sandte, und welches, weit entfernt den Hoffnungen und Bemühungen seines Anführers zu entsprechen, in der blutigen Schlacht von Novara von den Schweizern gänzlich geschlagen wurde. — Der Augenblick war günstig, Frankreich zum Frieden zu zwingen, indem man sein Gebiet überfalle. Die Eidgenossen bemächtigten sich zuerst des Fürstenthums Neuenburg, das einem französischen Prinzen gehörte; dann rückten sie mit einer Armee von 30,000 Mann in Burgund ein. Der deutsche Kaiser, während dieses Krieges mit den Schweizern verbündet, hatte zu dieser Armee ein Corps Reiterei und das Belagerungsgeschütz gestellt. Ohne vielen Widerstand lagerten sich die vereinigten Armeen vor Nancy, und schon am andern Tage früh Morgens beschossen ihre Batterien die Mauern der Stadt.

La Trimouille, der genöthigt worden war, die Lombardei zu räumen, versammelte an Truppen, was er in der Schnelle aufbringen konnte, um Nancy zu verteidigen; er besserte die verfallenen Festungswerke aus und brannte zwei Vorstädte weg; allein nach Verfluß von 48 Stunden war ein Stück der Mauer und ein Theil eines Thurmes unter dem Feuer der Belagerer eingestürzt, und diese bereiteten sich sogleich zum Sturm. Nancy mit allen seinen Reichthümern war auf dem Punkte in ihre Gewalt zu fallen, und wer hätte alsdann die schweizerische Armee hindern können, deren Namen allein Schrecken verbreitete, in das Herz Frankreichs einzudringen, das, im Norden von den Engländern bedrängt, ihnen so zu sagen nichts entgegenzustellen hatte? Aber la Trimouille, der die Schweizer wohl kannte, legte ihnen eine Schlinge, welche Frankreich rettete. Vermittelt auf geschickte Art gespendeter Geldsummen und schöner Worte gelang es ihm, Zwietracht in ihrer Mitte zu säen; dann machte er ihnen weiß, er habe Vollmacht den Frieden zu unterhandeln, der in der That unter den von der Tagsatzung

zu Luzern vorgeschriebenen Bedingungen geschlossen wurde, wonach Frankreich den Schweizern 400,000 Kronen, ihren Allirten 10,000 zahlen und ihnen Geiseln stellen sollte, unter welchen sich der Neffe la Trimouille's befand. — Die Eidgenossen glaubten, einen glänzenden Feldzug gemacht zu haben; sie zogen in Unordnung und mit aller möglichen Nachlässigkeit zurück. Bald aber konnten sie bemerken, daß sie durch den feindlichen General betrogen waren: der Neffe la Trimouille's entwich, die andern Geiseln wurden als Personen von dunkler Herkunft erkannt, die 400,000 Kronen wurden niemals gezahlt, und endlich der von Seiten der schweizerischen Hauptleute mit eben so viel Unredlichkeit als von dem französischen General abgeschlossene Vertrag von dem König von Frankreich verworfen. Bei ihrer Rückkehr in die Schweiz hatten die leichtgläubigen und habgüchigen Unterhändler alle Mühe, der Wuth des Volkes zu entgehen, das übrigens sich damals weniger gierig nach Eroberungen als nach Thalern zeigte. Dieß war das verderbliche Ergebniß, das die Eidgenossen erzielten, nachdem sie unter so günstigen Vorzeichen begonnen hatten.

Haus in dem Thale von Interlaken im Kanton Bern.

Die so malerischen und poetischen Umgebungen von Interlaken haben eine beinahe europäische und wohlverdiente Berühmtheit erlangt; in der schönen Fahrzeit sieht man da Tausende von Fremden aus allen Theilen Europa's wohnen. Und wer hätte nicht wenigstens von diesem imposanten Umfange von Gebirgen sprechen hören, der dieses schöne Thal umschließt, unter welchen die Jungfrau ihren blendend weißen Gipfel erhebt; von den Seen von Thun und Brienz, von der Matten-Ebene, bedeckt mit den größten Nussbäumen der Schweiz und bewässert von der Aare, die durch ihre langen Kreise nur mit Bedauern diese glückliche Gegend zu verlassen scheint, bevölkert von einer Menge Wohnungen und Dörfer? Hier und da bemerkt man zwischen den Wäldern von Fruchtbäumen die Dächer einer Menge Wohnungen, die durch ihre Nähe ganze Dörfer bilden. Wer hat jene hübschen und reinlichen hölzernen Häuser nicht gesehen, jedes umgeben von seinem Garten und Baumgute, beschattet von dichten Bäumen, die eine Kuppel von Grün bilden? Alle diese Häuser, wenn schon nach dem nämlichen Plan erbaut, bieten beständig Abwechslungen dar: sie haben alle zwei Stockwerke und Gallerien auf beiden Seiten, die sich oft noch auf die Vorderseite des Hauses erstrecken. Oft beschattet eine Weinlaube die Gallerien oder den Vordertheil des Hauses, unter welcher die Familie im

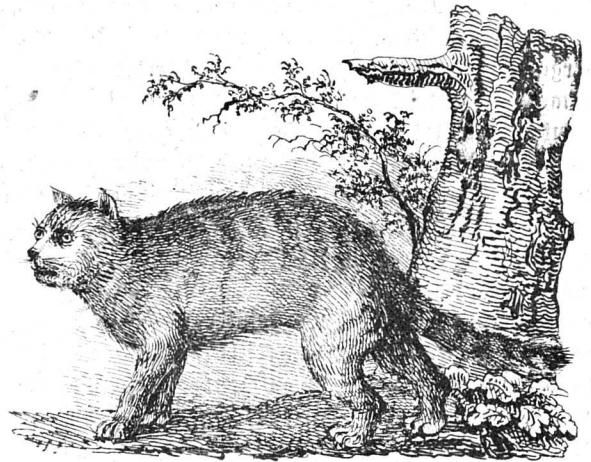
Sommer ihre ländliche Mahlzeit einnimmt und die Weiber die häuslichen Geschäfte verrichten. Alle diese Häuser sind mit Schindeln gedeckt, welche mit großen Steinen beschwert sind; sie ruhen auf steinernen Grundmauern von 6 bis 8 Fuß hoch, die den Keller enthalten. Die täglich gebrauchten Werkzeuge sieht man außerhalb des Hauses. Eine Treppe von Stein oder Holz führt zur Gallerie des ersten Stockwerks.

Das Volk, welches dieses Thal bewohnt, verdient ebenfalls gesehen und gekannt zu werden. Die Männer sind groß und wohlgebaut; die Kleidung der Weiber, wenn schon wenig von der in der Gegend von Bern unterschieden, ist indessen grazioser; statt der so widerlichen sammetnen Halsgöller tragen sie gewöhnlich seidene Tücher um den Hals, deren Enden auf kokette Weise auf den Schultern liegen. Am öftesten sind sie in bloßem Kopfe, einzig mit ihrem blonden Haare geschmückt, das hinten am Kopfe befestigt ist. Die Physiognomie der Weiber ist unübertrefflich schöner, als in der Gegend von Bern; ihre Züge sind fein und zart, ihr Gesicht länglicht; der Ausdruck ihres Gesichtes ist fein und muthwillig. Ihr Wuchs, ihre Füße und Hände sind wohl proportionirt, und man bemerkt wohl, daß die harten Arbeiten des Ackerbaues nicht ihre gewöhnliche Beschäftigung sind.

Die wilde Katze.

Die wilde Katze ist der ursprüngliche Stamm aller Katzen; man darf aber die wirkliche wilde Katze nicht mit derjenigen verwechseln, die es geworden ist aus Mangel an Herrn und Nahrung, und der man häufig in den Wäldern begegnet, während die erste in der Schweiz ziemlich selten geworden ist. Man findet sie nur in den wildesten und von den Menschen am wenigsten besuchten Wäldern. Die Charakterzüge, die sie von der Hauskatze unterscheiden, sind zunächst die Farbe, die beinahe immer ein graues Braun mit dunkleren Flecken ist; die Nase und die Lippen sind schwarz, die Haare länger, der Schwanz ist durchaus gleich dick, und das Innere der Füße ebenfalls immer schwarz. Die wilde Katze ist viel größer und stärker als die Hauskatze; sie ist eines der wildesten und raubstüchtigsten fleischfressenden Thiere. Sie richtet große Verwüstungen unter dem Geflügel, den Hasen, den Kaninchen und andern Thieren an. Wie der Tiger, lauert sie auf ihre Beute an einem erhabenen Orte; wie er, wirft sie sich mit einem Sage auf sie, und verfehlt sie beinahe nie. Wenn sie verfolgt wird, so flüchtet sie sich gewöhnlich auf einen Baum, wo sie sich gegen ihren Verfolger vertheidigt, und mit unglaublicher Wuth und Kühnheit von ihren Zähnen und Klauen Gebrauch macht; dann wäre es gefährlich, sich ihr zu

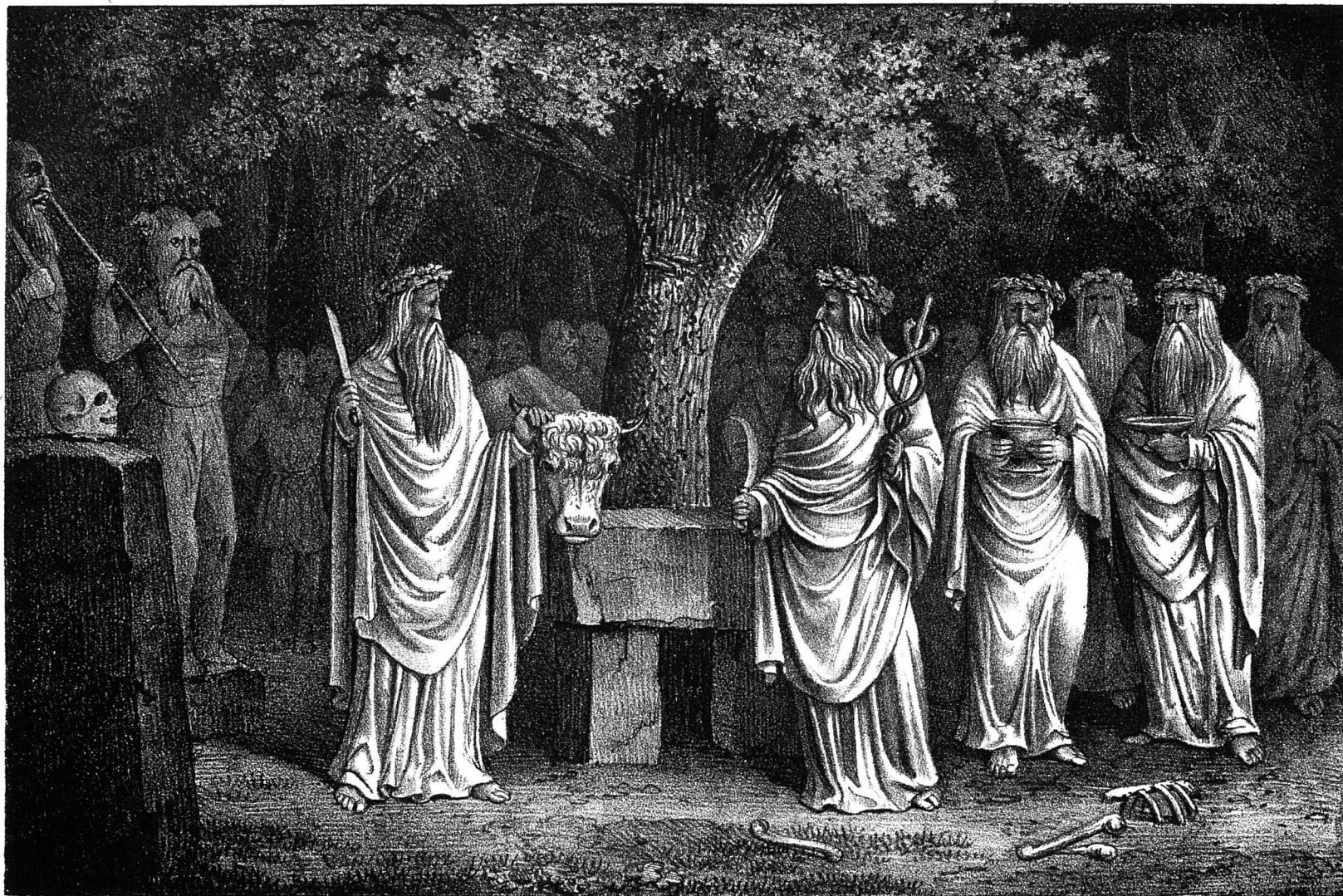
nähern, und wehe dem Hunde, den sie erreichen kann. Wenn er nicht erwürgt wird, so geht er wenigstens nicht ohne grausame Wunden aus dem Kampfe. Man hat das Beispiel von einer wilden Katze, die sich siegreich gegen mehrere große Hunde zugleich vertheidigte,



welche nach dem ersten Angriffe nicht versucht waren, einen zweiten zu beginnen.

Von dem Gottesdienst der alten Helvetier und der Druiden.

Die Helvetier, wie alle celtischen Völker, bekannten sich zur Religion der Druiden, deren Ursprung sich in der Nacht der ältesten Zeiten verliert, und deren Gottesdienst barbarischer war, als der der wildesten Bewohner der neuen Welt. Die Celten erkannten ein höchstes Wesen und gaben die Unsterblichkeit der Seele zu. Sie verehrten die Gestirne und die Elemente. Ihre Priester waren die Druiden, welche eine Kaste oder einen zahlreichen und mächtigen religiösen Orden bildeten: mächtig, denn die Druiden vereinigten in sich alle Gewalt und alle Wissenschaft; sie waren Aerzte, Sternkundige, Weltweise, Dichter und Richter; sie waren nicht allein die höchsten Schiedsrichter in allem, was die Religion betraf, sondern da man ohne ihr Zuthun nichts vornahm, weder im Kriege noch im Rechte, so dehnte sich ihre bürgerliche Gewalt eben so weit aus, als ihre religiöse. Sie hatten ein Oberhaupt, der Großdruide genannt, der mit Stimmenmehrheit erwählt wurde. Ganz Gallien erkannte nur einen einzigen Großdruiden, der in Bretagne wohnte. Ihre ganze Wissenschaft bestand in gewissen poetischen Stücken, öfter allegorisch, die sie auswendig lernten, und worin alle Geheimnisse ihrer Sekte enthalten waren.



FEIERLICHKEITEN DER DRUIDEN .

beim Einsetzen des Eichenstels.

Um das Volk in der Unwissenheit zu erhalten, hatten sie den Grundsatz aufgestellt, nie etwas über seine Geschichte zu schreiben, und aus diesem Grunde hat man nur sehr dunkle Andeutungen über ihre Religionslehren; ein Schüler brauchte gegen 20 Jahre um vollkommen eingeweiht zu seyn. Die Druiden kannten den Gebrauch der Schrift und, wie Cäsar sagt, waren ihre Buchstaben griechisch. Sie beschäftigten sich viel mit der Beobachtung der Gestirne und, wie sie behaupteten, erkannten sie die Zukunft vollkommen aus ihren Bewegungen. Uebrigens mischte sich in ihre Studien viel Aberglauben; sie pflückten, z. B., keine Pflanze, ohne vorher die Planeten um Rath gefragt zu haben, und in diesem Falle mußten sie weiß gekleidet seyn, mit nackten und gewaschenen Füßen. Stark in der Ueberzeugung, daß sie mit dem Tode nur die Wohnung änderten, liehen sie ihr Geld unter der Bedingung, daß man es ihnen in der andern Welt wiedererstatte. Sie schrieben Briefe an ihre verstorbenen Freunde und Verwandten, und legten sie in das Grab oder auf den Scheiterhaufen des Todten. In der nämlichen Absicht begruben oder verbrannten sie mit dem Körper des Verstorbenen alle Gegenstände, die ihm am liebsten und werthesten waren, damit er sie in der andern Welt wiederfinde; und es war nicht selten, bei dieser Gelegenheit Freunde oder Diener des Verstorbenen ihr Leben zum Opfer bringen zu sehen, um nicht von ihrem Freunde oder Herrn getrennt zu werden. Im Allgemeinen machten sich die Celten nicht viel aus ihrem Leben, überzeugt, daß wenn sie im Kriege oder freiwillig sterben, eine ewige Glückseligkeit ihr Loos in der andern Welt sey; dieß erklärt einigermaßen die Weisspiele von Grausamkeit, wovon die alten Geschicht-

schreiber sprechen. Man sah sie nach einer Niederlage ihre Verwundeten und manchmal sich selbst tödten; man sah die Weiber ihre Kinder und dann sich selbst umbringen. Sie hätten ihre Glückseligkeit in der andern Welt sogar unvollkommen geglaubt, wenn sie das Vergnügen zu tödten nicht genossen hätten. So zählten sie unter ihre größten künftigen Genüsse, sich alle Tage in Stücken zerhauen zu können, und sich Abends bei einem prächtigen Feste einzufinden, die Glieder wieder an ihrem Plaze, um am andern Tage wieder anzufangen. Die Druiden hatten keine Tempel, denn nach ihren Begriffen konnte die Gottheit in keine Gränzen eingeschlossen werden. Sie feierten ihre Mysterien in dem Dunkel der Wälder, besonders in den Eichenwäldern, deren Zweige sie verflochten, um die Dunkelheit des Ortes zu vermehren. Gewöhnlich umschloß ein Kreis von unförmlichen Steinen den geheiligten Umfang, welcher der Menge unzugänglich war. Da häuften sie die Beute und die im Kriege erworbenen und der Gottheit zum Voraus geweihten Reichtümer auf; da vollzogen sie jene abscheulichen Menschenopfer, deren Priester ihre blutdürstigen Weisen waren. In der Absicht, dem Volke Schrecken einzupflößen, machten sie ihm glauben, daß die Götter nur durch Menschenopfer befriedigt werden könnten. So opferte man bei allen öffentlichen Bedrängnissen und bei der Eröffnung eines Feldzuges eine gewisse Zahl aus den Uebelthätern oder den Kriegsgefangenen; in ihrer Ermangelung aber, oder wenn sie nicht ausreichend waren, wählte man aus der Bürgerklasse, und das Loos bezeichnete diejenigen, welche geopfert werden sollten. Bisweilen waren in- dessen diese Opfer freiwillig. — Einer der Druiden schlachtete das Opfer mit einem großen Messer und



urtheilte über die Zukunft aus der größern oder geringern Geschwindigkeit, womit das Blut aus der Wunde floß. In großen öffentlichen Drangsalen, oder wenn das allgemeine Interesse der Nation es erheischte, baute man eine ungeheure Figur von Weiden, die einen Menschen vorstellte und die man mit Opfern füllte; dann zündete man diesen schrecklichen Popanzen an, um welchen man Brennstoff aufgehäuft hatte.

Die Druiden verehrten mehrere Arten von Bäumen, aber die Eichen und Eichenblätter spielten eine unentbehrliche und ganz besondere Rolle in ihren religiösen Ceremonien. Die Eichenmistel war unter ihnen geheiligt, und man pflückte sie mit großer Feierlichkeit. Diese Ceremonie war die wichtigste unter allen ihrer Religion; sie hatte im Dezember Statt, welcher der heilige Monat und der sechste ihres Mondjahres war. Die Druiden marschirten voraus, Hymnen zu Ehren ihrer Gottheit singend. Zwei weiße Stiere, welche nie das Joch getragen hatten, waren an die Eiche gebunden, welche die geheiligte Pflanze trug. Das Haupt der Druiden, in weißer Kleidung mit nackten und wohlgewaschenen Füßen, stieg auf den Baum und löste die Mistel mit goldener Spitze ab; andere empfangen sie mit vieler Ehrfurcht auf einem Büschel weißer Wolle, und um die Feierlichkeit würdig zu endigen, opferte man die zwei Stiere. Die Mistel wurde unter dem Volke ausgetheilt, das sie als ein allgemeines Schutzmittel gegen alle Arten von Krankheit betrachtete; sie vermehrte die Fruchtbarkeit der Thiere, sie schützte vor jedem Gifte etc. Man nahm sie auch als Aufguß. — Andere wunderbare Pflanzen wurden von den Druiden aufgesucht und mit andern abergläubischen Gebräuchen gepflückt. Sie glaubten oder machten dem Volke glauben, daß zu einer gewissen Zeit des Sommers sich eine Menge Schlangen versammeln, sich in einander verschlingen und aus ihrem Geifer und ihrem Schaum eine Kugel oder ein Ei bilden, das sie in die Luft werfen und pfeifen, sobald es in eine gewisse Höhe gekommen sey. Diese Kugel hatte erstaunliche Eigenschaften für den, der sie trug und sich ihrer im rechten Augenblick bemächtigte, d. h., sie in seinem Mantel aufgefangen hatte, ehe sie die Erde berührte. Für diese Expedition gab es aber nur einen einzigen günstigen Tag im Jahre, und da die ganze Legion Schlangen den Häuser wüthend verfolgten, bis sie durch einen Fluß aufgehalten wurden, so mußte er auf das schnellste fliehen.

Bei den Helvetiern war *Teuclates* der höchste Gott, den die Römer in der Folge mit dem *Mercur* verwechselten. *Hesus* war ihr *Mars* oder der Gott der Schlachten; diesen verehrten die Celten besonders mit menschlichem Blute. *Velenus* war der *Apollo* der Römer. *Paranis* war der Gott des Donners, der *Thor* der mitternächtlichen Völker und der donnernde *Jupiter* der Römer; man brachte auch ihm Menschenopfer.

Wie die Druiden, so genossen auch die Druidinnen eines großen Ansehens; sie waren in drei Ordnungen vertheilt. Die erste begriff alle diejenigen, welche ehelos lebten; diese waren die angesehensten und zugleich die Vestalinnen der Gallier. Die zweite Ordnung begriff diejenigen, welche verheirathet waren, aber von ihren Männern getrennt lebten; endlich die Druidinnen der dritten Ordnung waren nur die Sklavinnen der vorigen. Sie hatten alle den Ruf großer Wahrsagerinnen, und ihre Hauptbeschäftigung war, die Sterne um Rath zu fragen, Horoscope zu stellen und die Zukunft zu verkünden, am öftesten aus den Eingeweiden der menschlichen Opfer, die sie erwürgten. Um diese blutige Ceremonie vorzunehmen, waren sie weiß gekleidet, barfuß und trugen einen ehernen Gürtel. Ihre Opfer waren gewöhnlich Kriegsgefangene; wie man sie herbeiführte, ergriffen sie sie und schleppten sie auf einen, aus einem rohen, platten und wagerecht auf Pfeilern liegenden Stein gebildeten Altar. Eine der Druidinnen stieß ein langes Messer in die Brust des Unglücklichen und beobachtete, wie das Blut floß. Andere öffneten den Bauch des Leichnams, prüften die Eingeweide aufmerksam und zogen Wahrsagungen daraus, welche sogleich den Häuptern der Nation mitgetheilt wurden und zur Richtschnur in den wichtigsten Entwürfen dienten.

Nachdem die Römer die Gallier und Helvetier unterworfen hatten, ergriff das Volk, der angemasteten und blutigen Herrschaft der Druiden müde, ohne Widerwillen die Religion der Sieger, und bald sah man überall Tempel und Altäre sich erheben, den Göttern der Griechen und Römer geweiht. Strenge Befehle der Kaiser untersagten den Druidendienst. Indessen setzten diese wilden Weisen noch lange, aber in Geheim, ihre blutigen Opfer fort, und zwar an den verborgensten und wildesten Orten des Landes. Im Schooße der Alpen, wohin die Römer niemals durchdrangen, in der Tiefe jener alten Wälder, wo das Schweigen nur durch das Getöse der Waldströme unterbrochen wird, fuhren die Druiden fort, sich ihren abscheulichen Mytherien noch lange nach der Einführung des Christenthums in Helvetien zu überlassen, wo man Spuren ihres barbarischen Gottesdienstes findet. Noch in unsern Tagen, 15 bis 20 Jahrhunderte nach der Epoche, von der wir gesprochen, begegnen wir einer Menge abergläubischer Gebräuche und Ueberlieferungen, die sich in unsern Gebirgen erhalten haben, und nur Ueberbleibsel der Druiden sind. Diese sind u. A. die Feuer des Brandonsonntags in einigen Gegenden der westlichen Schweiz, ebenso die Johannis- und Jakobsfeuer; die Gefänge am ersten Maissonntage, Monat, der dem *Velenus* oder *Apollo* geweiht war; die Blumensträußer an den Heuwagen, womit man ehemals *Vales* verehrte; der Gebrauch, Raubvögel oder andere Raubthiere an die Scheunenthore zu na-

geln, was die Celten ebenfalls thaten, um den Gott der Jagd zu ehren. Auf vielen Bergen werden zu bestimmten Zeiten jährliche Feste gefeiert, wovon das Volk ebensowenig den Ursprung kennt, als von so vielen andern abergläubischen Gebräuchen, wie das Wahrsagen, der Glauben an Hexen, Gespenster etc. Hier und da glaubte man in der Schweiz Spuren einiger druidischen Denkmale zu erkennen; allein nur in der Bretagne und in England finden sie sich in großer Zahl. Einige Gößenbilder der Celten sind auf die Nachkommenschaft gekommen; sie sind aber von so grober Arbeit, daß es schwer zu erkennen ist, welche Gottheit sie vorstellen sollen.

Die Dent von Jaman.

Der Frühling war kalt und regnerisch gewesen, allein die letzten Wochen des Juni schienen uns für die lange Abwesenheit der Sonne durch eine Reihe schöner Tage entschädigen zu wollen. Nachdem ich die Langeweile, zwischen den vier Mauern meines Zimmers eingeschlossen zu seyn, lange genug empfunden hatte, seufzte ich nach dem Anblicke des Landes, als einige Freunde mir sehr zu gelegener Zeit vorschlugen, das schöne Wetter zu benutzen, und zwei Mussetage zu einem Ausfluge in die Gegend zu verwenden. Ich nahm mit Vergnügen an, und nach einer kurzen Berathung bestimmten wir die Dent von Jaman ⁽¹⁾ als das Ziel unsers Ausflugs. Einige Flecken auf der Dent von Dche ausgenommen, schien der Schnee die Gipfel verlassen zu haben, welche das Becken des schönen Lemanersee's umgeben. Nichts schien sich daher der Ausföhrung unsers Vorhabens zu widersezen, und bald, den Reisetock in der Hand und die Pflanzenbüchse an der Seite, wanderten wir fröhlich auf der Straße von Vivis. Wir giengen schnell durch Lutry, Cully und St. Saphorin. Vivis selbst konnte uns dießmal nicht aufhalten, denn die Sonne begann sich gegen den Horizont zu neigen, und wir wollten uns vor Nacht der Dent von Jaman so sehr als möglich nähern, um uns am andern Tag mit Sonnenaufgang auf der Höhe zu befinden. Nachdem wir la Tour-de-Peilz, eine kleine Stadt einige hundert Schritte von Vivis, durchzogen hatten, giengen wir gegen Eherney, ein Dorf eine Stunde von Vivis, in sehr hoher Lage. Im Hinaufsteigen führte uns unser Weg durch die Weinberge von

Eherney. Jeden Augenblick hatten wir reizende Blicke auf den Lemanersee, aber von dem Dorfe Eherney aus genossen wir besonders einer unvergleichlichen Aussicht auf dieses prächtige Wasserbecken, das man in seinem ganzen Umfange überblickt. — Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, einen Augenblick in dem kleinen Wirthshause dieses Ortes anzuhalten, dessen Lage wahrhaft eine der werkwürdigsten ist. — Der Himmel begann sich mit allen Feuern der untergehenden Sonne zu vergolden. Die Gipfel der Berge Savoien's und des Wallis waren noch von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, während ihr Fuß sich in dem Schatten der Nacht verlor, die ihren Schleier über den See und seine schönen Ufer zu verbreiten begann. Bald sah man alle entfernten Gegenstände sich vermischen, und die Venus, sich am Himmel erhebend, erinnerte uns, daß es Zeit sey, diesem schönen Gemälde Lebewohl zu sagen. — Wir hatten noch ungefähr eine Stunde Wegs, um nach Mont d'Avant zu gelangen, wo wir zu übernachten gedachten. Kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als wir uns in einem tiefen Thale befanden. Rechts hörten wir in großer Tiefe das dumpfe Brausen der la Bave von Montreux; links war ein steiler und besetzter Abhang, dessen dunkles Laubwerk uns manchmal die geringe Helle, die uns blieb, gänzlich entzog. Indessen waren wir ohne Unruhe; der Weg war nicht gar zu schlecht und zeigte keine andere Gefahr, als das wir ziemlich häufig einem großen Steine begegneten, den wir in der Dunkelheit nicht bemerkten, und der den Ungefälligen, der an ihn anließ, einen Sprung von einigen Fuß machen ließ. Diese kleinen Zufälle erregten unsre Heiterkeit, und trugen dazu bei, die Langeweile, die gewöhnliche Begleiterin nächtlicher Spaziergänge, von uns entfernt zu halten. — Indessen bemerkte ein Mitglied der Reisegeleschaft, daß wir seit mehr als zwei Stunden marschiren, und daß wir folglich unser Nachtlager schon seit einer halben Stunde erreicht haben sollten. Betroffen von dieser Bemerkung theilten wir bald seine Meinung, bis auf einen, welcher behauptete, die Gegend durchwandert zu haben, so daß er unser Führer seyn könne. Nach kurzer Berathung überwog seine Meinung und wir setzten unsern Weg fort. — Schon empfanden wir Müdigkeit und Hunger, welcher durch die Kühle der Nacht immer mehr aufgeregt wurde. Man sprach, man lachte nicht mehr; sichere und unfehlbare Zeichen der Ermattung. Plötzlich glaubten wir vor uns einen weißen Fleck zu entdecken, der nichts anders seyn konnte, als das Schindeldach oder eine Mauer unseres so ersehnten Nachtlagers. Wir vergaßen unsere Ermüdung, wir begrüßten diese glückliche Entdeckung mit Freudengeschrei, verdoppelten die Schritte, und bald wurde dieser weiße Fleck sichtbar. Jeder von uns, nach seinen dringendsten Bedürfnissen, glaubte einen Theil des Hauses zu erken-

(1) Ein Gränzgebirge zwischen den Kantonen Freiburg und Waadt; ein sehr besuchter Weg führt von einem Kanton in den andern. Es sind drei Stunden von Vivis oder Montreux bis zur Berghöhe, 4560 Fuß über dem Meer. Die eigentliche Dent von Jaman ist noch ungefähr 400 Fuß höher, als der Berg.

nen, das in diesem Augenblick der einzige Gegenstand unserer Gedanken und unserer Unterhaltung war. Der eine glaubte schon die Thüre und die Fenster zu unterscheiden; ein anderer sah das Kamin rauchen; während ein dritter (dieser war wahrscheinlich der hungrigste) versicherte, daß er einen Geruch von gebratenen Kartoffeln empfinde. — Indessen marschirten wir mit starken Schritten; allein es schien wahrhaftig, als rückten wir nicht vom Plage, denn der weiße Fleck zeigte sich immer in gleicher Entfernung. Das Wirthshaus Mont-d'Yvant sollte drei Viertelstunden von Eherney seyn und wir liefen seit zwei Stunden! Wir waren beinahe versucht zu glauben, daß wir das Spiel einer teuflischen Verblendung seyen. — Je mehr wir indessen vorrückten, schien der weiße Fleck sich zu vergrößern, allein zugleich schien er durch die Dunkelheit hindurch von einer ungeheuern schwarzen Masse umgeben. Wir verloren unsere Zeit in Muthmaßungen, eine toller als die andere, als wir bei einer Wendung plötzlich das Brausen eines Stromes hörten, gegen den unser Weg steil hinabführte. Wir blieben diesmal stehen, denn wir waren ganz verwirrt, da wir wußten, daß wir über kein Wasser kämen als unmittelbar am Fuße der Dent von Jaman. — In diesem Augenblick verbreitete sich eine schwache Helle um uns, die von dem sich über die Gebirge erhebenden Mond herrührte. In unsern Augen war es ein Schlier, der sich lüftete. Wir sahen nun, daß wir in einem düstern und tiefen Schlunde waren, umgeben von hohen Gebirgen. Vor uns und beinahe über unsern Köpfen war eine ungeheure senkrechte Wand, die sich in eine Spitze endigte und bis in die Wolken erhob; es war die Dent von Jaman, die, einem Gespenste ähnlich, uns zu sagen schien: „haltet ein, Verwegene!“ Wir bedrängten in der That dieser Warnung nicht, denn keiner von uns war in diesem Augenblick versucht, sie zu ersteigen, und wir konnten uns nicht einmal entschließen, einen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. — Wir bemerkten vor uns immer den verwünschten weißen Fleck, der nichts als ein Schneehaufen war. Die Kälte war lebhaft und durchdringend, es war nicht möglich die Nacht da zuzubringen; wir mußten daher zurückkehren, was wir langsam und schweigend thaten. Diesmal aufmerksamer fanden wir das Wirthshaus von Mont-d'Yvant nach einer Stunde. Die Wirthsleute, welche wir zuerst wecken mußten, bedienten uns mit Eiern, Wein, Brod und Käse; dieß war alles, was sie im Augenblick hatten. — Unser Schlafzimmer bot gerade Platz für zwei Betten; es war ein einziges

Fenster von einem Fuß im Quadrat darin; allein die Müdigkeit und der Hunger ließen uns alles gut finden. — Nachdem wir einige Stunden Ruhe genossen, machten wir uns zum zweitenmal auf den Weg, den wir Abends zuvor ungeschickter Weise verfolgt hatten. Derselbe war weder sehr schlecht noch ermüdend. — Einmal auf der Höhe angekommen, erfreuten wir uns des noch da vorfindlichen vielen Schnees nicht allzusehr, indessen dachten wir bald nicht mehr daran, um die prächtige Aussicht über den ganzen Genfersee, den Kanton Waadt und Savoyen zu bewundern. Die Dent von Jaman selbst war ganz von Schnee entblößt. — Da sie uns von der Berghöhe aus zugänglich schien, begannen wir sie von dieser Seite zu besteigen, ohne übrigens zu wissen, ob man von einer andern Seite auf ihren Gipfel gelangen könne. Wir stiegen zuerst einen steinigten Abhang hinauf, bedeckt mit Felsenstrümmern, wo wir eine reichliche Ernte Alpenpflanzen fanden. Bald wurde unser Weg außerordentlich steil; der Berg zeigte eine Folgereihe immer höherer Stufen, mit einem kurzen und schlüpfrigen Rasen bedeckt. Es war klar, daß wir nicht auf dem Wege waren, auf welchem man auf die Dent von Jaman gelangt; da es aber ebenso gefährlich war, rückwärts als vorwärts zu gehen, so faßten wir den Entschluß auszuharren. Jeder von uns verfolgte den Weg, den er für den minder beschwerlichen hielt, was uns oft weit von einander entfernte. Ich befand mich auf der äußersten Seite links auf 50 Schritte von meinem Gefährten, als ich mich plötzlich in einen dichten Nebel eingehüllt sah. Es ist leicht begreiflich, daß es nun nicht gut allein gehen war. — Ich rief meinen Gefährten einem nach dem andern, eine einzige Stimme antwortete mir; wir näherten uns und schrien zugleich laut genug um weit gehört zu werden, allein keine Stimme, kein Echo antwortete auf unsern Ruf. Wir verdoppelten unsere Anstrengungen, allein vergebens; das Schweigen des Todes herrschte um uns. Wir waren in der größten Angst, denn unser erster Gedanke war, daß unsere Gefährten in den Abgrund gestürzt seyen.... wir wußten nicht, was thun. Indessen war es sehr wahrscheinlich, daß sie in einer andern Richtung auf den Gipfel des Berges gelangt seyen, von der wir vielleicht wenig entfernt waren. Von diesem Schein von Hoffnung geleitet, verfolgten wir die Stufe, auf der wir uns befanden; eine Felsenwand rechts und eine Wolkenmasse links verboten uns, uns davon zu entfernen.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Dent von Jaman.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Abhang wurde um so steiler und schlüpfriger, als der Boden, auf dem wir giengen, mit Schneewasser getränkt war; außerdem war kein Strauch, keine Handvoll Gras da, woran man sich hätte halten können. Plötzlich glitschte mein Gefährte, und in weniger als zwei Sekunden war er an dem Rande eines Abgrundes; glücklicherweise hatte er die Geistesgegenwart, seinen Alpenstock in eine Felsenspalte zu stecken, wo er sich halten konnte. — Er schwur, keinen Schritt mehr vorwärts zu gehen; ich theilte seine Meinung, denn es wäre Tollkühnheit gewesen, darauf beharren zu wollen. — Mit unendlicher Mühe und unter tausend Gefahren erreichten wir die Höhe des Jaman.

Uebrigens fest entschlossen, alles zu wagen, um unsere zwei andern Reisegefährten wiederzufinden, von denen wir seit langem keine Spur mehr gehabt, giengen wir östlich hinter die Dent, neben einer damals unbewohnten Sennhütte vorbei. Das Thal, welches hier die Dent von Jaman von den andern Gebirgen trennt, war noch voller Schnee, worin wir bis an die Knie versanken; einmal sack ich bis unter die Arme darin. — Man findet, sagt man, in dieser Gegend einen kleinen See, von dem wir aber keine Spur bemerkten. Das einzige, was uns auffiel, war eine kleine, halb in Schnee begrabene Sennhütte; die Sonne hatte den Nebel zerstreut, und wir ruhten ein wenig auf dem Dache in ihrer sanften Wärme. Von da wandten wir uns gegen den Süden der Dent von Jaman, auf dem Gipfel, der sie von der Naye, einem beträchtlich höheren Berge, trennt. Auf dieser Seite bis zu ihrer Spitze war sie mit Rasen bedeckt, und obschon ein wenig steil, war der Zugang dennoch ziemlich leicht. Wir begannen wieder aufwärts zu steigen, und diesmal mit besserem Erfolg, denn nach einer halben Stunde Marsch erreichten wir die Spitze; wir hörten in diesem Augenblick Stimmen und sahen auf der entgegengesetzten Seite unsere zwei Unglücksgefährten zum Vorschein kommen, denn auch sie hatten ihre Mühseligkeiten gehabt. Unsere zwei Freunde hatten unser Rufen nicht gehört, ebensowenig als wir das ihrige. Sie fanden einen Gang, der ihnen gestattete, über die Felsenwand wegzukommen, die uns aufgehalten hatte, aber mit soviel Beschwerlichkeiten, daß sie ebensoviel Zeit brauchten, um diesen

Raum zu übersteigen, als wir wieder hinabzusteigen, einen langen Umweg zu machen und auf die Dent zu kommen. Kaum hatten wir Zeit uns zu erkennen und einen flüchtigen Blick auf den ungeheuren Umfang zu werfen, den wir beherrschten, als schon der fatale Nebel uns von allen Seiten umgab. — Die Spitze der Dent von Jaman hat einen so schmalen Grath, daß kaum einige Personen sich darauf stellen können. Gleich unglücklichen Schiffbrüchigen auf einem Felsen mitten im weiten Ocean, beschränkte sich die sichtbare Welt, unser ganzer Gesichtskreis auf einen Raum von dreißig Fuß im Umfang, umgeben von Abgründen; alles Uebrige war für uns ein unbegrenzter Ocean. Diese gänzliche Absonderung auf der Spitze eines Felsen, der so zu sagen auf allen Seiten keine andere Gränzen hatte, als das Chaos und das Nichts, hatte etwas Schreckendes. Glücklicherweise zerriß von Zeit zu Zeit ein Windstoß den Nebelschleier, der unsere Aussicht beschränkte, um uns zu unsern Füßen einen kleinen Theil der bewohnten Welt erblicken zu lassen. Aber die Fluthen dieses lustigen Oceans drängten, verdichteten, verwirrten sich bald wieder und entzogen unsern Augen jene Länder, die wir nicht Zeit hatten zu erkennen, um anderwärts die Spitze eines Berges zu entblößen.

Indessen mußten wir uns entschließen, dieses sonderbare Schauspiel zu verlassen, um nicht die Opfer des Kampfes des fluthenden Elements zu werden, denn schon begann es sich in kalten und durchdringenden Regentropfen über uns zu entleeren. Von dem Gipfel der Naye folgten wir den Spuren eines Fußpfades, der den Berg hinabführte und der aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Nebel zum Troh, uns zu einer Wohnung bringen mußte. In der That hörten wir bald das Geklingel der Glocken einer Kuhheerde, und bald darauf bemerkten wir eine Sennhütte, deren gastliche Bewohner uns mit Milchspeisen bedienten. — Bei einem knisternden Feuer erwärmten wir unsere von Kälte und Regen erstarrten Glieder. Wir musterten hiebei unsere Kleidung, welche in dem erbärmlichsten Zustande war. Die Schuhe des einen waren in Fetzen, bei dem andern die Kleider, und alle waren wir bis an die Knie mit Roth bedeckt. — Nachdem wir die Armseligkeit unseres Aufzugs gehörig erwogen, der nichts weni-



ger als annehmlich war, entschlossen wir uns, so schnell als möglich uns nach Hause zu begeben, was wir auch über Montreux und Vivis ausführten und ziemlich spät in Lausanne eintrafen.

—oooo—

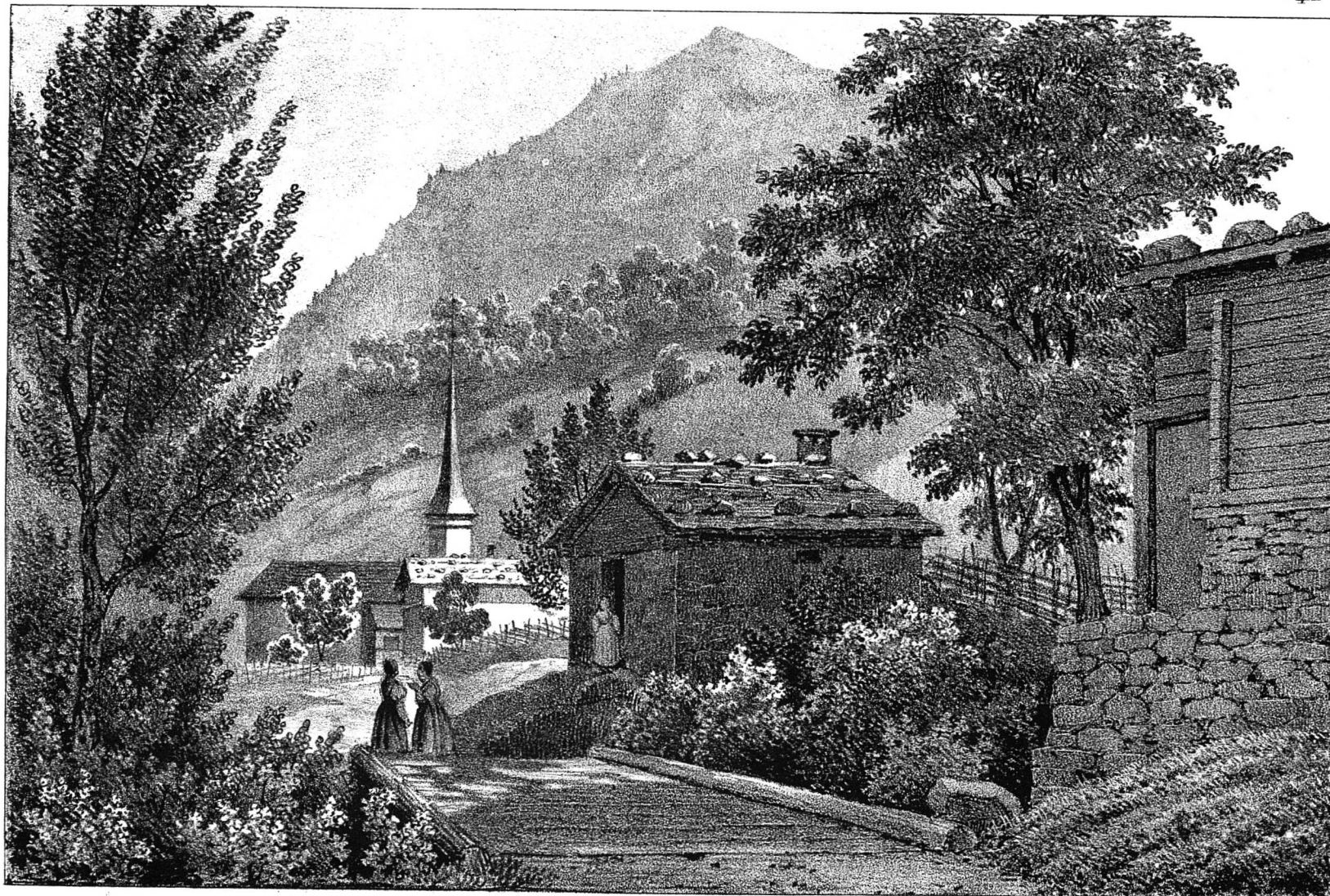
Lungern.

Lungern ist ein Pfarrdorf in dem obern Theile des Kantons Unterwalden, am Fuße des Brünig, der es von dem Kanton Bern trennt. Die Pfarrei zählt 1400 Einwohner, 180 Wohnhäuser und 360 Heu- und Sennhütten. Dieser in verschiedenen Beziehungen so interessante Ort liegt in einem der romantischsten Thäler. Seine zerstreuten Wohnungen, seine schönen Matten, seine Wäldchen von Fruchtbäumen, seine anmuthigen Gebirge, ein hübscher Wasserfall: alles dieß bildet ein herrliches Gemälde. Ein Gegenstand, der diesem Thale den meisten Zauber verlieh, war einer der schönsten, der malerischsten Seen, der gegenwärtig nur einen häßlichen Anblick darbietet, weil er unglücklicherweise seine Reize dem öffentlichen Wohle zum Opfer bringen mußte.

Im Verhältniß der großen Zahl des Viehs, welches diese Weiden nähren können, besitzt diese Gemeinde wenig Matten, da der Grund des Thales großen Theils von dem See eingenommen wird, der ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden Länge auf eine Viertelsunde Breite hat. Seine Oberfläche ist ungefähr 700 Fuß höher als die untern Flächen, und man glaubte an

die Möglichkeit, seine Wasser abfließen zu machen und 4 bis 500 Fucharten Land zu gewinnen. Im Jahr 1788 faßte die Gemeinde diesen Beschluß; die Arbeiten begannen im Jahr 1790 und wurden bis zum Jahr 1799 unter der Leitung des Hrn. Deggeler, Bergwerksdirektor in Lauterbrunnen, fortgesetzt.

— Die Unruhen der Schweiz unterbrachen die Arbeiten bis zum Jahr 1806, wo sie wieder begannen, allein mit weniger Erfolg; denn nachdem man in den Felsen eine Gallerie von 1044 Fuß Länge, 6 Fuß Höhe und $4\frac{1}{2}$ Fuß Breite gehauen hatte, verließ man das Unternehmen, das damals übel geleitet, keinen Erfolg versprach. — Im Jahr 1831 bildete sich eine Gesellschaft von 149 Bürgern von Lungern, welche durch die Ansicht von geschickten Ingenieuren ermuntert, beschlossen, dieses in seiner Art einzige, und für ihr Vaterland ebenso ruhmvolle als nützliche Unternehmen zu Ende zu führen. Indessen fehlte es ihnen an zureichenden Mitteln, allein sie fanden sie in der Theilnahme unter ihren Eidgenossen, welche vermittelst Aktien zu L. 40 ihnen zu Hülfe kamen, und ihnen eine Summe von L. 17,000 verschafften. Von da an, 1834, wurden die Arbeiten unter der Leitung des Hrn. Ingenieurs Sulzberger von Frauenfeld mit Thätigkeit betrieben. — Am 14. April 1835 war nur noch eine Wand von 15 Fuß zwischen dem See und der Gallerie, allein die größten Schwierigkeiten waren noch zu überwinden. Man mußte ein Loch von $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser bis in den See bohren, um die Lage der Gallerie genau zu kennen. Der Bohrer drang 122 Fuß unter der Oberfläche, und 220 Fuß über das



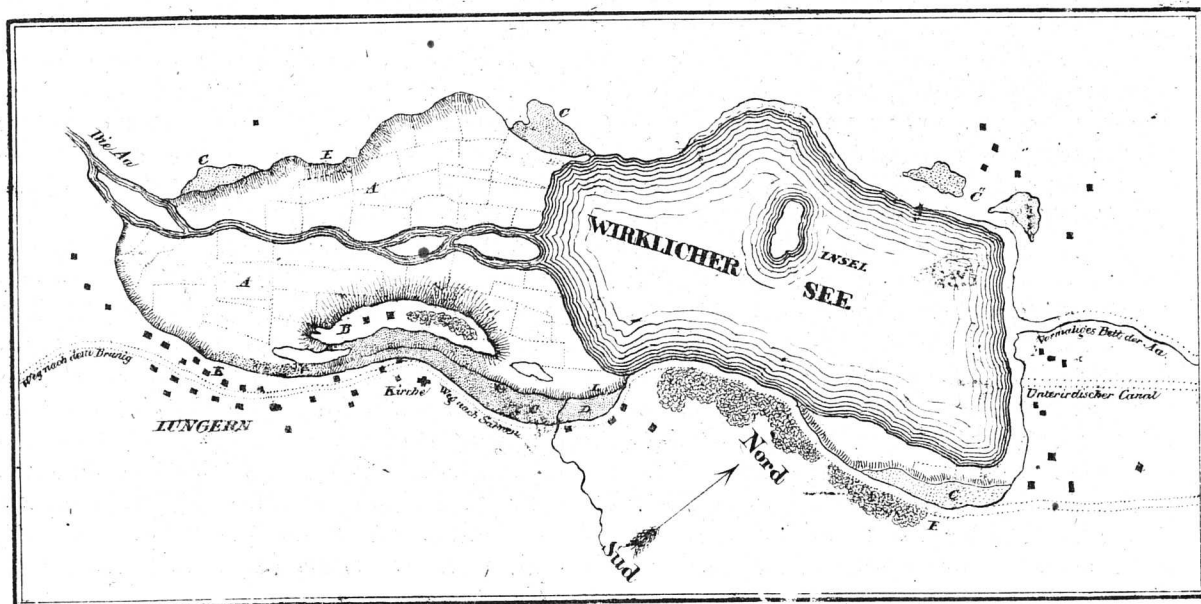
INNERE ANSICHT DES DORFES LUNGERN.

Ufer hinaus in den See. Nach mehreren, an verschiedenen Orten ausgeführten Bohrungen erkannten die Ingenieure, daß das sicherste Mittel, den Gewässern des Sees die Gallerie zu öffnen, die Minirung sey. Folglich grub man einen senkrechten Schacht 6 Fuß hoch über der Gallerie, so daß zwischen der Höhe des Schachtes und dem See nur noch 4 Fuß Raum war. Dann füllte man diese Höhlung mit 950 Pfd. Pulver in einem ledernen Sack, den man in ein starkes luftdichtes Faß verschloß. Diese Arbeit war mit vielen Beschwerden und Gefahren verknüpft; man mußte diese schwere Masse bis in den Hintergrund einer unterirdischen Gallerie schaffen, welche 1293 Fuß lang war, und in jedem Sinne kaum 5 bis 6 Fuß Raum hatte. Der Mangel an Luft, das Wasser, das aus den Bohrlöchern floß und andere Hindernisse vermehrten die Schwierigkeiten. Von dem Boden der Gallerie mußte man die Last bis an die Decke des Schachts erheben, 16 Fuß vom Boden, und sie solid mit Keilen befestigen. Nur mit unerhörter Mühe brachte man diese Arbeit zu Stande. Nachdem man das Zündrohr angebracht, füllte man den leeren Raum mit Sand auf 20 Fuß rückwärts, damit die Mine in die Höhe wirke. Diese letzte Arbeit war nicht die mindest schwierige; die Luft war durch die Zahl der Arbeiter in der Gallerie so verdorben, daß man kaum mehr athmen und die Laternen nicht mehr brennend erhalten konnte. Aber niemand verlor den Muth, man arbeitete in der Dunkelheit, und während 5 Tagen und 5 Nächten waren tausend emsige Hände beschäftigt, diese ob schon mit Beschwerden durchspickten letzten Arbeiten zu Ende zu bringen. — Endlich verkündigten am 6. Januar 1836 in Sarnen wiederholte Kanonenschüsse der ganzen Gegend, daß dieses große Un-

ternehmen seinem Ende nahe. Die umliegenden Höhen waren mit Neugierigen bedeckt.

Da man nicht voraussehen konnte, wie groß die Gewalt der Explosion einer solchen Menge Pulvers sey, so hatte man alle umliegenden Wohnungen räumen lassen. Um drei Uhr Nachmittags giengen drei Bergleute in die Gallerie, und einer von ihnen aus dem Kanton Graubünden zündete das Brandrohr an, das mit unlöslichen Brennstoffen gefüllt war. Tiefes Schweigen herrschte unter der Menge, deren Gesichter die lebhafteste Theilnahme ausdrückten. Sechs Minuten, nachdem die Minirer aus der Gallerie heraus waren, hörte man zwei dumpfe Schläge; aber die Erde erbebte nicht, die Eisdecke des See's blieb unbeweglich!.... Dann sah einer den andern bestürzt an und im tiefsten Schweigen dachte man, die Mine habe gefehlt. Bald aber spie die Oeffnung der Gallerie Wirbel von dickem Rauche aus, getrieben von einem Strome von Sand und Holzstücken, dem sich eine Masse schäumenden Wassers beigesellte, das sich mit donnerndem Getöse herausstürzte.... Dann ertönte rauschender Beifall von allen Seiten. Kein Unfall störte die allgemeine Freude; einzig weil das Bett der Aa diese unwiderstehliche Masse nicht fassen konnte, wurde die Ebene von Gyswyl einige Zeit überschwemmt, wegen der Fahrzeit aber war der Schaden nicht beträchtlich. Uebrigens hatte man die Vorsicht gebraucht, 96 Fuß vom Eingang der Gallerie eine mit einer starken Schleuse versehene Seitengallerie zu graben, um den Strom meistern zu können.

Erst später, wie der Spiegel des Wassers sich senkte, hatte man ernsthafte Besorgnisse. Der größte Theil der beiden Ufer des mittlernächtlichen Theiles des See's besteht aus compacten und senkrechten Fel-



sen, während der mittägliche Theil nur aus Steintrümmern, Sand und Thon ohne Zusammenhang gebildet ist. Als nun das Wasser bei seinem Rücktritt keinen Druck mehr gegen diese beinahe senkrechten Ufer übte, begannen sie sich zu senken, beträchtliche Erdtheile brachen ein in C. C., ebenso die Straße längs des See's in D. D. Man mußte etwa zwanzig kleine Gebäude oder Heuhäuser und eine oder zwei Wohnungen abbrechen. Die des Helfers bei der Kirche und einige kleine Gebäude stürzten ein, nachdem sie verlassen waren; ein großes Stück gebautes Land in B. rutschte mit seinen Bäumen und zwei Hütten in das Seebett, ohne daß die Bäume oder die Hütten auf dieser Reise von etlich hundert Fuß einigen Schaden erlitten. Dann verbreiteten sich Schrecken und Unzufriedenheit unter den Eiskwohnern von Lungen, welche, statt Land zu gewinnen, den Augenblick zu sehen glaubten, wo ihre Wohnungen und Matten mit der beweglichen Erde einstürzen würden. Eine gewisse Zahl Häuser wurde gänzlich ausgeleert; man nahm die Glocken von dem Kirchturm, die Kirche wurde verlassen und der Gottesdienst in den benachbarten Kapellen gefeiert. — In der Absicht, die Gemüther zu beruhigen, sandte die Regierung eine Deputation an Ort und Stelle. Sechs Wochen nach dem Anfang des Wasserablaufs war der See in gleicher Höhe mit der angebrachten Oeffnung; dann hörten die Einstürze auf, und die Bewohner kehrten in ihre Häuser zurück. Bei seinem Rücktritt hat der See etwa 400 Fucharten schlammigen Boden zurückgelassen, der auf unserm Plane mit dem Buchstaben A bezeichnet ist, und im Verhältniß wie er trocknete, nach allen Richtungen fiel, und sich bald um 10 bis 15 Fuß senkte. Man machte schon zahlreiche Anbauversuche, besonders in Flachs und Erdäpfeln; allein natürlich haben sie nur wenig hervorgebracht.

Der Anblick des See's ist nun einer der sonderbarsten; ehemals folgte die Straße nach Sarnen den Krümmungen seiner Ufer; seine klaren Wellen bespülten beinahe die Füße des Reisenden, der nicht daran dachte, daß diese treulosen Gewässer zwei Schritte von ihm einen Abgrund von 250 Fuß Tiefe verbargen, von dem er durch einige Bäume und Gebüsche getrennt war, die ihr grünes Laubwerk in den dunkelblauen durchsichtigen Fluthen spiegelten. Jetzt ist die Oberfläche des See's 130 Fuß gerade unter dem Weg, und da hat er noch eine Tiefe von 120 Fuß. Vor einigen Jahren verschwand ein Pferd mit einem Wagen an dieser Stelle, und man hat nie mehr eine Spur davon gefunden. — Ueberall, wo der See Erdreich trocken gelassen, sieht man eine Menge Bäume, die seit vielen Jahrhunderten auf diesem neuen Ufer liegen, denn ihr Gewebe ist schwarz

und getheilt, wie die Blätter eines Buches; der größte Theil dieser Bäume ist von ungeheurer Größe. Einige stehen aufrecht und sind schwarz wie Kohlen. Hier und da fand man Hirsch- und Gemsenhörner, welche bezeugen, daß diese Ufer ehemals Bewohner nährten, welche nicht mehr in dem Lande vorgefunden werden.

Schlacht von Murten.

Nach der Schlacht von Grandson blieb Karl der Kühne, versunken in eine tiefe Melancholie, sechs Wochen in seinen Zimmern eingeschlossen. Dieß war der Augenblick für die, welche sich aus Furcht seine Verbündeten genannt hatten; für die, welche ihm schmeichelten, die Maske ab- und alle Verstellung bei Seite zu werfen. Dieß geschah. Der Herzog von Mailand, der König von Sizilien, Ludwig XI. und Oesterreich verhehlten ihre wahren Gesinnungen gegen ihn nicht mehr, und bald begannen seine eigenen Unterthanen gegen den zu murren, der ihnen so harte Lasten auflegte, um einen für unnöthig erachteten Krieg zu führen. Aber immer gegen den Rath der Klugheit taub, wies Karl mit seinem gewohnten Stolz jeden Gedanken an Frieden und Versöhnung von der Hand, und befahl bald in allen seinen Staaten neue Aushebungen von Mannschaft und Geld. Die Kirchenglocken, das Küchengeschirr und aller Art Geräthschaften von Metall wurden für die Kanonengießerei in Requisition gesetzt, und vom Monat Juni an hatte er eine neue Armee von 60,000 Mann mit 150 Kanonen beisammen. Der Graf von Romont und die Seinigen machten die Vorhut. Alle Länder von Belgien bis Italien lieferten ihr Kontingent zu dieser Armee, in welcher man 2000 Fürsten, Herren und Ritter sah.

Die Schweizer blieben ihrerseits nicht müßig. Hans Waldmann von Zürich besetzte Freiburg mit 1000 Mann, während Bubenberg mit 1500 Bernern und d'Affry mit 80 Freiburgern sich nach Murten warfen. Alle andern Stände machten die erforderlichen Zurüstungen.

Der Herzog Karl musterte seine Armee nicht weit von Lausanne. Sein Blick war wild, sein bleiches Gesicht drückte eine verhaltene Wuth aus. Indessen verstärkte sich diese Armee täglich, und das Blendwerk seiner Macht ließ seine geheimen Feinde auf's Neue zittern. Selbst mit dem König von Frankreich nahm er seinen hochmüthigen und anmaßenden Ton wieder an. Allein unter Allen bewiesen ihm die Schweizer, daß seine Macht sie nicht schrecke. — Viertausend Lombarden, welche über den St. Bernhard kamen, um sich seinen zahlreichen Cohor-



VON HALLIWYL BEI DER SCHLACHT VON MURTEN.

ten anzuschließen, wurden von den Wallisern gänzlich geschlagen, und bald nachher erfuhren viertausend Savoyarden das nämliche Schicksal von den Freiburgern.

Ehe der Herzog Lausanne verließ, redete er zu den Soldaten. Er kündigte ihnen an, daß er diesen Krieg unternehme, um unverschämte Bauern zu züchtigen, nicht um Eroberungen zu machen, sondern um seine Ehre zu erhalten oder zu retten. Er wollte, sagte er, die ganze Beute unter sie vertheilen, und versprach ihnen noch die Häuser der Berner und Freiburger zu Wohnungen.

Bald marschirte die burgundische Armee auf Murten und verwüstete die ganze Gegend, ob sie schon den Verbündeten gehörte und ihnen, weit mehr als den Schweizern und Feinden, verdankte diese Provinz Savoyens und die Ländereien des Grafen von Romont die über sie gekommenen Zerstörungen. Die Einwohner, welche sich nicht eilig flüchteten, gerieten in das größte Elend. Karl der Kühne beschloß über Murten nach Freiburg und Bern zu marschiren. Der Graf von Romont besetzte an der Spitze von 9000 Mann das ganze Land zwischen dem Murten- und Neuenburger See, und bald wurde die Stadt Murten von den Burgundern umzingelt und lebhaft angegriffen. Allein darin befand sich der tapfere Adrian von Bubenbergh, der durch eine ebenso tapfere Garnison unterstützt, siegreich alle Stürme des Feindes abschlug. Er hatte die Eidgenossen von dem, was vorgieng, benachrichtigt und sie gebeten, sich nicht zu sehr zu beeilen, indem er sie versicherte, daß er sich bis zu ihrer Ankunft halten werde.

Ein Corps Burgunder, das abgeschickt wurde, um sich der Pässe von Gümminen und Laupen zu bemächtigen, wurde von den Landleuten der Gegend lebhaft zurückgeschlagen, in deren Reihen sich der Pfarrer von Singine an der Spitze der Männer seiner Pfarrei befand. Der Graf von Romont wurde anderwärts nicht besser empfangen; er wollte durch das Moos, um die Gegend von Neuenburg, Erlach und Ins zu besuchen, wurde aber von den Einwohnern der Gegend, denen sich die Tapfern von Landeron, Neustadt und Kressnach angeschlossen, so übel empfangen, daß er sich beschämt und die Verzweiflung im Herzen auf die andere Seite der Broye zurückzog.

Indessen hörte man in Bern ohne Unterlaß die burgundischen Kanonen, wie sie in Murten Bresche schossen. Die Gefahr war dringend; — auch schickten die Berner Boten auf alle Straßen, um den Marsch der Eidgenossen, die von allen Seiten Tag und Nacht herbeikamen, zu beschleunigen. Es fehlten nur noch die Zürcher, die endlich in der Nacht vor der Schlacht mit den Zugüßern von Thurgau, Sargans und Aargau in Bern ankamen. Nach for-

cirten Märschen auf sehr schlechten Straßen, unter beständigem Regen, waren diese Truppen von Mattigkeit erschöpft. Hans Waldmann, der sie befehligte, gestattete ihnen einige Stunden Ruhe, dann um 10 Uhr Abends gab er das Zeichen zum Aufbruch. Die ganze Stadt Bern war beleuchtet; vor den Häusern hatte man reichlich mit Erfrischungen versehene Tische aufgestellt, an die sich jeder Soldat setzen und sich nach Belieben sättigen konnte. — Die schweizerische Armee trat ihren Marsch in einer finstern und sehr regnerischen Nacht an, und während die Bevölkerung in die Kirchen lief und den Gott der Schlachten anrief, stimmten die Soldaten ihre Krieglieder an.

Der Tag erschien; es war der 22. Juni; der Regen hörte einen Augenblick auf, aber der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt. — Die schweizerische Armee versammelte sich zu Gümminen, drei Stunden von Bern, ein wichtiger Paß, den die Berner mit 6000 Mann hüteten. Diese 34,000 Mann starke Armee bestand aus 11,000 Pikenieren, 10,000 Helledardieren, 10,000 Schützen, welche schwere Büchsen und einen Zweihändler auf dem Rücken hängend trugen; und endlich 4000 Pferde. Straßburg hatte unter dem Commando des Grafen von Ottingen 400 Schützen, 300 Pferde und 12 Kanonen geschickt. Der Herzog Reinhard von Lothringen, welcher durch Karl von Burgund seines Erbguts beraubt worden, ergriff schnell diese Gelegenheit, seinen Feind zu bekämpfen; er führte 3 bis 400 Gendarmen mit sich, während der Graf Oswald von Thierstein von seiner Seite deren 200 aus den österreichischen Staaten im Aargau brachte.

In einem eine Stunde von Murten liegenden Wald angekommen, theilte sich das Heer der Eidgenossen in drei Corps. Johann von Hallwyl von Bern, Ritter, der sich den Ruf als tapferer Krieger auf manchem Schlachtfelde erworben, befehligte die Vorhut, bestehend aus den unerschrockenen Kriegern aus den Waldstätten, dem Entlibuch, dem Oberland und Freiburg, an deren Spitze der Landammann Näzi von Schwyz, Fegeli und Wipplingen von Freiburg sich befanden. Reinhard und Oswald befehligten die Reiterei. In den Reihen des Fußvolks zählte man 4000 Büchschützen, 3000 Pikeniere und 3000 Helledardiere. Tausend Mann, welche eine Reconnoissance gemacht hatten, waren der Vorhut der Burgunder begegnet. — Hans Waldmann von Zürich commandirte das zweite Corps, welches das Hauptcorps war, und hatte den würdigen Herter, Hauptmann der Straßburger, bei sich. Kaspar von Hertensstein, ein ungeachtet seiner weißen Haare noch kräftiger Mann, führte die Nachhut ⁽¹⁾.

⁽¹⁾ Was auffallend ist, ist, daß diese Armee keinen Obergeneral hatte; und doch wurden alle Manöuvres wä-

Das Gesicht Karls des Kühnen, schon so lange fester und schweigend, heiterte sich bei der Nachricht von dem Anrücken der schweizerischen Armee auf. Brennend von Kampfbegierde hatte er sie den Abend vorher aufsuchen wollen, allein der strömende Regen hatte ihn daran verhindert. Nun befriedigt stellte er seine Armee auf der Ebene hinter Murten in Schlachtordnung. Sein Fußvolk bot lange und dichte Colonnen, auf den Flügeln von zahlreicher Reiterei geschützt, während seine Artillerie vor der Front der Schlachtlinie durch einen dicken Grünhag und einen Graben gedeckt war. Weiterhin besetzten die Schweizer den Saum des Waldes auf den Anhöhen gegen Mittag. — Bald bedeckte sich der Himmel mit finstern Wolken und der Regen fiel in Strömen bis Mittag. Die Eidgenossen verschoben den Augenblick des Angriffes, hoffend, Karl werde von seiner gewöhnlichen Hitze hingerissen, seine starke Stellung verlassen um sie anzugreifen, aber es geschah dießmal nicht.

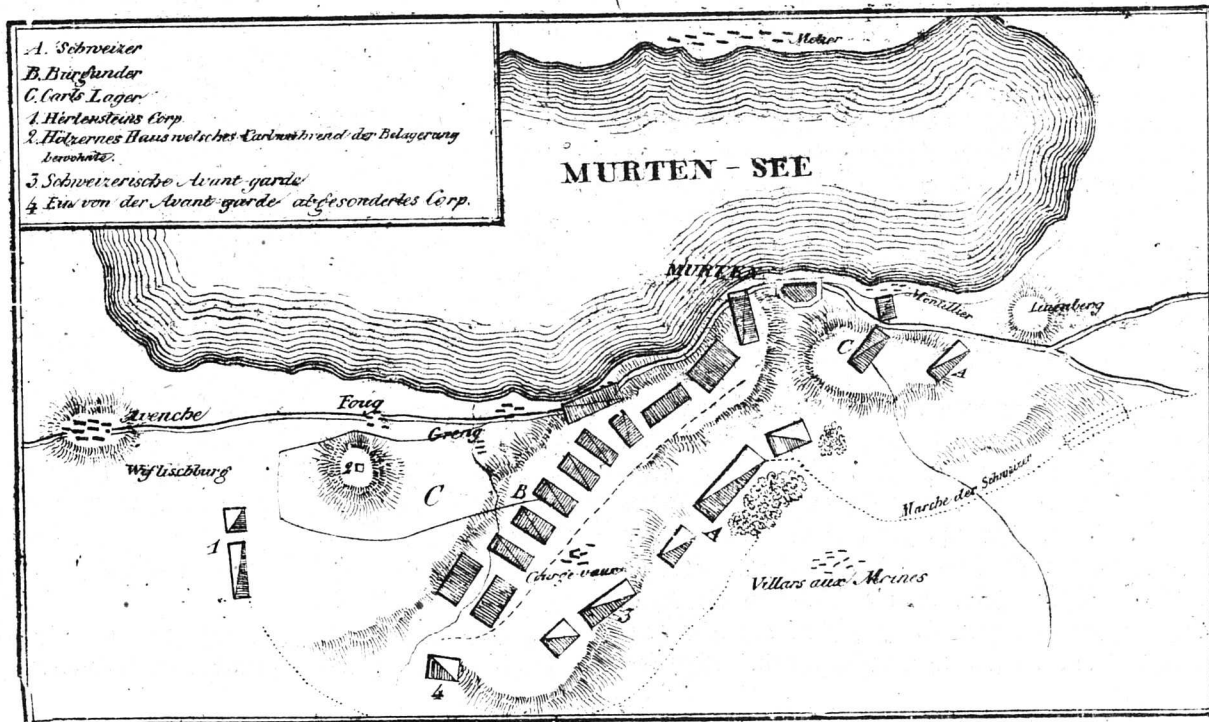
Die Schweiz hatte noch kein so zahlreiches Heer gesehen, als das, welches jetzt unter den Mauern von Murten schlagen wollte. Nahe bei 100,000 Kämpfer standen einander gegenüber. Während jede Armee die ihr angewiesene Stellung besetzt hielt, schlugen die Schweizer eine große Anzahl ihrer Offiziere zu Ritttern. Ein anderer Zwischenfall brachte in die kriegerische Ungeduld ihrer Soldaten eine Zerstreuung. Es war damals der Brauch, in den

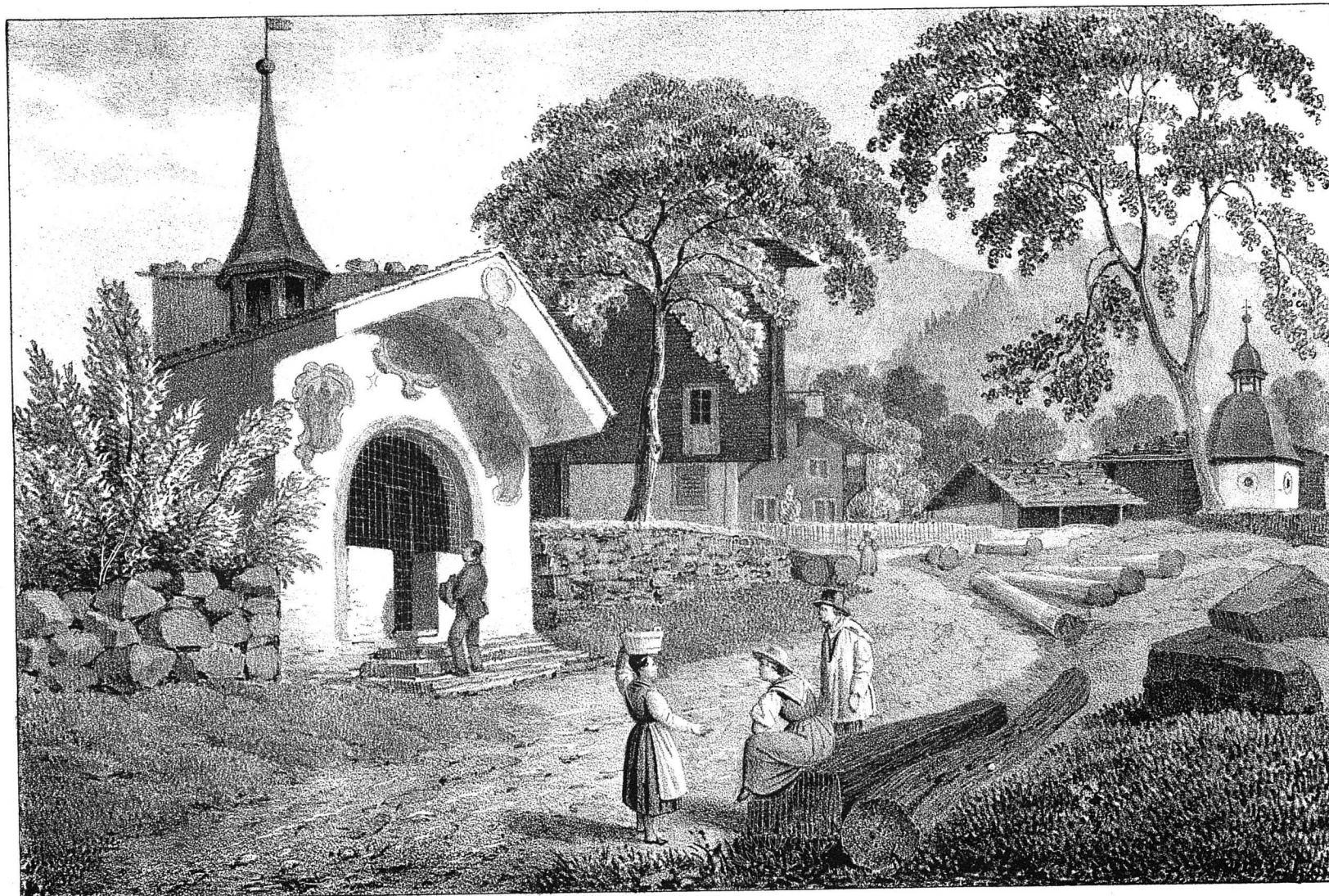
rend der Schlacht mit großer Geschicklichkeit beschlossen, und mit Schnelligkeit und vollkommener Uebereinstimmung ausgeführt.

Armeen große Hunde zu haben, welche durch ihre Wachsamkeit oft gute Dienste leisteten. Nun hatten die Hunde der Schweizer und der Burgunder sich genähert, und sich in dem Zwischenraume, der beide Armeen trennte, angegriffen. Die der Schweizer, von einer stärkern und größern Rasse, jagten ihre Gegner in die Flucht, was als ein Vorzeichen des Sieges angesehen wurde.

Als Hallwyl mit seinem Armeecorps den Burgundern gegenüber angekommen war, redete er die Krieger folgendermaßen an: „Liebe Freunde und Eidgenossen, ihr habt nun die Mörder eurer Brüder von Grandson vor euch; in Lausanne haben sie zum Voraus eure Güter, eure Weiber und Kinder getheilt. Ihr habt um Rache geschrien, jetzt hängt es nur von euch ab, euch zu rächen. Unsere Feinde sind zahlreich, es ist wahr; aber erinnert euch, meine Freunde, daß es heute 137 Jahre sind, daß unsere Väter glorreich bei Laupen siegten. Kämpfet, wie wenn von einem jeden von euch der Sieg abhänge. Gott ist immer derselbe, beten wir zu ihm, daß er heute mit uns sey.“ — Dann warfen sie sich auf die Knie und beteten... Plötzlich sah man die Wolken sich zerstreuen und die Sonne in ihrem vollen Glanze. Bei diesem Anblick erhob sich der Feldherr lebhaft, schwenkte sein Schwert und rief: „Meine Freunde, Gott selbst leuchtet uns, vorwärts! Denket an eure Weiber und Kinder. Und ihr, Schweizerjünglinge! wollt ihr eure Bräute diesen feigen Burgundern Preis geben?“

Die Armee des Herzogs, nachdem sie sechs Stunden einem fortwährenden Regen ausgesetzt gewesen, glaubte die Schlacht sey auf Morgen verschoben,





TELS CAPELLE
zu Bürglen.

und schon schickten die Soldaten sich an, in das Lager zurückzukehren, als sie die rasche Bewegung der Schweizervorhut bemerkten, der auf dem rechten Flügel bald das Hauptcorps folgte. Die Verschanzungen konnten nicht ohne große Schwierigkeit und ohne sich dem Feuer einer zahlreichen Artillerie aussetzen, erstiegen werden. Hallwyl umging diese Hindernisse, indem er ein Armeecorps auf den linken Flügel des Feindes absandte. Die burgundischen Kanonen begannen gegen die Reihen der Schweizer zu donnern, allein ohne einen Augenblick ihren Ungestüm aufzuhalten, obschon ihre ungeheuren Kugeln manchem Braven den Kopf wegrißen. Dem Herzog Reinhard selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet, und eine gute Zahl seiner Reiter in den Staub gestreckt. An dem Tage wurde der Kampf bald hitzig und mörderisch; die Schweizer hatten schon mehr als 400 der Ibrigen verloren; die Reiterei unter dem Herzog Reinhard wurde beinahe von der burgundischen erdrückt; aber der Tag wurde bald von dem unerschrockenen Fußvolk durchbrochen und zu Boden getreten, das, in die Gräben springend, wüthend auf die ersten feindlichen Reihen fiel. Die Krieger vom Entlibuch und Oberland trugen auf ihren nervigen Armen die schweizerischen Kanonen durch alle Hindernisse hindurch, und schmetterten die burgundischen Reihen nieder. Bei dieser Gelegenheit that die Fahne von Thun Wunder der Tapferkeit. Zu gleicher Zeit fiel das von Hallwyl abgeordnete Corps, dessen Marsch unbemerkt geblieben, mit großem Geschrei auf den Feind; die in Unordnung gebrachten Burgunder verließen ihre Kanonen, welche die Schweizer gleich gegen sie wendeten. Der Kampf entspann sich dann im Centrum, wo Karl sich in Person befand, umgeben von den englischen Garden unter der Anführung Sommersets und von seinen besten Truppen, ebenso auf dem linken Flügel, wo die Prinzen von Dranien und Neapel, Romont, Crevecoeur, der große Bastard, befehligten. Dieser ganze Theil der burgundischen Armee war noch unverfehrt, aber Karl hatte keine Zeit zur Ueberlegung: Hallwyl auf den Höhen von Courgevaux warf seinen linken Flügel über den Haufen, und während Hertenstein auf seinem Rücken manövrirte, durchbrach Waldmann das Centrum; der Herzog Reinhard, die Grafen von Greyerz und von Thierstein wettenferten in Tapferkeit. Bubenbergr machte mit 600 Mann einen kühnen Ausfall, und brachte die Lombarden des großen Bastards in Unordnung. Der hitzigste Kampf war da, wo sich Karl mit seinen Garden befand; die englischen Schützen zu Pferd kämpften wie Löwen; allein sie wurden von dem Muth und der Zahl der Schweizer erdrückt, die von allen Seiten in das Herz des burgundischen Heeres eindringen. Der tapfere Herzog Sommer-

set, der sie kommandirte, machte noch einen verzweifelten Versuch, und brachte sogar die Grafen von Thierstein und von Greyerz zum Weichen; aber in dem Augenblick, wo Karl ihm befahl, den Rückzug seiner Infanterie zu decken, wurde er von einer Kanonenkugel getödtet. Die Infanterie warf sich dann in Unordnung auf die Cavallerie und vermehrte die Verwirrung, die schon in ihren Reihen eingerissen hatte. 1600 edle Ritter waren schon gefallen, Karl hatte die Tapfersten unter ihnen um sich herum tödten sehen. Einer dieser Ritter, der die Fahne, welche er trug, nicht retten konnte, wickelte sich darein und starb. Das Banner des großen Bastard war auch gefallen, ein Mann von Hasli hatte es erobert. Karl der Kühne war in dumpfer Betäubung; Verzweiflung und Wuth im Herzen ergriff er die Flucht mit 300 Pferden, die sich eine halbe Stunde weiter zerstreuten. Er hatte kaum 30 Mann in seinem Gefolge, floh Tag und Nacht und sprach kein Wort bis Morsee. Das Gemetzel dauerte auf dem Schlachtfeld fort: Hertenstein hatte sich durch ein geschicktes Manöver mit seinem Armeecorps zwischen Wislisburg und das Schlachtfeld gelegt, und durch diese Bewegung dem Rest der feindlichen Armee den Rückzug abgeschnitten, von der er ein Corps von 10,000 Mann vernichtete, das auf der Straße von Romont durchbrechen wollte, und es in die Hände der andern Eidgenossen trieb, die unter dem Geschrei: „Vrie! Grandson!“ keinen Pardon gaben.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Die Tellskapelle zu Bürglen.



Das Dorf Bürglen liegt am Eingang des Schächenthal, eine halbe Stunde von Altdorf, in dem

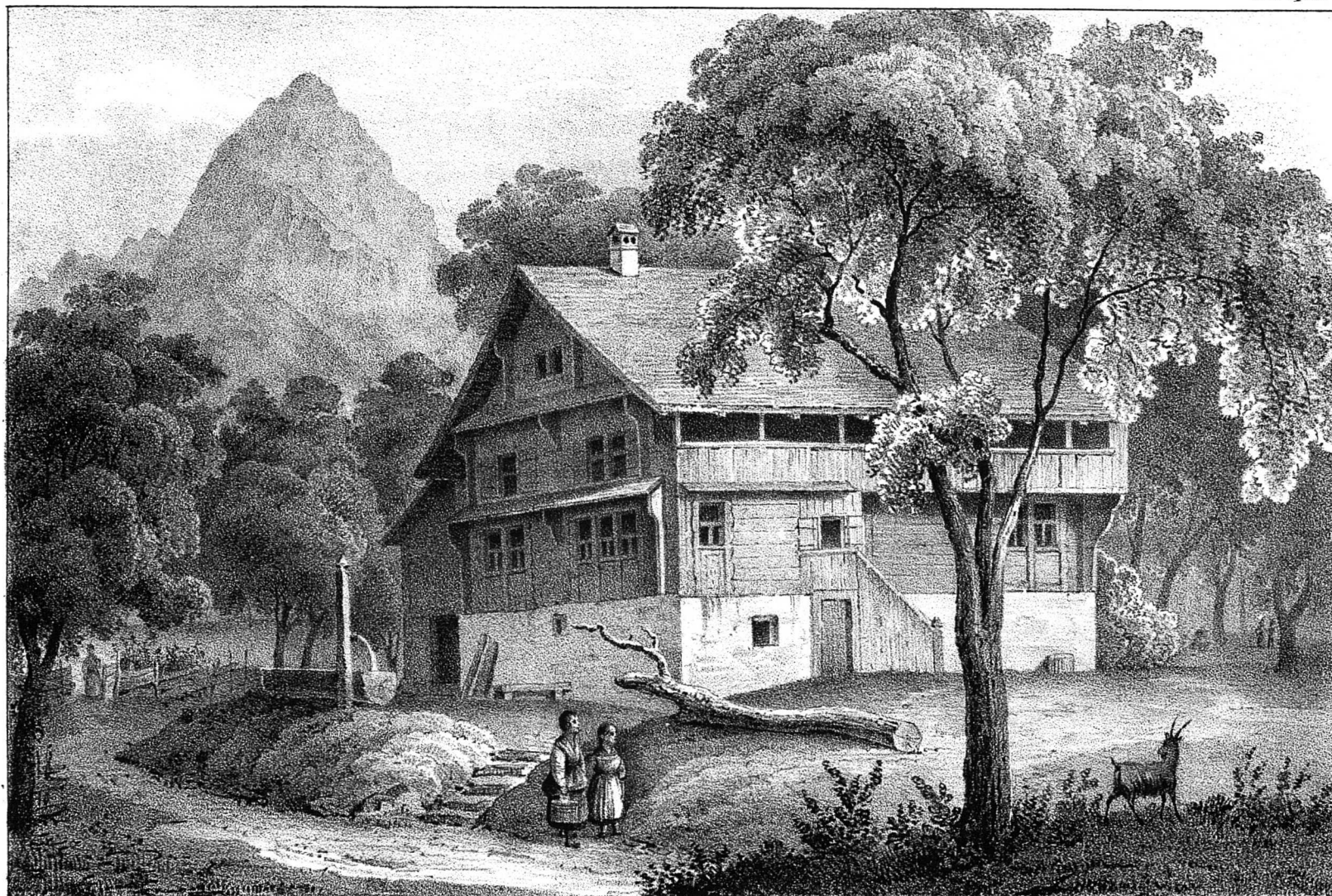
Kanton Uri. Dieser Ort wird häufig von Reisenden besucht; wäre es auch nur in malerischer Beziehung, so darf gewiß Niemand bedauern, diesen Spaziergang gemacht zu haben. Eine leichte und bedeckte hölzerne Brücke führt auf das linke Ufer des tobenden Schächens und in das Dorf Bürglen. Was zuerst in die Augen fällt, ist die hübsche Kirche auf einem grünen Hügel erbaut. Zwei alte Thürme, deren einer bewohnt und beinahe ganz mit Ephen tapezirt ist, sind die Reste irgend eines Feudalgebäudes, wo wahrscheinlich die Meier von Unserer lieben Frau zu Zürich, deren Vasallen die Einwohner von Bürglen waren, wohnten. Zwischen diesen Thürmen und der Kirche bemerkt man eine demüthige und bescheidene Kapelle, welche kaum bemerkt würde, wäre sie nicht auf dem nämlichen Platze erbaut, wo das Haus Tells stand, und der Befreier der Schweiz geboren wurde. Sie ist mit Gemälden bedeckt, welche die hauptsächlichsten Thaten aus der Geschichte des Helden vorstellen. Nachdem er in der Schlacht von Morgarten 1315 gekämpft, lebte Wilhelm Tell in seinem Dorfe in der Dunkelheit, wo er die Stelle eines Vorgesetzten versah. Er gelangte zu einem hohen Alter und starb ein Opfer der edelsten Hingebung.

Eines Tages im Jahr 1354 brach ein furchtbares Gewitter über das Schächenthal aus. Mit dem Krachen des Donners und dem Geheul der entfesselten Winde verband sich das Brausen der Ströme und das Klingen der Glocken; das kleinste Wässerchen wurde zum Bach, jeder Bach zum Strom. Die bestürzten Einwohner von Bürglen sahen mit jedem Augenblick die schäumenden Fluthen des Schächens wachsen, der Holz, Bäume und Felsen führte, und alle Augenblicke die Dämme zu zerstören drohte, welche so viele Mühe und Arbeit gekostet hatten. Nachdem sie dem zerstörenden Elemente ohnmächtige Anstrengungen entgegengesetzt, wurden die verzweifelten Einwohner genöthigt, in Eile zu fliehen und ihre Wohnungen und Felder zu verlassen, welche der wüthende Strom unter ihren Augen fortführte und verwüstete, wie ihre Geräthschaften und ihr Vieh. Mit einem Wort, Alles, was sie besaßen, wurde die Beute des Elements, und nicht Alle entgingen ihm. Ein Greis mit weißem Bart und Haaren, aber noch kräftig, sah, als er sein Haus verließ, ein Kind in seiner Wiege auf den dicken und schlammigen Fluthen treiben. Dieser Greis war Tell, dessen Pfeil die Schweiz von ihrem verhassten Tyrannen befreit

hatte. Bereit den Rest seiner Tage zu opfern, um die des Kindes zu retten, trotzte er der Gefahr, und bemächtigte sich nach vieler Mühe der Wiege; aber seine Kräfte waren erschöpft, und das Wasser stieg schnell. Die Rückkehr war unmöglich, der Greis mit einer letzten Anstrengung trieb die Wiege in die Zweige eines Baumes, und erwartete den Tod mit Entschlossenheit. Tell wurde das Opfer seiner edeln Hingebung in einem Alter von ungefähr 80 Jahren.

Oesterreicher und Schweizer.

Im Jahre 1352 bereitete sich der Herzog Albrecht von Oesterreich, die neuen eidgenössischen Kantone zu bekriegen: allein diese, statt seinen Angriff zu erwarten, ergriffen die Offensive und machten einen Einfall in das Aargau, wo sie Beromünster und sieben andere Dörfer verbrannten, und nachdem sie Beute genug gemacht, kehrten sie nach Hause zurück. Indessen nach der damaligen Art Krieg zu führen, zögerten die Oesterreicher nicht, es ihnen heimzugeben. — Am 1. Mai überfielen 1400 Oesterreicher den Flecken Rüschnacht am Luzernersee, plünderten und steckten ihn mit einigen andern Dörfern der Umgegend in Brand: nach dieser glänzenden Heldenthat zogen sie sich zurück. — 45 Mann aus der Gegend, die ohne Zweifel auf die Unordnung und die gänzliche Sicherheit rechneten, womit der Feind marschirte, der mit Beute beladen war, wollten es versuchen, ihm seine Beute abzugeben. Ohne auf das Mißverhältniß der Zahl zu achten, verfolgten sie und griffen ihn mit der Wuth der Verzweiflung an. Sie thaten Wunder der Tapferkeit, aber der Kampf war zu ungleich. 17 der Ihrigen lagen schon zu Boden gestreckt, aber die andern 25 betrachteten noch stolz ihren Feind, und machten keine Miene, ihm nur einen Zoll breit zu weichen. Die Oesterreicher konnten keine andern Gründe einer solchen Kühnheit einsehen, und dachten diese Schweizer seyen nur eine Abtheilung eines viel zahlreichern Corps, das ihnen bald folgen würde. Dann zogen sie sich in Eile zurück, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen; sie ließen die 25 Schweizer Herren des Schlachtfeldes, welche zufrieden, die Ehre ihrer Nation gerettet zu haben, ihre Todten mit sich nahmen, welche ihnen die Feinde vergebens zu entreißen gesucht hatten.



HAUS IM CANTON SCHWITZ.

Der Kanton Schwyz.

Dieser Kanton hat 9 Stunden in seiner größten Länge und 8 in seiner größten Breite. Seine Oberfläche begreift 31 Quadratmeilen, bewohnt von 38,480 Seelen. Dieß ist der größte und volkreichste der drei Waldkantone. Er gehört in die Zahl der Gebirgskantone; indessen sind beinahe alle seine Gipfel mit Weiden bedeckt und dem Vieh zugänglich; einzig an der Gränze des Kantons Glarus finden sich einige mit immerwährendem Schnee bedeckte Spitzen. Es ist einer der drei ersten Kantone, welche die Eidgenossenschaft bildeten, und von ihm hat sie ihren Namen. Zehn bis zwölf Stunden seiner Gränzen werden von den Seen von Zürich, Zug und Luzern bespült; der Lowerzer See liegt ganz in seinem Gebiete. Die beträchtlichsten Flüsse sind die Sihl, die Aa, die Muotta und die Linth; nur die letzte ist schiffbar. Die Thäler und die Ebenen sind in diesem Kanton im Allgemeinen sehr fruchtbar; sie erzeugen eine große Menge Früchte und haben prächtige Matten. Die gebirgigen Theile sind mit herrlichen Weiden bedeckt, welche zahlreiche Heerden von Rindvieh ernähren, das größer ist, als in den benachbarten Kantonen Uri, Unterwalden und Glarus. Die Erzeugnisse dieser Heerden sind beinahe die einzigen Gegenstände des Handels und der Ausfuhr aus dem Lande. Wie alle Hirtenvölker, lieben die Schwyzer die beschwerlichen Arbeiten des Ackerbaus nicht, kaum kennen sie den Gebrauch des Pfluges; indessen sieht man in einigen Bezirken, besonders in dem von Schwyz, hie und da einiges eingesäete Feld: sogar die Einführung des Erdäpfelbaues hat lange in den Volksvorurtheilen Widerstand gefunden, und kaum reicht der Anbau dieser Feldfrüchte für die Bedürfnisse des Landes hin; ebenso ist es mit den Gemüsen, indessen fehlt es nicht an herrlichem Boden, der nur benutzt zu werden braucht. Ehemals pflanzte man den Weinstock in der Gegend von Rüschnacht und am Fuße des Rigi; dieser Bau wurde aber aufgegeben, und nur noch in den Bezirken am Zürcher See wird er mit Erfolg betrieben. Die ergiebigste Pflanzung in diesem Kanton ist der Obstbaum, wovon man eine ungeheure Menge zieht; man kann sagen, das das ganze Land, mit Ausnahme der Gebirge, davon bedeckt ist. Es gibt viele Bauern, welche bis 200 Fuß (2000 Mäß) Äpfel und Birnen erndten, und in guten Jahren 80 bis 100 Fuß Pflaumen und 40 bis 50 Kirschen. Ein Theil dieser Früchte wird in den Kellern aufbewahrt, oder für den Winter gedörret. Aus den geringern Qualitäten macht man Most und Brantwein, wovon ein einziger Bauer 4 bis

800 Maß jährlich brennt. Die Manufakturen im Land sind für die Ausfuhr nicht beträchtlich, mit Ausnahme der des Bezirks Gersau, wo man viel Floretseide spinnt, ohne deshalb den Landbau mehr zu vernachlässigen, als vorher. Eine dieser Spinnereien findet sich auch in Brunnen. Man findet in dem Kanton noch einige Baumwollenspinnereien, eine Fabrik von Farbleinwand, eine Papiermühle, einige Brauereien, eine Druckerei zu Schwyz und fünf zu Einsiedeln, die sich aber nur mit Andachtsbüchern beschäftigen. Die Häuser im Kanton Schwyz sind denen vom Kanton Uri ziemlich ähnlich, und man bemerkt, daß sie im Allgemeinen größer sind, als in dem Kanton Unterwalden, und meistens mit Ziegeln gedeckt; sie sind alle von Holz oder Backsteinen gebaut; in Schwyz allein bemerkt man einige in Stein. Sie ruhen immer auf Grundmauern; die Fenster der verschiedenen Stockwerke sind durch ein kleines Dach getrennt, das sie gegen den Regen und die Sonne schützt. Bedeckte Gallerien befinden sich vornen oder öfter an den Seiten des Hauses. Die Fensterladen sind nicht neben den Fenstern, sondern, wenigstens in den untern Stockwerken, darunter und werden in Rinnen hinaufgeschoben. Beinahe alle diese Wohnungen werden von Fruchtbäumen beschattet; ein Brunnen mit frischem und reichlichem Wasser ist gewöhnlich vor dem Hause. — Die Verfassung des Kantons Schwyz ist rein demokratisch, und die höchste Gewalt liegt in der Landsgemeinde, die aus allen Bürgern des Kantons besteht; ein Landammann präsidiert sie. Ein Großer Rath von 72 Mitgliedern ernennt die Tagessatzungsgesandten und gibt ihnen ihre Instruktionen. Er dekretirt die organischen Gesetze, erörtert die vom Kantonsrath vorgeschlagenen, und schlägt deren selbst vor; aber nur die allgemeine Landsgemeinde hat das Recht, sie anzunehmen oder zu verwerfen. Eine Commission, bestehend aus dem Landammann und vier andern Mitgliedern, vollzieht die Dekrete des Kantonsrathes. Der Kantonsrath besteht aus dem Landammann, dem Statthalter, dem Säckelmeister und 33 andern Mitgliedern; er vereinigt die vollziehende und administrative Gewalt. Die Justiz wird durch das Kantons- und die Friedensgerichte ausgeübt. Seit 1833 ist der Kanton in 7 Bezirke getheilt, nämlich: Schwyz, Gersau, March, Einsiedeln, Rüschnacht, Wollerau und Pfäfers. Man zählt in dem Kanton 6 Flecken und 82 Dörfer, 30 Kirchen, 6 Klöster und 87 Kapellen; es findet sich keine Stadt darin. Die katholische Religion ist die einzige im Kanton ge-

duldete. St. Martin, Bischof von Tours, soll zuerst im vierten Jahrhundert das Christenthum in dieser Gegend gepredigt haben, daher ist er auch der Patron des Landes. Indessen soll St. Beat vor ihm da gewesen seyn. Im 6. Jahrhundert war die christliche Bevölkerung noch so schwach in diesem Lande, daß der nämliche Priester die einzige dort befindliche Kirche, wie auch die im Kanton Unterwalden versah. Die Reformation machte nicht viel Proselyten in diesem Lande; im Jahr 1655 wurden drei Personen, welche der Reform verdächtig waren, enthauptet; der eine war Vater von vier, der andere von sieben Kindern. Im Jahr 1698 wurde ein Mann zu lebenslänglicher Kettenstrafe und zu Rasirung seines Hauses verurtheilt, weil man protestantische Bücher bei ihm gefunden, und man ihn beschuldigte, keizerische Reden geführt zu haben. Uebrigens trogten die Einwohner von Schwyz mehreremal den päpstlichen Bannstrahlen; sie widersezten sich auch beständig der Niederlassung der Jesuiten bei ihnen; erst im Jahr 1836 wurde diesen endlich gestattet, sich in dem Flecken Schwyz niederzulassen, um die Studien des Gymnasiums zu leiten. Außer den Sonntagen bestehen noch 18 Festtage in dem Kanton. Die meisten Gemeinden haben Körperschaften unter dem Schutze eines Heiligen: z. B., die Schützen haben zum Patron St. Sebastian; die Bauleute St. Joseph; die Schneider und Schuhmacher St. Crispin; die Rosenfranz- und Skapulierbruderschaft die Mutter Gottes u. dergl.; es gibt viele andere, welche alle ihr Vermögen und ihre besondern Verwalter haben. Die Staatseinkünfte betragen 27 bis 28,000 Franken, wozu das Salzmonopol am meisten beiträgt, denn es bestehen keine Abgaben im Kanton.

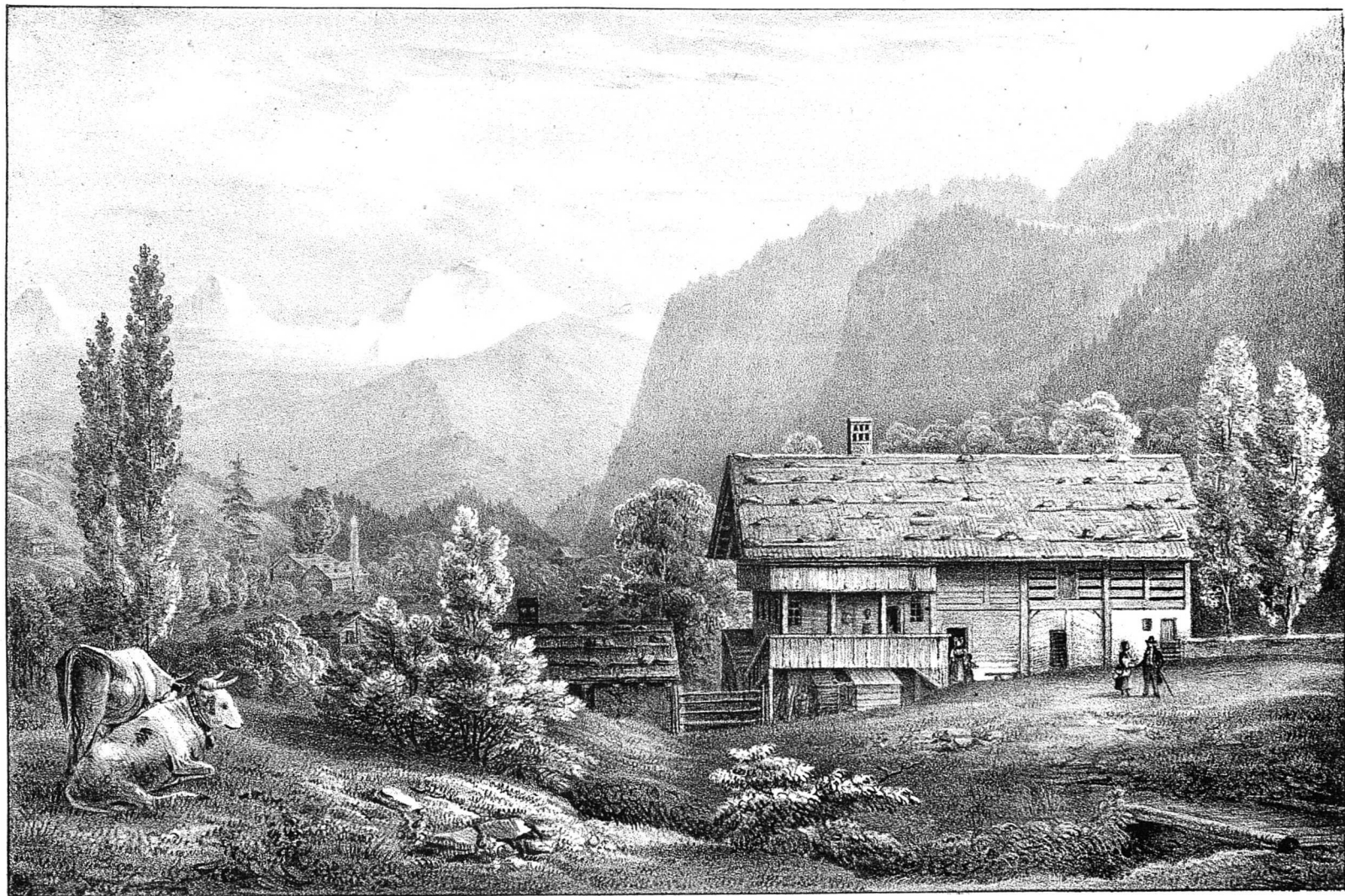
Blumenstein.

Blumenstein ist ein Dorf, fünf Stunden südlich von Bern, und wäre kaum bekannt, läge es nicht am Fuße des berühmten Stockhorns und fände sich das Bad gleichen Namens nicht einige hundert Schritte von da. Indessen verdient, gleich so vielen andern Orten der Schweiz, das Thal und das Dorf Blumenstein bekannt zu werden. Obschon diese Gegend keinen Theil des bernerischen Oberlands ausmacht, so ist es doch ein Alpenthal und sogar eines der wildesten und malerischsten. Die Stockhornkette, deren Gipfel sich 6000 bis 6800 Fuß über das Meer erheben, schließt es im Süden gänzlich; im Norden sind abgerundete, nicht gar hohe Hügel. Die Häuser des Dorfes, deren größter Theil an der Abdachung des Stockhorns selbst liegt, sind nach allen Richtungen zerstreut; es ist von Wegen und Fußpfaden, beschattet von einer Menge von Fruchtbäumen, durchschnitten. Von den höchsten

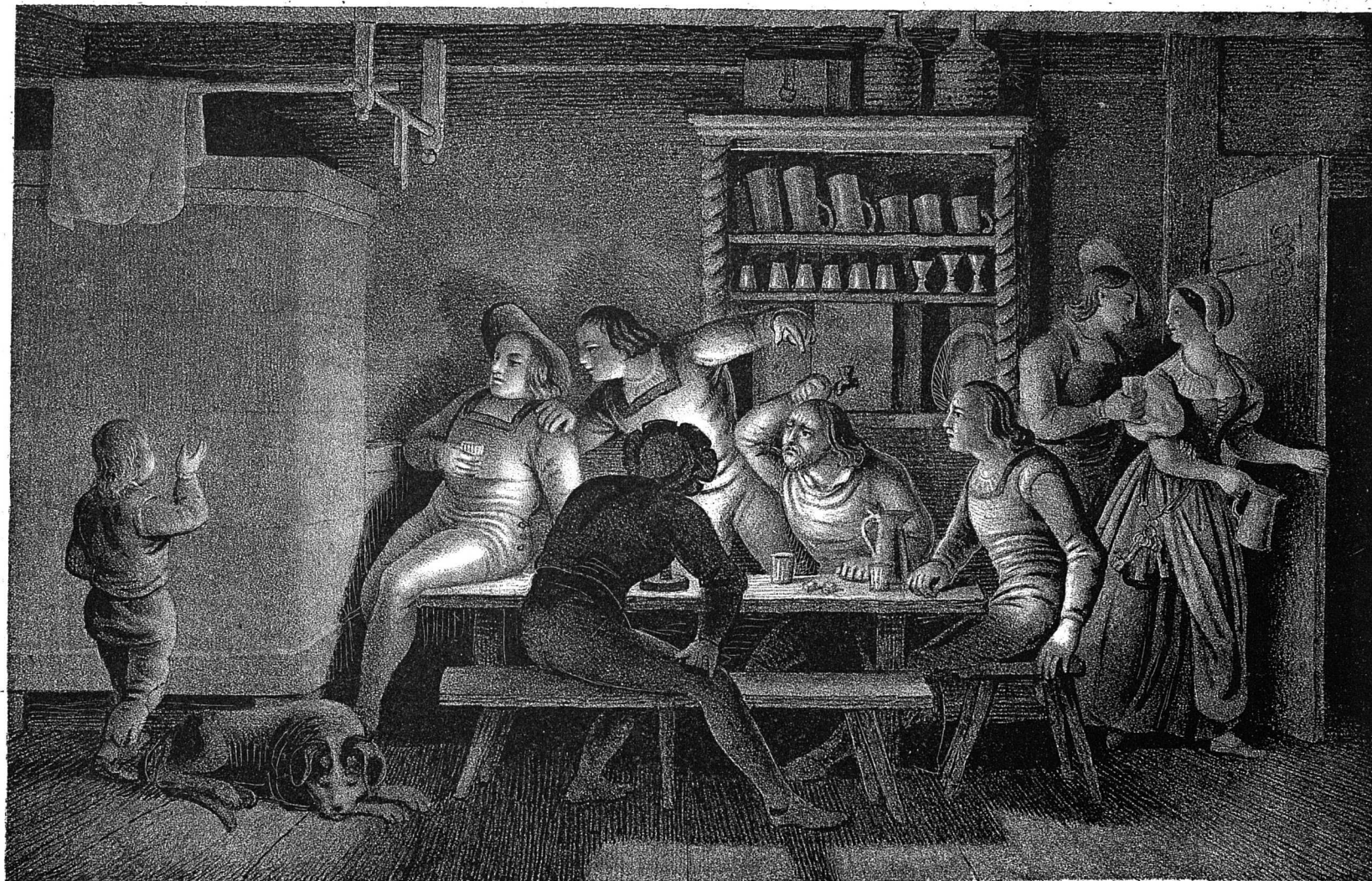
Stellen des Dorfes genießt man eine prächtige Aussicht auf die Alpenkette (s. die Zeichnung), und auf den südlichen Hügeln den Anblick des See's und der Umgebungen von Thun, so wie der prächtigen Alpenkette. Das nördlich am Dorfe gelegene Bad ist vollkommen gut gehalten. Wer die Umgegend zu durchwandern wünscht, kann das Bad zum Abgangspunkt nehmen, und von da den reizenden See von Amsoldingen, Thierachern, Thun, Burgistein u. dergl. besuchen; keiner dieser Orte ist über zwei Stunden, und jeder das Ziel eines interessanten Spaziergangs. Endlich hat man, so zu sagen, das Stockhorn an der Hand, dessen Gipfel man in drei Stunden erreicht. Wir werden aber anderwärts Gelegenheit haben, von diesem interessanten und merkwürdigen Gebirge zu sprechen.

Luzern tritt in die Eidgenossenschaft.

Luzern, wie viele andere Orte der Schweiz, hatte schon längst hinreichende Gründe, der drückenden Herrschaft der Herzoge von Oesterreich müde zu seyn. Diese Fürsten schienen durch ihre Härte, ihren Stolz und ihre Anmaßung es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, sich die Zuneigung ihrer helvetischen Unterthanen zu entfremden. Ungeachtet des Rechtes der Stadt Luzern, nicht gezwungen werden zu können, Truppen außer ihr Gebiet zu schicken, hatte sie den Herzogen von Oesterreich ein Hülfscorps bewilligt, welches ihnen in ihren Kriegen mit dem Kaiser Ludwig gute Dienste leistete. Als es aber den versprochenen und wohlverdienten Sold begehrte, wurde es mit verächtlicher Härte fortgeschickt. Die Luzerner wurden nicht besser behandelt, als sie gewisse Summen zurückforderten, welche sie früher den österreichischen Amtleuten geliehen hatten. Eine Münze, die Zosinger genannt, die wegen ihres schlechten Gehalts Niemand annehmen wollte, wurde von den Behörden abgeschätzt; die Herzoge sandten eine Botschaft an die Stadt, um ihr mit Hochmuth zu eröffnen, daß sie ihr Edikt über die Zosinger Münze als nichtig erklärten, und da sie Geld bedürfteten, so hielten sie es für angemessen, die bereits schon hohen Abgaben zu vermehren. Luzern hatte durch den Krieg zwischen den Herzogen und den drei neuen Kantonen schon viel gelitten, an dem es gegen seine eigenen Interessen und seine natürlichen Neigungen Theil zu nehmen gezwungen war. Verschiedene andere Beleidigungen, die sie von den benachbarten Amtleuten zu erfahren hatte, trieben endlich die Bürgerchaft zur Verzweiflung, und sie nahm eine Stellung drohenden Widerstandes an. Eine junge unter-



GEGEND VON BLUMENSTEIN.



VERSCHWÖRUNG zu LUZERN.

drückte Sympathie für die drei neue verbündete Staaten brach dann mit Nachdruck aus; man sandte ihnen sogleich das Anerbieten eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes, das mit Vergnügen angenommen wurde.

Bei der Nachricht von diesem eben so unerwarteten als kühnen Schritt beschloßen die Herzoge und der Adel, die Luzerner zu züchtigen. Nach einer Aufforderung, die Verbindung mit den drei verbündeten Staaten aufzugeben, näherte sich der Hr. von Ramschwag, Landvogt von Rottenburg und ein würdiges Seitenstück Geflers, mit 300 Reitern der Stadt, in der Hoffnung, sie mit Hilfe der Nacht und der österreichischen Partei in ihren Mauern zu überfallen. Allein die Luzerner, welche zeitig von diesem Complotte Kunde erhielten, ergriffen die Waffen und besetzten die bedrohten Punkte. Und der Landvogt, der sein Complotte entdeckt sah, mußte mit Schande abziehen. Das Ergebniß dieses Versuches war, daß Luzern, um sich eine feste Stütze für die Zukunft zu sichern, den drei Kantonen vorschlug, in ihren Bund zu treten; ein Anerbieten, das mit beiden Händen ergriffen wurde. Die ersten Häupter der drei neuen Kantone begaben sich zu diesem Ende nach Luzern, der Vertrag wurde nicht lange unterhandelt und das Bündniß feierlich beschworen, jedoch unter Vorbehalt der gesesslichen Rechte des Hauses Oesterreich. Die Kantone traten aus Höflichkeit Luzern den Vorrang in dieser neuen Conföderation ab. Es ist leicht begreiflich, daß Oesterreich diese Nachricht mit Zorn vernahm, und seinen Anhängern und Vasallen befahl, sich zum Kriege gegen die neue Eidgenossenschaft zu rüsten. Alsobald zog der Adel von Aargau und Thurgau zu Feld, und begann mit Verwüstung der Umgebungen von Luzern, wo diese Horde von Tapfern sich durch tausend Kühnereien auszeichnete. In ihrem Unwillen rüsteten sich die Luzerner, das Vergeltungsrecht auszuüben; in dessen erfuhr der Landvogt von Rottenburg durch seine Anhänger ihr Vorhaben, legte sich in Hinterhalt und tödtete ihnen 50 Mann. Allein am andern Tag, wo die Luzerner eine Verstärkung von 200 Mann von ihren Verbündeten erhalten hatten, giengen sie ihrem Feinde entgegen, schlugen ihn gänzlich und tödteten ihm mehr als 200 Mann.

Allein während die Luzerner ihre äußern Feinde schlugen, bereiteten Ramschwag, Landvogt von Rottenburg, und die zahlreichen Anhänger Oesterreichs ihnen im Innern eine Katastrophe, welche für sie hätte traurig werden können. Es war am 30. Juni 1333, Abends zwischen 10 und 11 Uhr. Ein tiefes Schweigen herrschte in den düstern und engen Straßen der Stadt Luzern, welche damals weder gepflastert, noch bei Nacht beleuchtet war. In den Häusern erloschen nach und nach alle Lichter; der Bürger, der arbeitssame Handwerksmann hatten sich schon zur Ruhe begeben. Bloß hin und wieder hörte man in der Ferne

den schweren Tritt des Nachtwächters, oder eines Bürgers, der sich in einem Trinkhause bei Besprechung der Tagesgeschichte und einem Krüge Most vergessen und nun schnell nach Hause gieng. Dann herrschte das tiefste Schweigen. Ein junger Knabe, dessen Kleider die Armuth ankündigten, zog gleichgültig durch eine der am wenigsten besuchten Straßen der Stadt, deren hölzerne, mit Stroh bedeckte Häuser bezeugten, daß der Wohlstand nicht in diesem Viertel wohne. Bei dem Trinkhause der Schneider stand er plötzlich still, und glaubte ein verwirrtes Geräusch von Menschen und Waffen zu hören. Zuerst erschreckt, that er dennoch einige Schritte vorwärts, dann hielt er von neuem. Die Dunkelheit gestattete ihm nicht, etwas zu unterscheiden, aber er hörte deutlich Gespräche, die ihn tödtlich erschreckten; seine Beine verweigerten ihm den Dienst zum Fliehen, und er war wider Willen genöthigt zu horchen. Was er vernahm, waren Blut- und Mordworte, aus denen hervorgieng, daß unter dem Schutze der Nacht ein blutiges Complotte in der Nacht ausbrechen sollte. Der junge Mensch begriff, daß vielleicht von ihm das Leben vieler seiner Mitbürger abhängt; dieses Gefühl gab ihm seine Kräfte wieder und er begann zu laufen; aber in diesem Augenblicke wurde er bemerkt; vom Kopf bis zum Fuß bewaffnete Männer warfen sich auf ihn und drohten ihn zu durchbohren, wenn er das mindeste Geräusch mache. Sie schleppten ihn unter einen Bogen in der Nähe, wo sich eine große Zahl bewaffneter Männer befand. Dann beriethen



die Verschwornen, was sie mit ihrem jungen Gefangenen machen sollten: ihn tödten, schien einigen das schnellste Mittel sich seiner zu entledigen; schon blizten die Dolche über seinem Haupte; allein andere, menschlicher als der Rest der Bande, hielten den Arm der Mörder und stellten ihnen vor, daß sein Tod ihrer

Sache nichts nütze, man müsse sich begnügen, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, nachdem man ihn schwören lassen, nichts von dem zu entdecken, was er gehört und gesehen. Der junge Mensch, mehr todt als lebendig, schwur was man von ihm wollte, und die Verschwornen fuhrn fort, sich von ihrem Vorgehen zu unterhalten, dessen Entwicklung sich näherte. Aber je mehr der fatale Augenblick vorrückte, desto mehr nahm die Angst des Gefangenen zu, und er beschloß, selbst mit Gefahr seines Lebens alles zu versuchen, um seine Mitbürger von dem zu unterrichten, was gegen sie gesponnen wurde. Er ergriff einen Augenblick, wo die Unterhaltung sehr lebhaft war und wo man nicht auf ihn Acht zu geben schien, um sich längs der Mauer hinzuschleichen, und aus dem Bogen hinauszukommen. Einmal in Freiheit lief er aus allen Kräften, allein ohne zu wissen wohin, denn die Straßen waren verlassen, und alles schien in Todes-schlaf versunken. — Inzwischen war kein Augenblick zu verlieren, er hörte die ferne Stimme des Nachtwächters, der die eilfte Stunde anrief; er beeilte sich also und plötzlich, als er um die Ecke eines Hauses wandte, sah er ein Licht in einer ihm wohlbekannten Wohnung leuchten. Es war die Trinkstube der Metzger. Dann stieß er ein Freudengeschrei aus und war mit einigen Sprüngen an der Hausthüre. Allein wie von einem unsichtbaren Geiste zurückgestoßen, stand er plötzlich versteinert und schlug sich an die Stirne: der Unglückliche erinnerte sich, daß ein furchtbarer Eid seine Zunge binde! Während einigen Minuten stand er mit gesenktem Kopfe und suchte ein hinreichendes Mittel, dem Eide auszuweichen, ohne sein Gewissen mit einem Meineide zu beschweren. Plötzlich klärt sich sein Gesicht auf, und wie von einem glücklichen Gedanken begeistert, geht der junge Patriote, den das Schicksal dazu bestimmt hatte, der Retter seines Vaterlandes zu seyn, in das Haus, dessen offengelassene Thüre ihn vermuthen ließ, er werde noch einige Freunde der Flasche finden.... und hierin irrte sich der junge Mensch nicht. Die Metzger hatten die Gewohnheit, zuletzt aus dem Wirthshause zu gehen; auch gaben sie in Hinsicht des Patriotismus den andern Zünften nichts nach, und an diesem Tage, wo die Gemüther von den letzten Ereignissen eingenommen waren, wo zahlreiche Trünke die Geschwägigkeit erhöht hatten, bemerkten sie die Ankunft des Neugekommenen nicht. Dieser hatte nicht gerechnet, den Augenblick zu erwarten, wo man ihn bemerken würde; er hatte seine Maßregeln schon ergriffen; er näherte sich dem Ofen und rief so laut als möglich: Oh! Ofen, Ofen! oh, Ofen, Ofen! bis alle Anwesenden sich nach ihm umgewendet hatten und ihn fragten, ob er ein Narr geworden und was er da mache; das war, was er wünschte, und er fuhr fort, ohne sich einschüchtern zu lassen: „Oh! Ofen, höre, ich habe dir furchtbare Dinge zu entdecken, die ich nur

dir sage, denn ein schrecklicher Eid verbietet mir, mit jemand davon zu sprechen. In einigen Augenblicken werden die Bürger von Luzern erwürgt werden, ihr Blut und das der Obrigkeit wird in den Straßen fließen!“ Die Anwesenden, welche ein öffentliches Unglück befürchteten, hörten mit Angst und Ungeduld die Worte des jungen Patrioten, der fortfuhr: „Bei dem großen Bogen wurde ich von bewaffneten Männern angehalten, die mich tödten wollten; da ich aber geschworen habe, andern Menschen nichts von dem zu entdecken, was ich sah und hörte, so haben sie mich leben lassen, und ich habe alles gehört. Sie sind in großer Zahl unter dem Bogen, und alle Verschwornen erkennen sich an einem rothen Aermel; um Mitternacht werden sie herauskommen, um die Straßen zu durchziehen und in ihren Betten alle Anhänger der Schweizer ermorden, und dann die Stadt an Oesterreich übergeben. Der Landvogt Ramschwag ist mit feindlichen Truppen vor den Thoren, die man ihm auf ein gegebenes Zeichen öffnen wird.“ Die Metzger wollten nicht mehr hören, sie stürzten sich stürmisch in die Straßen; die einen weckten den Schultheiß und die ersten Rathsherren, die andern die Bürger; bald war alles in Bewegung; es war Zeit, denn es war Mitternacht. Sobald die Bürger stark genug waren, umzingelten sie die Verschwornen unter dem Bogen; aber es war zu spät, diese hatten bemerkt, daß es Lärmen in der Stadt gebe, und vermutheten, daß ihr Complot entdeckt sey; sie dachten also bloß darauf sich der Rache ihrer Mitbürger zu entziehen, aber viele wurden auf der Flucht an ihren rothen Ärmeln erkannt und verhaftet. Der Landvogt von Nottenburg hatte vergebens gewartet, daß man ihm die Stadthore öffnete und vermuthete, was vorgefallen war; er entfernte sich flüchtig, denn sobald das Complot entdeckt war, hatte man Boten an die verbündeten Kantone geschickt um Hülfe von ihnen zu begehren, und bald sah man von jedem Kanton hundert Mann ankommen, welche gewiß gern den verhassten Landvogt das Gewicht ihrer Hellebarden hätten fühlen lassen. Unterdessen hatte man sich aller Verschwornen bemächtigt, welche nun die Strafe ihrer abscheulichen Verrätherei erwarteten. Die verbündeten Kantone baten jedoch für sie und man schenkte ihnen das Leben. Uebrigens war die Zahl der Verschwornen sehr beträchtlich und überdies von den bedeutendsten Familien der Stadt, so daß es unklug gewesen wäre anders zu handeln. Inzwischen blieben die rothen Ärmel lange ein Sprichwort; sobald man die patriotischen Gesinnungen eines Bürgers im Verdacht hatte, sagte man: er ist von den rothen Ärmeln. Von dieser Zeit an waren alle Bande gebrochen, welche noch zwischen Oesterreich und Luzern bestanden, das sich immer mehr an die neuen Bundesgenossen anschloß.

Criminal-Prozeß gegen die Hexenmeister und Hexen in Tessenberg.

Jakoba d'Evillard, gefangen in dem Gefängniß und Feste des gnädigen Herrn von Tessenberg. Gefragt von den achtbaren und weisen Herren P. Gende, Rath von Nidau, Hans Monnin von Biel, Adam Chiffelle, Maire etc. hat besagte Jakoba bekannt, daß zur Heuzeit, als sie ihren Mäthern zu Essen auf die Wiese gebracht, sie weinte und jammerte, daß ihr Mann schon lange krank sey und sie keine Mittel habe, ihren Mann und ihre kleinen Kinder zu ernähren, ihr ein Mann in grünen Kleidern erschienen und ihr gesagt, sie sollte gutes Muthes seyn, wenn sie sich ihm ergeben wolle, werde er ihr beistehen und ihr so viel Geld geben, als sie wolle, um ihren Mann und ihre Kinder zu ernähren; worauf sie ihn fragte, wer er sey; er antwortete, er sey Satan, und sie ergab sich ihm, nahm ihn zu ihrem Herrn und verläugnete Gott, ihren Schöpfer; dann zeichnete er sie am rechten Schenkel, wo das Zeichen sichtbar war, nachdem er ihr anscheinend viel Geld gegeben hatte, aber nachher fand sich nichts als Blätter. Er gab ihr auch Salbe und befahl ihr, Leute und Vieh damit zu tödten, wovon sie, um sie zu probiren, ihre Hand schmierte und ein ihr gehöriges Kalb und Kaze berührte. Unverzüglich krepirten sie; da sie die Bosheit gesehen, warf sie sie fort und wollte sie nicht mehr brauchen. — Item hat auch bekannt, mehreremal bei dem Tanze des Teufels und seiner Mitschuldigen gewesen zu seyn.

Folgt auch der Criminalprozeß von Jakob Rossel von Pressle: daß er bekannt, seine Matte zur Mähzeit Pächtern zum Mähen übergeben zu haben, und da er Vieh gesehen, das sein Gras gefressen, habe er bedauert und gejammert, sein Gut so mit Füßen treten zu sehen und daß seine Arbeiter ihm nicht Wort gehalten; in dieser Traurigkeit und erbärmlichem Zustande erschien ihm ein braungekleideter Mann mit Pferdefüßen, der ihm sagte, er solle sich nicht betrüben, daß wenn er ihm glauben und sich ihm ergeben wolle, so werde er ihm Geld geben und ihm helfen, daß seine Wiesen gemäht werden, und versprach ihm, es sollte ihm nie an etwas mangeln und sagte ihm, daß er Satan sey. Er ergab sich ihm, verläugnete Gott, seinen Schöpfer, und nahm Satan zu seinem Herrn, huldigte ihm und küßte ihn s. v. auf den Hintern; und er zeichnete ihn auf der Achsel beim Halse, und dieses Zeichen ist sichtbar; dann gab er ihm einen Hut voll Geld, that es in seine Tasche; einige Tage nachher wollte er Geld aus seiner Tasche ziehen, fand aber nichts als Eichenblätter. Der besagte Satan gab ihm Salbe in einem irdenen Hasen, mit dem Befehl,

Menschen und Thieren davon zu geben, damit sie sterben. Mit diesem gab er ihm eine Nadel, und sagte ihm, daß er mit dieser Menschen und Vieh stechen, und soviel Uebels thun müsse, als er könne. Habe aber damit kein Uebels gethan, sondern alles aus seinen Händen fortgeworfen; aber seither habe ihm Satan grüne Salbe gegeben und ihm befohlen, Menschen und Vieh Uebels zu thun. Er habe seine Hand mit dieser teuflischen Salbe beschmiert, und ein Pferd auf den Rücken geschlagen, das sogleich krepirt sey. Endlich hat er bekannt, daß er mit dem besagten Satan und seinen Mitschuldigen in der Synagoge und dem teuflischen Tanze gewesen. Weiter hat er bekannt, daß Hr. von Crouzat, Pfarrer, mit Peter Billier, dem jungen, von Presse in seinem Hause gewesen, um ein Glas Wein miteinander zu trinken, da habe er seine Hand mit der teuflischen Salbe bestrichen, welche Satan ihm gegeben, eine Wurst damit gerieben, wovon der besagte Pfarrer gegessen und sehr krank geworden. — Alle diese Verbrechen und Uebelthaten bereuen die armen Gefangenen sehr, und bitten unsern lieben Gott, sie in Gnaden aufzunehmen etc. — Die Herren der achtbaren Justiz von Tes verurtheilen die besagten armen Geschöpfe in die Hände des Scharfrichters geliefert, an den gewöhnlichen Maleszort geführt, dort gebunden, auf das Holzgerüste gelegt und lebendig verbrannt, ihre Körper in Asche verwandelt und vom Wind zerstreut zu werden, den andern zum Beispiel. Die gnädigen Herren Oberbeamten haben obige Erzählung angehört und, in Anerkennung der guten Reue der besagten Verbrecher, aus besonderer Gnade verordnet, daß ihnen der Kopf abgeschlagen und nachher die Körper verbrannt werden, nach vorstehender Sentenz. Die vorgenannten Verbrecher wurden enthauptet durch Meister H. Hoff, Scharfrichter von Bruntrut.

Von 1611 bis 1667 wurden sechszig Personen wegen Hexerei auf dem Tessenberge verbrannt.

Schlacht von Murten.

(Fortsetzung.)

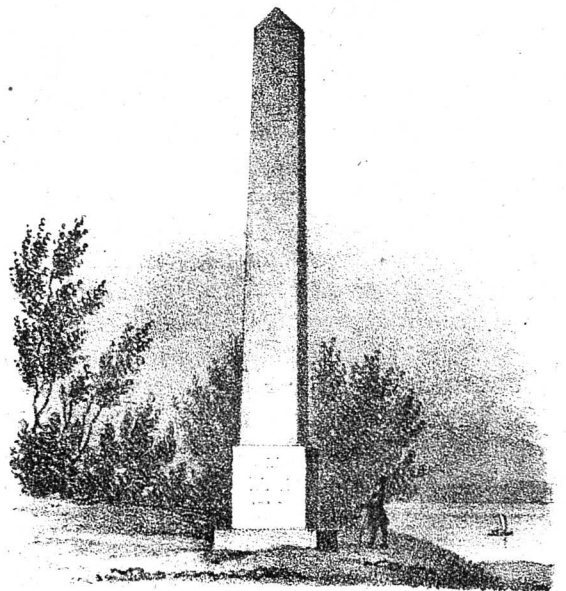
Das Handgemenge auf dem Schlachtfelde wurde fürchterlich ⁽¹⁾. Die Burgunder suchten nicht mehr

⁽¹⁾ Die Banner von Bern und Freiburg sprangen zuerst unter dem Ruf: Grandson! durch Kanonen, Pögel, Pfähle und Wagen, so daß für die Andern bald ein Loch offen war. Auf diesen Schlag fielen gewisse große und prächtige Banden ein, um zu kämpfen und hitzige Chargen zu machen; aber die Verbündeten über sie her, immer ärger: „Grandson! Grandson!“ schreiend, hieben alle diese glänzenden Ritter in Stücke, ohne Pardon zu

zu siegen, sondern nur ihr Leben zu retten. 4 bis 5000 Kürassiere und Lombarden hatten keinen andern Ausweg mehr als den See, und warfen sich hinein in der Hoffnung, den Grafen von Romont jenseits Murten erreichen zu können, und in einem Augenblick war der See mit burgundischen Reitern bedeckt, die durch Schwimmen zu entkommen suchten; allein man begreift, daß sie nicht glücklicher waren, als auf dem festen Lande. Ein großer Theil versank wegen ihrer schweren Rüstung, andere wurden von der Garnison von Murten getödtet, die sie mit Büchschüssen jagte wie wilde Enten, sowohl in Schiffen als von den Mauern von Murten, so daß mit Ausnahme eines Einzigen, der entwich, alle umkamen. Die Wellen des See's waren von feindlichem Blute gefärbt, und seither hat man oft reiche Rüstungen darin gefunden. Als die Niederlage der Burgunder begonnen hatte, liefen eine Menge Knechte, Kaufleute und Weiber hin und her, und wußten nicht, wohin sich verstecken. Unter diesen Letztern waren 2000 lustige Mädchen (wie die Chronik sagt), die man aber nicht gefangen nahm, weil eine solche Waare keinen großen Profit bringe. Die unglücklichen Burgunder, zu Wasser und zu Land zurückgetrieben, kamen zu Tausenden um, und der Kampf hörte nur aus Mangel an Kämpfenden auf. Die Schweizer verfolgten den Feind bis über Wislisburg hinaus; allein in der Besorgniß, daß der Graf von Romont, dessen Schicksal sie noch nicht kannten und den sie auf ihrem Rücken gelassen hatten, keinen bösen Streich spiele, kehrten sie zurück. Indessen war er nicht zu fürchten. — Von Tagesanbruch an neckte ihn ein abgesondertes Corps von Schweizern, womit sich die tapfern Einwohner von Neustadt, Landeron, Erlach etc. vereinigten, auf seinem Rücken, um ihn während der Schlacht zu beschäftigen. Da er die Niederlage der Seinigen erfuhr,

geben. Die von Murten machten zu gleicher Stunde einen heftigen Ausfall unter der Anführung des tapfern Bubenbergs, und es geschah ein Schlachten, wie nie gesehen, und man sah nur Burgunder überall in Stücken herumliegen, nicht gerechnet die, welche im See erstickten. Der unglückliche Karl flüchtete sich gleichsam allein, und ohne nur einmal umzusehen, bis nach St. Claude; die Niederlage der Seinigen war an diesem Tage so groß, daß es den Herren vom Bunde schien, als hätten sie in den Feldern von Grandson nur Kinderspiel getrieben; es kamen an diesem Tage wenigstens 1200 Ritter und Herren vom Herzog von Burgund um, zusammen wohl 10,000 von den Andern zu Pferd und zu Fuß (einige sagen 15, sogar 20,000; man muß sich begnügen mit 10,000.) Dieß war gewiß eine traurige Geschichte in der Christenheit; der Verlust der Verbündeten war klein; 130 ließen ihr Leben im Sturm auf die Pfähle und Kanonen, andererseits tödteten die Feldschlangen und Batterien von weitem 280, so zu sagen, alle von Bern und Freiburg; von den unsrigen (Neuenburgern) einzig den Bastard von Harberg und zwei Mann des Hrn. von Balangin.

ließ er eine Ladung auf die Stadt Murten geben und zog sich in Eile zurück; allein die Schweizer, welche von der Verfolgung ihrer Feinde zurückkamen, erreichten ihn noch mit ihrer Reiterei, nahmen ihm seine ganze Artillerie und Bagage, zerstreuten seine Armee gänzlich, und er selbst entkam nur unter dem Schutze der Nacht. Auf das Schlachtfeld zurückgekehrt, dankten die Sieger dem Allmächtigen auf den Knien; sie ließen alle ihre kriegerischen Instrumente ertönen und sandten Boten in alle Orte der Eidgenossenschaft, und bald verkündigten Freudenfeuer und das Glockengeläute bis in die höchsten Alpenhöhlen diesen ruhmvollen Sieg. Die Beute, welche die Schweizer nach der Schlacht machten, war mit der von Grandson nicht zu vergleichen, indessen war sie noch immer ungeheuer. Auf einem Raume von zwei Stunden zwischen Murten und Wislisburg lagen 15,000 Leichname von Burgundern, Belgiern, Italienern und Engländern; 4 bis 5000 Mann hatte der See verschlungen. Der Graf von Romont verlor an den Seinigen ungefähr eben so viel auf der Flucht. Die Schweizer verloren kaum 4 oder 500 Mann, meistens Berner und Freiburger. Die schweizerische Armee hielt ihren Triumpheinzug in Bern, wo sie zwei Tage in Festen und Vergnügungen zubrachte. Der Herzog Reinhard, begleitet von zahlreichen Freiwilligen, verließ die Eidgenossen, um mit ihrer Hülfe seine Staaten wieder zu erobern, und führte seine Artillerie mit sich, welche die Schweizer den Burgundern abgenommen und ihm geschenkt hatten. Eine Armee von 12,000 Mann rückte in das Waadtland, um Savoyen und den Grafen von Romont, die Verbündeten des Herzogs von Burgund, zu



zuchtigen. Die Stadt Genf erinnerte sich, was ihr die Theilnahme an der Allianz Savoyens mit Burgund gekostet, und empfing die Flüchtlinge sehr übel, welche

durch ihre Mauern kamen; und das Volk, welches diese Unglücklichen als Unglücksvögel betrachtete, empföhrte sich, warf sich auf die erschreckten Flüchtlinge, und ließ einen großen Theil in die Rhone springen.

Vier Jahre nach der Schlacht von Murten wurden die Gebeine der Burgunder aus den großen Gruben genommen, worin ihre Leichname begraben wurden; man sammelte sie in einem Weinhaufe eine Viertelstunde von Murten, das mehrere Inschriften trug, worunter eine von dem großen Haller. Dieses bescheidene Denkmahl wurde im Jahr 1798 durch eine Brigade von der Goldküste, das Departement des ehemaligen Burgunds, zerstört. Diese Soldaten glaubten durch eine so niedrige Handlung das Andenken an diese denkwürdige Schlacht zu vertilgen; allein 24 Jahre nachher ließ die Regierung von Freiburg auf dem nämlichen Plage einen Obelisk mit folgender Inschrift errichten:

Victoriam XXII Jun. MCCCCLXXVI Patrum concordia partam novo signat lapide Respub. Freiburg. MDCCCXXII. (1)

Johann von Bubenberg.

Schuttheiß von Bern in den schwierigsten Zeiten der Republik, hatte sich Johann von Bubenberg stets als ein eifriger Patriot gezeigt: sein erhabener Geist, seine Weisheit in dem Rathe hatten ihm die Achtung seiner Mitbürger erworben. In den Augenblicken der

terlich; er gab Beweise davon während des Krieges von Laupen; er war bereit alles aufzuopfern für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes. Aber Bubenberg hatte der Menge nie geschmeichelt, er war reich und nach den Sitten der Zeit edel und prächtig; Neider machten ihm ein Verbrechen daraus und überredeten das Volk, daß er, verderbt durch den Reichthum, des öffentlichen Vertrauens nicht mehr würdig sey. Stark durch sein Bewußtseyn, ließ sich Bubenberg durch diese Umtriebe nicht einschüchtern, und fuhr fort, die Verrichtungen des Staatsoberhauptes mit Würde auszuüben. Die alten Republiken waren oft undankbar gegen ihre großen Männer, Bubenberg theilte ihr Loos; einer feindlichen und mächtigen Faktion gelang es, daß seine lebenslängliche Verbannung nach Entsezung von der Schuttheißenstelle ausgesprochen wurde; mehrere seiner Freunde erlitten das gleiche Schicksal. Der edle Verbannte verließ die von seinen Voreltern erbaute Stadt und zog sich in das Schloß Bubenberg, den Wohnsitz seiner Ahnen, eine Stunde von Bern, zurück, von dem man noch heute Ruinen sieht. Da, ganz von den öffentlichen Geschäften entfernt, widmete er sich dem Bau seiner Güter, ohne indessen sein Vaterland zu vergessen, und in der Hoffnung, einst in die Stadt zurückzukehren. Um sich die Gemüther seiner Mitbürger geneigt zu machen, bot er der Burgerschaft eine Mühle und ein Fischrecht in einem Bache bei der Stadt um eine geringe Summe an. Dieser Umstand erregte die Frage unter dem Volke, ob man nicht vielleicht ungerecht gegen den achtungswürdigen Mann gewesen. Die Pest und die Zeit hatten



Gefahr war seine Festigkeit und sein Muth unerschüt-

(1) Die Republik Freiburg weiht durch ein neues Denkmal im Jahr 1822 den am 22. Juni 1476 durch die Einigkeit der Väter errungenen Sieg.

den Neid und den Haß eines Theils seiner Feinde vermindert oder abgestumpft; das Volk und seine Freunde verlangten seine Zurückberufung; da aber der Rath Ausflüchte suchte, so versammelte sich die Bürgerschaft

stürmisch in der Baarfüßerkirche, ohne zu diesem Schritt berufen oder ermächtigt gewesen zu seyn, und behauptete, daß nach dem Freibriefe des Kaisers Friedrich II. Alles, was zum öffentlichen Besten geschehe, durch diesen Freibrief genehmigt sey. Die Versammlung verlangte, der Kanzler solle diesen Artikel vorlesen, aber dieser blätterte in seinem Buche, und that als finde er ihn nicht; dann nahm ein Mann aus dem Volke eine Handvoll schwarze Kirschen und warf sie dem Kanzler heftig ins Gesicht, der ganz erschrocken den Freibrief fallen ließ, den ein Bürger schnell aufhob und den begehrten Artikel vorlas. Hierauf begab sich die Menge nach dem Hause des Schultheißen N. von Schwarzenburg und forderte das Stadtpanner von ihm, das er zum Fenster herausreichte. Dann zog man aus der Stadt, um den alten Bubenberg aus seinem Schlosse abzuholen. Dieser gieng auf seinem Gute spazieren und vernahm von einem Vorbeigehenden, daß in der Stadt eine große Burgerversammlung und diese sehr aufgeregert sey. Begierig über die Ursache, schickte er einen Schäfer dahin; dieser gab zuerst vor, er könne seine Heerde nicht verlassen, allein der edle Greis übernahm es sie indessen zu hüten, und der Schäfer gieng. Nach einigen Stunden kam er zurück, und traf den alten Ritter noch bei der Hut an; er brachte ihm die Nachricht, daß er und seine ganze Familie wieder in Ehren und Würden eingesetzt seyen. Bald sah man das große Panner flattern, dem eine Menge Bürger folgten. Bubenberg wurde im Triumph nach Bern zurückgeführt, da er aber zu alt war, die Zügel der Regierung von neuem zu übernehmen, so hatte er das Vergnügen, zu sehen, daß sein ältester Sohn die Stimmen der Burgerschaft zum Schultheißen erhielt.

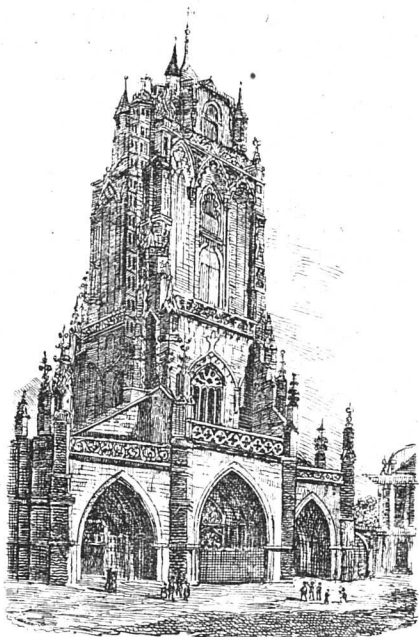
Die Fastnacht im Jahr 1376 zu Basel.

Johann von Wien, Bischof von Basel, hat einen unglücklichen Feldzug gegen die Berner vollendet. Nachdem er selbst aus Rache seine gute Stadt Biel zerstört und das St. Immer- und Münsterthal hatte verwüsten sehen, war er genöthigt, einen lästigen Frieden zu schließen, und um die Kriegskosten zu decken, einen Theil seiner Staaten zu verpfänden. Allein der kriegerische Prälat, mit diesen Niederlagen nicht zufrieden, suchte Handel mit den Baslern, gegen welche er sich mit dem Herzog Leopold von Oesterreich verbündet hatte. Diese verbrannten ihm Bruntrut, und um das Bündniß Leopolds zu zahlen, mußte er ihm Klein-Basel abtreten, das von Groß-Basel durch den Rhein getrennt wird. Allein um die Aufreizung der Bürger dieser Stadt zu beschwichtigen, versprach er ihnen seine Rechte und sein Eigenthum in Klein-Basel gegen eine ein für

allemal bezahlte Summe von 22,000 fl. abzutreten. Der Herzog besuchte ziemlich oft seine neue Besizung. Im Jahr 1376 lud er den ganzen Adel der Umgegend zu den Fastnachtsbelustigungen ein, welche in Klein-Basel Statt haben sollten. Mächtige Herren, edle Freiherren und Ritter fehlten nicht, dieser fröhlichen Einladung mit glänzendem Gefolge zu entsprechen. Alles gieng aufs Beste, fröhliche Gespräche, Turniere und Tanz, bis endlich der Rheinwein wirkte. Dann schlugen einige junge Herren, um die Freuden des Festes abzuwechseln, vor, sich ein wenig auf Kosten der guten Bürger von Basel zu belustigen, und ihnen ihre Geschicklichkeit im Lanzenspiel zu zeigen. Und bald zog eine zahlreiche Bande im Galopp über die Rheinbrücke, hielt auf dem Münsterplatze und begann Lanzen zu brechen, die einige Bürger verwundeten. Unsere jungen Ritter, der kriegerischen Spiele bald müde, wollten Liebesspiele mit den Schönen versuchen, und für Bürgerliche sollte das eine große Ehre seyn; allein die Basler verstanden es nicht so: sehr geduldig übrigens hatten sie sich bis jetzt begnügt, die Fäuste in die Taschen zu machen, jezt war es zuviel; sie sahen einander an und verstanden sich. Jeder ergriff den ersten Gegenstand, womit er sich bewaffnen konnte, Stöcke, Pfähle, Gabeln, ohne von andern Waffen zu sprechen; dann fielen sie wie wüthend auf die galanten Ritter, und schlugen in die Kreuz und Quere, und bald wurde dieser Platz, worauf kurz vorher noch Freudengeschrei ertönte, ein Schlachtfeld; die Sturmlocken läuteten und von allen Seiten liefen bewaffnete Bürger herbei. Mehrere Ritter entkamen, Dank ihrer guten Rüstung und ihren Pferden; allein die andern, auf allen Seiten von den wüthenden Bürgern umgeben, wären alle umgekommen, als ein würdiger Beamter, Peter von Laufen, der großes Unglück voraussah, sich auf einen erhabenen Ort schwang, mit donnernder Stimme seinen Mitbürgern Halt zurief und weiteres Blutvergießen verhinderte. Man gehorchte ihm, allein drei Herren waren schon getödtet, viele verwundet und eine große Anzahl gefangen, unter andern der Baron von Hasenburg, der Graf Rudolph von Habsburg, der Graf von Montfort, Johann Graf von Zollern, der Marggraf von Hochberg und viele andere. Der Herzog Leopold und der übrige Adel, die in Klein-Basel geblieben waren, nahmen während des Tumults die Flucht, nicht ohne Schwur diesen Schimpf zu rächen. Der Handel der Baseler war blühend, allein ihre Stadt war von den Besizungen der beleidigten Herren umgeben, sie hatten daher alles von ihrer Rache zu fürchten. Um diese zu entwaffnen, begannen die Behörden die Gefangenen loszulassen; dann verbannten sie einige Bürger, belegten andere mit starken Geldstrafen und ließen einige Köpfe abschlagen, was den Zorn des Adels besänftigte, der indessen keine Fastnacht mehr in Basel halten wollte.

Das Münster

oder die St. Vincenzkirche in Bern.



Auf dem gegenwärtigen Platze des Münsters stand ehemals eine im Jahr 1240 erbaute hölzerne Kirche. Es ist zu bedauern, daß keine Zeichnung uns die Form und Bauart dieses Denkmals aufbehalten hat, das, verglichen mit der gegenwärtigen Kirche, gewiß sehr merkwürdig wäre. Diese hölzerne Kirche bestand bis zum Jahre 1356, wo sie von einem Erdbeben so aus ihren Fugen gerissen wurde, daß man mit dem gleichen Material eine andere bauen mußte, die nur 60 Jahre hielt: sie war St. Vincenz von Saragossa geweiht. — Im Jahr 1418 hielt der von dem Concilium zu Constanz zurückkehrende Papst Martin V. sich 12 Tage in Bern auf, wo er glänzend empfangen wurde. Diesen Empfang dankbar anerkennend, wollte er dieser Stadt ein Zeichen seiner Freigebigkeit hinterlassen. Er machte ihr reiche Schenkungen (welche ihn, wohlverstanden, nichts kosteten) und bewilligte ihr außerordentliche Ablässe, um sie dahin zu bestimmen, um den Bau eines ihrer Macht würdigern Tempels zu beginnen. Am 11. März 1421 legte man den ersten Stein zu dem Gebäude, das erst 1501, folglich 80 Jahre später, beendet wurde. Das Geld hatte während dieser Zeit mehreremal gefehlt, und man verkaufte die von den Päpsten bewillig-

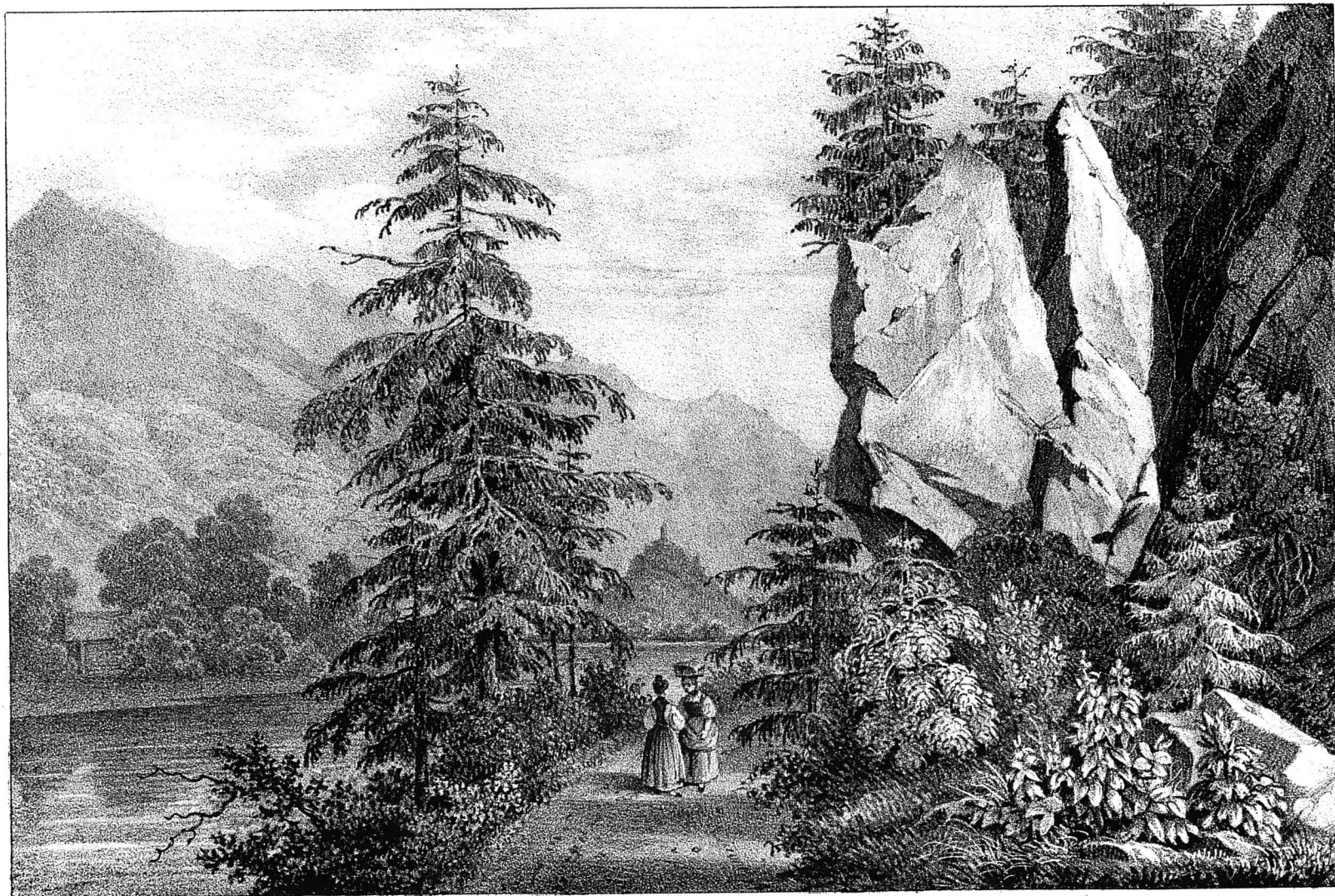
ten Ablässe. Indessen feierte man schon 50 Jahre vor Beendigung des Baues den Gottesdienst darin; denn die Kirche hatte schon 12 reich geschmückte Altäre. Der erste Baumeister, welcher daran arbeitete, war Mathias Densinger, dann sein Sohn im Jahr 1446, hernach Ubrugger im Jahr 1457. Ihr jährlicher Gehalt bestand in 40 Gulden, 20 Mütt Dinkel, 600 Maß Wein oder 12 Livres in Geld, einem Ochsen oder 5 Gulden; außerdem einen Gulden wöchentlich und jährlich für die Kleidung 12 Gulden. Diesem Gehalte fügte man noch ein Neujahrsgeßent von 12 Pfund bei, und so konnte er, Alles eingerechnet, 6 bis 7 Bazen täglich haben. Seit dieser Zeit haben die Baumeister in ihren Preisen ziemlich aufgeschlagen! Dieses, in gothischem Styl aufgeführte Gebäude ist ein schönes Denkmal der mittelalterlichen Baukunst. Seine kühngeformten Bogen, seine zahlreichen, sich in die Luft erhebenden Pyramiden stellen ein imponantes Ganzes dar. Allein der merkwürdigste Theil des Gebäudes ist sein Hauptthor, geschmückt mit einer Menge von Figuren, und das man als eines der schönsten Denkmäler der Skulptur dieser Epoche betrachtet. Beim Eingang in der Mitte bemerkt man das jüngste Gericht, welches wahrscheinlich kurze Zeit vor der Reformation gemacht wurde; denn man sieht einen Papst mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe mitten in den ewigen Flammen. Die frommen Berner hätten sich früher keine solche Satyre erlauben. Man bemerkt noch oberhalb der Thorbogen die Apostel, die Heiligen und den Erzengel Michael, der den Teufel tüchtig durchpeitscht. In den Verstärkungen der Seitenpilafter, welche der Thüre zum Gesimse dienen, bemerkt man die zehn Jungfrauen, die fünf thörlichen auf der einen, und die fünf klugen auf der andern Seite. Viele andere Figuren schmücken dieses Portal. Die verdorbenen Sitten jener Zeit, und ganz besonders der Geistlichkeit, gaben der Bosheit der Künstler ein weites Feld, welche sowohl am Aeußern, als am Innern des Gebäudes arbeiteten. Die Zierrathen der Chorstühle stellen eine Menge in Eichenholz geschnitzte Figuren vor; man sieht da einen Kapuziner, der eine große Bibel öffnet, deren Inneres nichts als ein Brettspiel ist. Anderwärts sieht man einen Eremiten vor einer jungen Nonne auf den Knieen; auf einer der gemalten Fensterscheiben sieht man eine Mühle, worin ein als Müller gekleideter Papst mit einer Schaufel die vier

Evangelisten statt des Kornes wirft. Priester sammeln sie in Hostien verwandelt wieder ein, und geben sie dem über dieses Wunder erstaunten Volk als den wirklichen Leib Jesu Christi. Ehemals sah man unter den Fenstern des Schiffs die zahlreichen Fahnen, welche die Berner zu verschiedenen Zeiten ihren Feinden abgenommen hatten. — Was aber die Kirche jetzt als das Merkwürdigste darbietet, das sind die Grabmäler des Herzogs von Zähringen und des Schultheissen Steiger, so wie die große Orgel. Der 191 Fuß hohe Kirchturm wurde nie beendet. Eine sehr hohe Spitze, wovon man noch die Zeichnung besitzt, sollte den Gipfel krönen, und hätte diesen Thurm zu einem der höchsten und merkwürdigsten Europa's gemacht. 251 Tritte führen bis zur obersten Gallerie des Thurmes, von wo man einer ausgebreiteten Aussicht über die ganzen Umgebungen und das Amphitheater der Gletscher genießt. Mehrere Zimmer und eine Küche bilden die Wohnung des Wächters. Hier sind auch die Sturmglocken. Auf einer untern Terrasse befinden sich 9 Glocken, deren größte ohne Zugerüst 203 Centner wiegt. — Die ersten Geistlichen dieser Kirche waren Augustiner, welche von den Deutschordensrittern zu König abhiengen. Diese Religiosen aber hatten so verdorbene Sitten und bekümmerten sich so wenig um ihre Obliegenheiten, daß bald keiner mehr unter ihnen war, der lateinisch genug verstanden hätte, um Messe zu lesen. Geärgert über ihre Ausschweifungen und Unwissenheit betrieb die Regierung bei dem Papste Innocenz VIII. die Aufhebung dieser Bruderschaft und die Errichtung eines regelmäßigen Chorherrenstiftes und die Anstellung von 8 Kaplanen, was durch eine päpstliche Bulle vom Jahr 1484 bewilligt wurde.

Die neue Kirche war von den Berner Patriziern und den Aelteen prächtig geschmückt worden; es fehlte aber noch das Kostbarste, einige Reliquien von dem Heiligen, den man zu ihrem Schutzpatron erkoren hatte; dieß war nun nicht gar leicht, sich dieselben zu verschaffen. Man wußte zwar wohl, daß der heilige Mann einige seiner Gebeine in irgend einem Winkel von Arragonien gelassen hatte; man that Schritte, um wenigstens einen kleinen Theil derselben zu erhalten, wäre es auch nur ein Zahn, den man mit seinem hundertfachen Goldgewicht zu zahlen sich erbot. Die Unterhändler scheiterten aber in ihren Versuchen, und man mußte sich ergeben. Bald aber hatten die Berner Ursache, Dank sey es der Vaterlandsliebe eines ihrer Mitbürger, sich weit über ihre Wünsche zu freuen. Ein Mitglied der Familie Dießbach starb in Köln, und man sandte einen gewissen Johann von Balm von Bern dahin, um die Erbschaft ins Reine zu bringen und in Empfang zu nehmen. Nun fand es sich, daß St. Vincenz auch einen großen Theil seiner Gebeine in Köln gelassen hatte, wo man sie in der St. Lorenzkirche aufbewahrte. * Von Balm wußte es so gut einzuleiten,

daß es ihm gelang einige Laienbrüder zu bestechen, die ihn das Haupt des Heiligen mitnehmen ließen. Ein solcher Kirchenraub konnte ihm den Scheiterhaufen eintragen, daher beeilte er sich auch, den Schauplatz seiner Thaten zu verlassen und in sein Vaterland zurückzukehren, wo andere Ehrenbezeugungen seiner warteten. Der Rath von Bern, von dieser kostbaren Erwerbung oder vielmehr von diesem wahren Raube benachrichtigt, machte Anstalten zum feierlichen Empfang der heiligen Reliquie. Bei ihrer Annäherung gieng eine prunkende Prozession unter Glockengeläute sie außerhalb der Stadt zu empfangen, und führte sie im Triumph nach der im Bau begriffenen Kirche, welche von diesem Tage an einen Glanz erhielt, den sie trotz der Kunst ihrer Baumeister ohne St. Vincenz's Haupt nie erlangt hätte. Indessen blieb diese Entführung in Köln nicht unbemerkt; die Mönche und die Behörden machten zuerst großen Lärm, sie schrien über Kirchenraub und verlangten Rache an den Bernern. Allein sey es, daß es diesen gelang ihren Zorn zu befänstigen, oder daß die Einwohner von Köln Mittel fanden, sich auf andere Weise zu entschädigen: sie sprachen endlich nicht mehr davon, und die Berner blieben im ruhigen Besitze ihres Schazes. Indessen wollte Johann von Balm, dem das Abenteuer Ehre und Nutzen gebracht, das Glück noch einmal versuchen. Diesmal reiste er nach Rom, wo er mit zwei Kardinälen in Unterhandlung trat, die ihm gutwillig, gegen klingende Münze, einen Kopf, einen Schenkel und einen Arm der 10,000 Märtyrer abtraten. Die Uebergabe geschah förmlich; von Balm erhielt Brief und Siegel, die auf unwidersprechliche Weise die Aechtheit dieser Gebeine bewiesen, welche Balm, sorgfältig in eine Kiste von Cedernholz verpackt, in sein Vaterland sandte. Die Berner dachten nun darauf, den Schenker würdig zu belohnen; allein die Republik war in diesem Augenblick an Allem reicher, als an Thalern. Indessen erhielt er 20 Pfund in Geld (15 Franken), 20 Mütt Korn und ebensoviel Haber; überdieß übertrug man ihm noch den ehrenvollen Posten eines Schultheissen der Stadt Büren. Aber ach! es fand sich bald, daß der neue Beamte gewandter war, Reliquien zu entwenden, als seinem neuen Amte vorzustehen; er war daher genöthigt es niederzulegen und dagegen die Stelle eines Amtsschreibers zu Thun anzunehmen.

Einige Zeit nachher versetzte ein schreckliches Ereigniß die frommen Bewohner Berns in die größte Verstärkung. Eines Morgens bemerkten die in der St. Vincenzkirche versammelten Andächtigen, daß die heilige Hostie fehle. Bern hatte zahlreiche Heere vor seinen Thoren, es hatte furchtbare Bündnisse seinen gänzlichen Untergang drohen sehen, aber nie war der Schrecken größer, als an diesem Tage. Kein Zweifel, daß dieß nicht ein unmittelbares Zeichen des göttlichen, durch die Sünden des Volkes hervorgerufenen

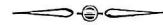


BEIM EINFLUSS DER AAR IN DEN THUNER-SEE.

Bornes sey. Die ganze Stadt war in Aufregung; überall hörte man nur Seufzen und Jammern. Die Obrigkeit verordnete öffentliche Gebete und Prozessionen; man erließ die strengsten Luxusgesetze. Wer Schuhe mit langen Schnäbeln trug, mußte eine Strafe von 3 Pfund zahlen, ebenso der, welcher zu kurze oder Kleider mit Schleppen trug. Für jeden Fluch mußte man zwei Klappert zahlen. Der Meineidige wurde mit dem Tode bestraft; die Würfel, die Kartenspiele, der Luxus in Kleidern wurde auf das strengste verboten; das Gold, das Silber, die Perlen, die Edelsteine, der Hermelin und der Marber wurden verbannt. Endlich wurden nicht minder strenge Ordonnanzien in Bezug auf die öffentliche Sittlichkeit erlassen und vollzogen. Man baute der heiligen Jungfrau Kapellen und that zahlreiche Gelübde zu Wallfahrten. — Während dieser Zeit kerkerter man eine Menge dieses Kirchenraubs verdächtiger Individuen ein; viele, sowohl Priester als Laien, wurden auf die Folter gespannt. Nachdem man viele Unschuldige gequält, bekannte sich ein Priester im Todeskampfe als den einzigen Schuldigen. Dieser Umstand beruhigte aber die Gemüther noch lange nicht, denn jeder dachte, der Zorn Gottes müsse weit größer seyn, weil er den Schuldigen nicht durch seine Blige zerschmettert habe. Um ihn zu besänftigen, hatte man das verlorne heilige Sakrament durch ein neues, 166 Unzen in Gold wiegendes Reliquienkästchen ersetzt, und um sich eines eben so unbestechlichen als furchtbaren Hüters des heiligen Schazes zu versichern, stellte man eine ungeheure, den heil. Christoph vorstellende hölzerne Figur in den Thurm.

Im Jahr 1356 stürzte ein Erdbeben den Kirchenthurm ein. In Folge dieses Ereignisses wollte man den Grund des Gebäudes mittelst einer, durch eine von der unten liegenden Matte heraufgeführte Mauer unterstützten Terrasse sichern. Indessen legte man, nach andern Dokumenten, den ersten Grund zu dieser Mauer schon im Jahr 1334, und das Werk wurde erst 181 Jahre nachher vollendet; es kostete mehr als 100,000 Gulden, eine für diese Zeit ungeheure Summe. Wie dem auch sey, dieser Bau ist einer der kühnsten und merkwürdigsten. Diese Terrasse, von einer erprobten Dauerhaftigkeit, ist 110 Schritte lang und 92 Schritte breit. Die Mauer, welche sie in ihrer ganzen Länge unterstützt, hat 108 Fuß Höhe und ruht auf 34 Fuß breiten Grundmauern. Bis zum Jahr 1531 diente sie zum Kirchhofe der Hauptkirche; von dieser Zeit an wurde verboten, darauf zu begraben, und dann pflanzte man einige Linden, welche hundert Jahre später Kastanienbäumen Platz machten. Jetzt ist die Plateform einer der schönsten und angenehmsten Spaziergänge, den man sehen kann. Nach ihrer Länge ist sie in Reihen von prächtigen Kastanienbäumen abgetheilt, welche mit ihrem kühlen Schatten die besandeten Gänge und eine große Anzahl angebrachter Bänke beschützen. An

ihren äußern Enden sind zwei elegante Pavillons, wo die Spaziergänger während des Sommers Erfrischungen finden. Das Ganze wird sorgfältig und mit bemerkenswerther Reinlichkeit unterhalten. Was aber noch bewundernswürdiger ist, das ist die prächtige Aussicht, welche man von dieser hohen Terrasse genießt. Vom Süden gegen Westen wird der Horizont durch das imposante Amphitheater der mit blendendem Schnee bedeckten Alpen begrenzt, welche Abends Feuer und Purpur wiederstrahlen. Vornen, beinahe am Fuße der Terrasse, stürzt die Aar ihre schäumenden Fluthen über einen langen, an beiden Enden mit grünen Inselchen begrenzten Damm. Im Süden und Westen wechselt der besonders malerische Anblick zwischen Ebenen, Hügeln, Wäldern und lachenden Landgütern ab. Der Anblick der Matte, die eine der Vorstädte bildet und wovon man beinahe nur die Dächer sieht, ist mehr sonderbar als malerisch; dieses Viertel ist unmittelbar am Fuße der Plateforme, am Ufer des Flusses. Eine Inschrift am Fuße der Brustwehr erinnert an einen sonderbaren Vorfall, der sich hier zugetragen und wovon die Chroniken die Umstände erzählen. Im Jahr 1654 war die Plateforme bei weitem noch nicht das, was sie jetzt ist; Rasen und einige Linden waren ihr einziger Schmuck. Ein Student, der ein da weidendes Pferd bestieg, hatte das Unglück, einigen Gassenjungen zu begegnen, die das Pferd scheu machten, das über die Brustwehr, die damals bedeutend niedriger war, hinausprang, und sich mit seinem Reiter hinabstürzte. Dieser kam mit einem gebrochenen Arm und Bein davon, das Pferd aber blieb todt. Seither und erst vor einigen Jahren fand dieses Beispiel Nachahmer. Eine zu öffentlichen Arbeiten verurtheilte Weibsperson, die mit andern Uebelthätern beschäftigt war, die Terrasse zu reinigen, benutzte einen günstigen Augenblick und stürzte sich an der nämlichen Stelle hinab, blieb aber todt. Ein verfolgter Verbrecher machte später den nämlichen Sprung und erlitt das gleiche Schicksal.



Lebensbeschreibung

von

Albrecht von Haller.

Haller wurde im Jahr 1708 in Bern von einer Patrizierfamilie geboren; er war der jüngste seiner vier Brüder. Seine Zeitgenossen gaben ihm schon den Namen des Großen, und seine Nachkommen erhielten ihm diesen Titel als wohlverdient. Nie vereinigte ein Mensch so ausgebreitete Kenntnisse mit einem so großen Genie und einer so allgemeinen, tiefen und gründlichen Gelehrsamkeit, alles mit einem außerordentlichen Ge-

dächtnisse und unglaublichen Fleiße verbunden. Mit neun Jahren kannte er schon die lateinische und griechische Sprache. Mit zehn hatte er zwei Grammatiken verfaßt, eine hebräische und eine chaldäische. Mit fünfzehn Jahren hat er mehrere Trauerspiele und ein Gedicht von 4000 Versen geschrieben. In seinem sechszehnten Jahre begab er sich nach Tübingen, um Medizin zu studiren, und von da nach Leyden, wo er ein Schüler Boerhaavens wurde. Hier, unter der Leitung dieses großen Meisters, studirte er eifrig Medizin und Botanik, und nach zwei Jahren promovirte er zum Doktor der Medizin. Er bereiste dann Frankreich und England, wo er die berühmtesten Männer besuchte. In Basel studirte er die Mathematik unter dem berühmten Bernoulli; nach einer Abwesenheit von fünf Jahren kehrte er sofort in sein Vaterland zurück, besuchte die Alpen, deren erhabende Natur sein poetisches Genie begeisterte. Sein Gedicht: die Alpen, räumte ihm den Rang unter den ersten Dichtern ein. In Bern praktisirte er die Medizin neben der Stelle eines öffentlichen Bibliothekars. Dann ergab er sich mit neuem Eifer den Studien, und erlangte jene ausgebreitete Gelehrsamkeit, welche allen seinen literarischen Arbeiten einen ganz besondern Charakter aufdrückte. Der König Georg II. gründete die Universität Göttingen; er berief Haller im Jahre 1736 zu den Lehrstühlen der Chirurgie, der Botanik und der Anatomie. Während seines siebenzehnjährigen Aufenthalts gründete er verschiedene wissenschaftliche Institute, unter andern die königliche Gesellschaft der Wissenschaften, zu deren immerwährendem Präsidenten er ernannt wurde: er gab 86 verschiedene Werke heraus. Der Ruf Hallers hatte sich durch ganz Europa verbreitet; von allen Seiten strömten ihm Titel und Ehren zu. Von 1734 bis 1748 wurde er Mitglied der Akademie von Upsal, der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, der königlichen Gesellschaft von London, der Akademie von Stockholm; Leibarzt von England. Der Kaiser ertheilte ihm den Adel für sich und seine Familie; der König von England ernannte ihn zum Staatsrath; der König von Preußen zum Mitglied der Akademie von Berlin und bot ihm die Präsidentschaft davon an. Endlich kehrte Haller mit Beibehaltung seiner Titel und Gehalte in sein Vaterland zurück, und der Rath von Bern übertrug ihm die ehrenvollsten Stellen; er erhielt den Platz eines Landvogts zu Roche und die Direktion der Salzwerke dieses Orts, wo er sechs Jahre zubrachte. Der große Friedrich hatte ihm die Stelle des Curators der preussischen Universitäten und die des Kanzlers der Universität Halle angetragen; da er aber in seinem Vaterland zu bleiben wünschte, so schlug er es aus. Während seines Aufenthalts in Roche, im Schooße der Einsamkeit und der Schönheiten der Natur, verfaßte er sein ungeheures Werk, seine große Physiologie und seine Geschichte der schweizerischen



Pflanzen. Bei seiner Rückkehr nach Bern bekleidete er mehrere wichtige Aemter, und wurde auch Gesetgeber und Rechtsgelehrter. Im Jahr 1772 nahm ihn das Medizinalkollegium von Edinburg unter seine Mitglieder auf, und im Jahr 1776 ertheilte ihm der König von Schweden den Nordsternorden. Haller entledigte sich seiner neuen Pflichten mit der nämlichen Thätigkeit und Ueberlegenheit, die er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten an den Tag legte. Ein neues Amt wurde ausdrücklich für ihn errichtet, mit der Bedingung, daß es nach seinem Tode aufhöre.

Haller war nicht glücklich in seinem Alter; Ehrgeiz und religiöse Zweifel quälten seinen Geist und Krankheiten schwächten seinen Körper. Er starb 1778 im Alter von 70 Jahren, nachdem er im gleichen Jahre von dem Kaiser Joseph besucht worden war. Der durch seine ausgedehnte Wissenschaft, sein Genie und seine Thätigkeit erstaunliche Mann vereinigte damit die achtungswürdigsten persönlichen Eigenschaften. Er machte sich als Anatomiker, Botaniker, Dichter, Arzt, Philosoph und Naturalist gleich berühmt. In Allem, was er behandelte, erregte er die Bewunderung eines Jeden durch die Gründlichkeit, die Klarheit, den Reichtum und die Ueberlegenheit seiner Ideen, ohne Beimischung der geringsten Pedanterie.

Der Kanton Schwyz.

Seine Bewohner.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Männer des Kantons Schwyz zeichnen sich mehr durch kräftige und athletische Formen, als durch



SCHWITZER TRACHTEN.

hohe Gestalt aus, die mehr unterseht als schlank ist, und diese natürliche Anlage findet sich ebenso bei den Weibern. Die Bewohner des Muotathals machen im Allgemeinen eine Ausnahme von der Regel, denn sie sind gewöhnlich groß und wohlgewachsen. Das Volk des alten Kantons hat eine Physiognomie, welche Frohsinn und Freimüthigkeit ausdrückt. Wenn man unter den Weibern wenig Schönheiten findet, so begegnet man um so mehr fröhlichen und angenehmen Gesichtern, und dieß sind weit weniger vergängliche Vortheile, als die schnell vorübergehenden Annehmlichkeiten unserer Städterinnen. — Der hervorstechendste charakteristische Zug dieses Volkes ist seine Liebe für die Freiheit und seine Anhänglichkeit an den Gottesdienst seiner Väter, zwei edle Eigenschaften, die ihm zur allgemeinen Richtschnur dienten, um jede Neuerung im Cultus und den hergebrachten Gebräuchen zu beurtheilen und zu verwerfen. Uebrigens kann man ihm vorwerfen, ziemlich egoistisch und mit seiner Freiheit geizig zu seyn, und lieber Unterthanen haben zu wollen, als andern etwas nachzulassen.

Die Schwyzer sind ziemlich abergläubisch und unwissend, was hauptsächlich dem Mangel an Erziehung, und den wenigen Unterrichtsmitteln zuzuschreiben ist. Ihr lebhafter und verständiger Geist dürfte nur angebaut und besser geleitet werden, um das zu werden, was sie seyn könnten und sollten. Die Organisation und die Direktion der Schulen ist meistens den Gemeinden überlassen, und die am besten theilhaftigen sind die, welche der Pfarrer oder Kaplan selbst leiten. Uebrigens giebt es beinahe keinen Schulmeister, der von seinen Einkünften leben könnte, wenn er nicht zugleich Sigrüst und Organist ist.

Die Kleidung der Schwyzer bestand vor 30 Jahren in einem kurzen Wamms, braun oder blau, einer langen Scharlachweste und schwarzledernen Hosen. Zur Zeit der Revolution wollten einige junge Ziermänner Pantalons tragen; allein die öffentliche Meinung erhob sich mit Unwillen gegen diese Neuerung, eine freiheitsmörderische Neuerung, wenn es je eine gab, und die Landsgemeinde verbot durch ein förmliches Dekret unter strengen Strafen diese neue Ausstattung, welche, des bestehenden Verbots ungeachtet, nun die schwarzen Hosen verdrängt hat. Der Rest der Kleidung ist der Mode der Zeit gefolgt und hat so seine Nationalität verloren. Mit der Kleidung der Weiber ist es ungefähr ebenso, mit dem Unterschied, daß sie eine Art von Kopfbedeckung beibehalten haben, weiß bei den Verheiratheten und schwarz bei den Ledigen, die einem Paar ungeheurer Schmetterlingsflügel nicht übel gleicht. Die Weiber stecken zwischen die zwei Flügel einen Haufen künstlicher Blumen. Dieser Kopfschmuck ist von keinerlei Nutzen für die, welche ihn tragen; einzig da es jetzt Mode ist, sie übertrieben hoch zu tragen, so kann man sich leicht neben einem so beflügelten und mit Blumen

bedeckten Kopf in den Schatten stellen; aber wehe dem Liebhaber von Fernsichten, der sich mitten in einer Gruppe von Weibern im Kanton Schwyz befindet! vergebens stellt er sich auf die Zehen, er muß darauf verzichten über dieses sonderbare Gebäude hinaus zu sehen. Indessen haben die meisten jungen Mädchen auf diesen Puz verzichtet; man sieht sie gewöhnlich in bloßem Kopfe, die Haare auf dem Wirbel zusammengerollt und mit einem großen Kamm befestigt. In Wahrheit, diese Frauen haben nichts dabei verloren.

Der Kanton Schwyz, sowie die von Uri und Unterwalden, erscheinen vor dem neunten Jahrhundert nicht in der Geschichte, und da man keine Spur von Denkmälern aus der Römer Zeiten daselbst vorfindet, so kann man schließen, daß sie nicht in diese Gegenden eindringen, oder wenigstens keine festen Sitze aufschlugen. Es ist kein Zweifel, daß bei den Einfällen der Deutschen im 3. und 4. Jahrhundert die Einwohner des flachen Landes, Helvetier und Römer, sich in die entlegensten Thäler mit dem Kostbarsten, was sie hatten, flüchteten, um den Grausamkeiten dieser Barbaren zu entgehen. Mit andern Völkern vermischt,



bildeten sie wahrscheinlich die erste Bevölkerung oder den ersten Nationalkörper in dieser Gegend. Diese schon sehr schwache Bevölkerung wurde durch die Einfälle der Völker des Nordens beinahe aufgerieben; allein andere Einwanderer ersetzten sie. Eine viel geglaubte Sage erzählt hierüber: In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts wurde Skandinavien (Schweden) durch eine furchtbare Hungersnoth heimgesucht. In diesem Elende versammelte die Gemeinde sich und berieth, was zu thun seyn möchte. Man beschloß, daß durch das Loos je der Zehnte bezeichnet werde, der zum allgemeinen Besten das Land verlassen sollte. So verließen diese Kinder des Nordens ihren Heerd, um ein anderes Vaterland zu suchen. Unter ihnen befanden sich 6000 kampffähige Männer, in drei Haufen getheilt und unter drei Anführern. Mit ihnen verbanden sich 1200 Friesen. Dieß waren Männer von hohem

Wuchse ⁽¹⁾ und tapfere Krieger; sie führten ihre Weiber, Kinder und ihr ganzes Vermögen mit sich. Ihre Führer hießen Suiter, Swen und Hasius. Sie durchzogen langsam die Wälder und Sümpfe des Norden Deutschlands, und suchten ein dem ihrigen ähnliches Land. Sie hatten viele Mühseligkeiten und Strapazen auszustehen und mußten sich oft den Weg mit dem Schwerte bahnen. An dem Rheine angekommen, schlugen sie den Grafen Peter von Franken, der sich ihrem Durchzuge widersetzen wollte, dann zogen sie am Flusse hinauf gegen Mittag. Als sie den Rhein überschritten, entdeckten sie die Alpen, denen sie sich näherten, ahnend, sie könnten das Ziel ihrer langen Wallfahrt seyn. Sie hielten am Fuße dieser düstern Gebirge, welche Italien von Germanien trennen, sowie an den Ufern des Vierwaldstättersee's, des Rowerzersee's, am Fuße des Rigi, des Haken und des Mythen; sie zerstörten die Wälder, bauten Hütten, und das Land hieß Suitsland, von dem Namen eines ihrer Führer. Die Sage meldet, daß Suiter und Swen, jeder eifersüchtig darauf, der neuen Colonie seinen Namen zu geben, das Loos der Waffen entscheiden ließen, wem diese Ehre gebühre: Suiter blieb Sieger ⁽²⁾, und gab später seinen Namen der ganzen Schweiz. — Die neuen Colonisten hatten die ganze Gegend beinahe öde und unbewohnt gefunden wie das übrige Helvetien, welches die Deutschen vorher verwüstet hatten; indessen war ein Theil von ihnen genöthigt, weiter zu gehen, um sich Weiden für ihre zahlreichen Heerden zu suchen. Sie drangen in den tiefen Busen zwischen hohen Gebirgen in dem Urnerthale ein, am Fuße der drohenden Gipfel des St. Gotthard. Eine andere Colonie setzte über das prächtige Bassin des Waldstättersee's, und landete an den Ufern jener tiefen Bucht, welche mit ihren blauen Wellen die grünen Hügel Unterwaldens sanft bespült; sie verbreiteten sich von da über den schwarzen Berg (den Brünig) in das weiße Land (Oberhasli) und von Thal zu Thal gelangten sie in das Sieben- und Saanenthal. Ein Volkslied und das Zeugniß einiger Geschichtschreiber unterstützen diese Sage. — In der Mitte des 6. Jahrhunderts vermehrten flüchtige Gothen die Bevölkerung von Schwyz und Uri, die übrigens nicht sehr stark war, denn im 10. Jahrhundert waren die Gegenden von Schwyz bis zum Zürchersee noch

(1) In dem an den Kanton Glarus gränzenden Theil des Kantons St. Gallen ist das Kallfeufenthal, gegenwärtig wild und beinahe öde, das früher bewohnt war. Man hat die Spuren eines Dorfes und menschliche Gebeine von riesenmäßiger Größe gefunden. In einigen abgelegenen Gegenden des Kantons Glarus hat man auch menschliche Gebeine gefunden, welche keineswegs derjenigen Race angehören, welche jetzt dort wohnt. In dem Oberhaslithal und in einigen Orten des Bündnerlandes sieht man viele Männer von ungewöhnlicher Größe.

(2) Einige alte Gemälde in dem Kanton Schwyz stellen diesen Kampf zwischen zwei skandinavischen Streitern vor.

mit dichten Wäldern bedeckt. — Die Waldkantone genossen frühzeitig eine besondere Unabhängigkeit. Indessen war dieselbe nicht immer das Loos Aller, denn lange gab es in diesen Kantonen freie Männer, Leibeigene, Vasallen oder Unterthanen. Im Lande Schwyz gab es Lehenbesitzer der Klöster Einsiedeln, Beromünster etc.; allein nach der Verfassung der Franken und Alemannen erkannten sie einen Patron oder Oberlebensherrn, der selbst dem Kaiser unterworfen war. Ulrich von Lenzburg war im zwölften Jahrhundert der Schirmherr der Waldkantone, wo er selbst bedeutende Lehen besaß. Die Grafen von Habsburg folgten ihm.

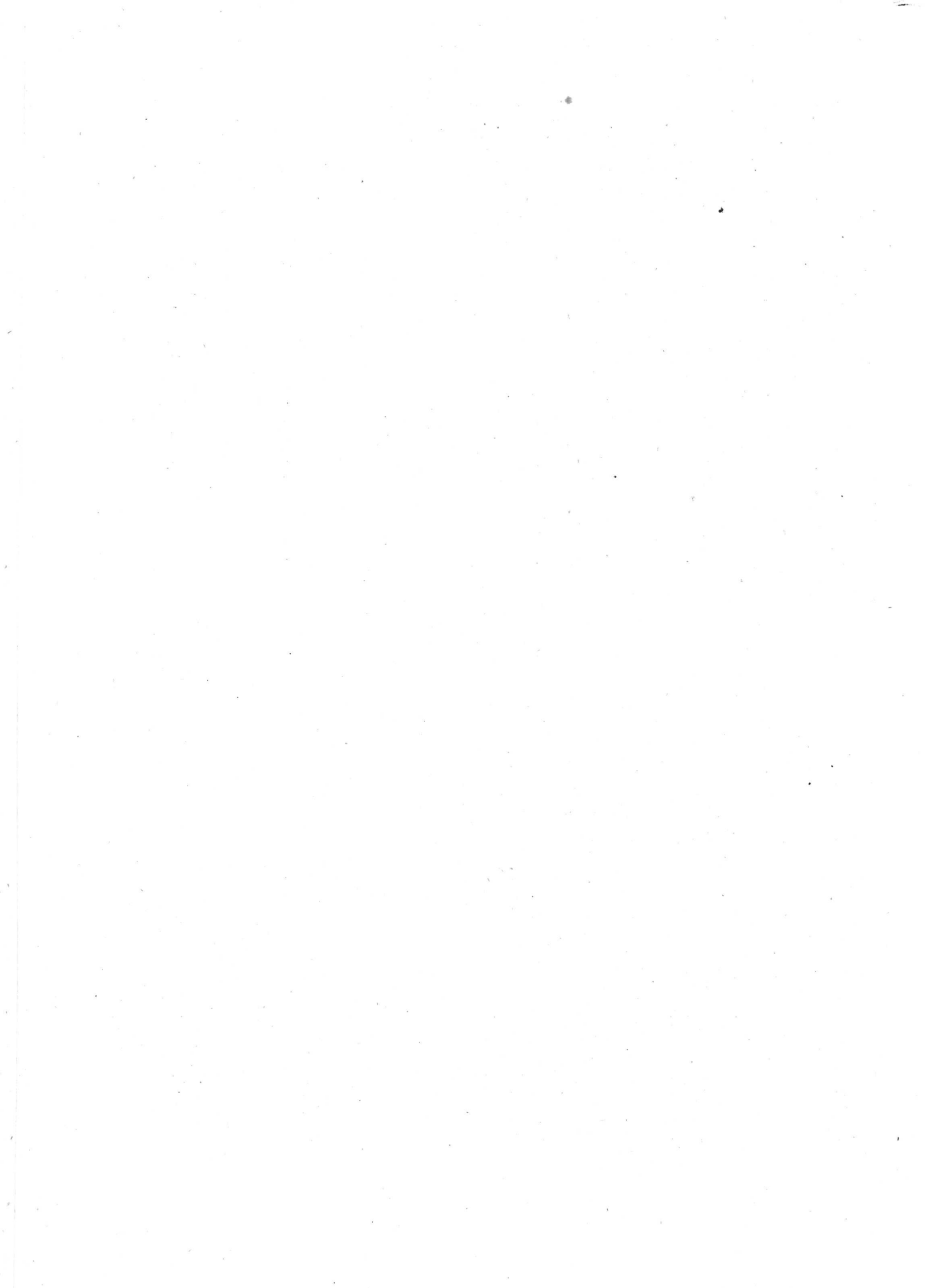
Steiger und Nägeli.

Johann Steiger wurde zu Bern im Jahr 1519 von adelichen Eltern geboren: sein Vater war Bartholomäus Steiger, Mitglied des Kleinen Rathes. Da er seine Eltern frühzeitig verlor, so ernannte man ihm einen Vogt, der ihm eine für diese Zeiten höchst sorgfältige Erziehung geben ließ. Der junge Mann endigte seine Studien zu Cambrai, und kehrte nach einer Reise durch Frankreich und Savoyen in sein Vaterland zurück, wo gleich nach seiner Ankunft im Jahr 1536 der Krieg zwischen Savoyen und Bern wieder ausbrach. Zu Anfang dieses Jahres rückte ein Berner Heer in die Staaten des Herzogs von Savoyen ein, um Genf zu helfen. Johann Steiger, obschon kaum 17 Jahre alt, nahm an dieser Expedition Theil, während welcher er sich sowohl durch sein freundliches Benehmen, als seine Beweise von Muth die Achtung seiner Vorgesetzten und der Soldaten erwarb. Das Berner Heer wurde von Nägeli, einem erfahrenen Krieger, befehligt, der seine ersten Waffendienste auf den Schlachtfeldern von Italien und bei der Belagerung von Parma gethan. Er war Herr von Münsingen und Bremgarten; er hatte bereits die ehrenvollsten Aemter der Republik bekleidet, und sowohl als Feldherr, als in der Eigenschaft des Geschäftsmannes sich das wohlverdiente Vertrauen seiner Mitbürger erworben. Im Jahr 1541 wurde er zum Schultheißen erwählt, eine Stelle, die er bis 1568 bekleidete. Nach dem Frieden dachte Steiger an seine Verheirathung. Da er von seinen Eltern ein für jene Zeit sehr beträchtliches Vermögen geerbt hatte, so setzte ihn dieser Vortheil verbunden mit seinen persönlichen Eigenschaften in den Stand, unter den jungen Berner Patriizierinnen zu wählen, unter welchen Barbara Willading, von einer angesehenen Familie, sich sowohl durch ihre Reize als ihr Vermögen auszeichnete. Bald wurde sie Steigers Gattin.

Von da an folgten sich Titel und Ehrenstellen schnell; ehe Steiger das 30. Jahr erreicht hatte, war er Mitglied des Großen Rathes, Landvogt in Neuch



STEIGER & NÄGELIN



dann in Nidau, Mitglied des Kleinen Rathes und endlich Bannerherr. Mit 30 Jahren übertrug man ihm die wichtige Stelle eines Seckelmeisters des Kantons Waadt. Dann wurde er zu Sendungen nach Genf, Burgund und Frankreich zc. gebraucht. Im Jahr 1553 und 1555 kaufte er die Herrschaften Rolle, Mont-le-Vieug und Mont-le-Grand, Rosen, Biere, Begnien, Cuarnens, Cepen, Molens und Dron. — Endlich wurde er zur ersten Staatsstelle, der des Schultheissen, berufen, die er in Gemeinschaft mit seinem Collegen Nägeli versah. — Zwei Jahre nachher wurde er nach 29jähriger Ehe Wittwer.

Steiger und Nägeli waren beide alles Zutrauens ihrer Mitbürger würdig; als eifrige Patrioten führten sie das Staatsruder mit Festigkeit und Würde. Der erste gewann die Herzen durch seine Freundlichkeit und Freigebigkeit; seine Gestalt war hoch, seine regelmäßigen Züge glänzten von männlicher Schönheit. Er war für jene Zeit sehr unterrichtet, und machte von seinen Kenntnissen und seinem Reichtum einen edeln Gebrauch. — Mit mehr Härte in dem Charakter, war Nägeli nicht weniger loyal und begeistert für den Ruhm seines Vaterlandes. Und dennoch waren diese beiden Männer unversöhnliche Feinde; die Geschichte hat uns die Ursache dieser Feindschaft nicht überliefert. Ihr Haß war so groß, daß sie sich mehreremal mit gewaffneter Hand angriffen, und daß man sie nur mit Mühe trennen konnte. Jeder von ihnen, wenn er auf das Rathhaus oder in die Kirche gieng, war von einer starken Bedeckung begleitet, die noch zahlreicher war, wenn einer von ihnen die Stadt verließ. Diese bedauerliche Gehässigkeit zwischen den zwei edeln Häuptern der Republik bekümmerte alle wahren Bürger tief, als es der Vorsehung gefiel, dem Haß dieser beiden stolzen Männer auf eine unerwartete Weise ein Ende zu machen.

Die Gattin Steigers hatte ihm keinen Erben hinterlassen; er dachte also darauf sich wieder zu verheirathen, und faßte einen eben so kühnen als seiner edeln Seele würdigen Entschluß. Nägeli hatte mehrere Töchter, für deren Erziehung er auf das zärtlichste gesorgt hatte. Er lebte damals gewöhnlich auf seinem Schlosse zu Bremgarten, eine Stunde von Bern, und kam nur in die Stadt, wenn die Staatsgeschäfte ihn riefen. Man war daher eines Tages sehr erstaunt, als man den Schultheissen Steiger gegen seine Gewohnheit allein, ohne Bedeckung und sogar ohne Waffen aus der Stadt gehen und den Weg nach dem Wohnsitz seines größten Todfeindes einschlagen sah. Dahin begab er sich wirklich in der festen Absicht, sich mit ihm zu versöhnen und die Gelegenheit zu benutzen, sich eine Frau nach seiner Wahl zu verschaffen. Die Ausführung dieses doppelten Vorhabens war nicht ohne Gefahr für Steiger, allein die Unternehmung war mit dem abentheuerlichen und ritterlichen Geiste in Einklang. Es war dieß auch das einzige Mittel, um zu seinem Zwecke

zu gelangen, denn es war außer Zweifel, daß Nägeli jeden Vorschlag dieser Art durch einen Dritten stolz abgewiesen hätte.

Steiger gelangte also unbemerkt bis an das Thor des Schlosses; da er es offen fand, trat er ohne Zaudern in den Hof. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war eine der Töchter Nägeli's, die schöne Magdalena, die, auf einer Bank sitzend, das zahlreiche Geflügel fütterte, das sie umgab und vertraulich die Haberkörner aufpickte, die sie austreute. Magdalena erwartete nichts weniger, als die Anwesenheit des unversöhnlichen Feindes ihres Vaters in Bremgarten; es war früh am Morgen und sie noch in der Morgenkleidung. Ihre goldenen Haare flatterten um ihren Alabasterhals; ein sammtnes Leibchen umschloß ihre schlanke und anmuthige Gestalt, und ein einfaches weißes Kleid machte den ganzen Reiz des jungen Mädchens aus. Steiger war nicht mehr in dem Alter, wo man bei dem Anblick einer jungen Schönheit zittert; indessen blieb er einen Augenblick unschlüssig und stummer Zuschauer, sey es wegen des unerwarteten Anblicks Magdalenenens, oder weil er sie durch seine unerwartete Erscheinung zu erschrecken fürchtete; er erinnerte sich aber seines Entschlusses, that einige Schritte vorwärts und wurde in diesem Augenblick von Magdalenenen bemerkt, die einen durchdringenden Schrei ausstieß und fliehen wollte. Allein Steiger hatte Zeit sie aufzuhalten, und ihr eine prächtige goldene Kette mit Perlen und Edelsteinen um den Hals zu werfen. Indessen hatte der Schrei Magdalenenens das ganze Haus in Aufruhr versetzt, und der alte Nägeli wurde schnell von der Gegenwart seines Feindes unterrichtet; man hatte sogar beigefügt, daß er seine Tochter entführen wolle. Er zweifelte also nicht, daß ein Kampf auf Leben und Tod daraus erfolge, faßte sein Schwert und stürzte sich wüthend in den Hof, wo er seinem Feinde zurief: „Was machst du hier Unglücklicher? Kommst du meine Tochter zu entführen, und meine grauen Haare zu entehren? aber glaube nicht, daß ein solcher Schimpf ungestraft bleibe... ich werde ihn mit deinem Blute abwaschen!“ — Steiger antwortete ihm ruhig: „Ich bin ohne Waffen hieher gekommen, es ist also nicht in der Absicht dich zu beschimpfen, sondern dir eine aufrichtige Versöhnung anzubieten; ich habe deine Tochter gesehen, gieb sie mir zum Weibe, und sie sey das Pfand der Freundschaft, die ich dir anbiete! Bist du aber unversöhnlich, so tödte mich, wenn du willst, ich werde mich nicht gegen den Vater derjenigen vertheidigen, die ich liebe!“ — Der bewegte Greis ließ sein Schwert fallen, ein heftiger Kampf arbeitete in seiner Seele. — Die großmüthige Handlung und die sanfte und einschmeichelnde Stimme Steigers waren tief in das Herz Magdalenenens eingedrungen, welche mit niedergeschlagenen Augen ihr Herzklopfen mit der Hand zu unterdrücken suchte. Sanft zu dem großmüthigen Manne

hingezogen, begegnete ihr stehender Blick dem ihres Vaters, der schon entwaffnet, sich in die Arme seines Gegners warf. Die Verlobung Steigers und Magdalens hatte am 22. Juli 1567 Statt. Jeder Bürger Berns freute sich dieser glücklichen Versöhnung: Steiger ließ sie, so wie seine Hochzeit, durch prächtige Feste feiern, woran der ganze Adel und die Bürgerschaft der Stadt Theil nahm: Turniere, Bälle, Bankette folgten sich ohne Unterlaß. Am 7. August hielt er endlich seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, begleitet von seiner Gattin, seinem Schwiegervater und den Verwandten beider Familien; einige hundert junge, reich ausgestattete Edelleute ritten im Gefolge. Eine Viertelstunde von der Stadt begegneten sie 400 Bürgern, und an dem Thore einer Deputation der Räte und der Bürgerschaft, die unter Kanonendonner ihre Glückwünsche darbrachten. Die Ergötzlichkeiten begannen von neuem: alle Behörden der Stadt, die Verwandten beider Familien, die Gesandten von Frankreich und der 13 Kantone wohnten bei. Der letzte Tag wurde durch ein öffentliches Fest gefeiert, woran die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder Theil nahmen.

Die politische und diplomatische Laufbahn Steigers war bis zu seinem Todesjahre 1531 sehr thätig. Er hinterließ sechs Kinder, nämlich vier Söhne und zwei Töchter, welche sein unermessliches Vermögen erbten. Er hatte noch die Herrschaften Allaman, Münsingen und Wichtrach und viele andere Domainen erworben. Man schätzte sein Vermögen nach damaligem Kurse auf zwei Millionen Bernfronen oder fünf Millionen Schweizerfranken. Die französische Krone schuldete ihm 525,000 L., die niemals bezahlt wurden. — Seine noch junge Wittve heirathete in zweiter Ehe den Schultheißen von Wattenwyl, und in dritter den Schultheißen Manuel, Hrn. von Cornay, und so war sie die Tochter eines Schultheißen und hatte drei Schultheißen zu Gatten. Von ihren drei Männern hatte sie 97 Kinder, Enkel und Urenkel, wovon 60 bei ihrem Tode am Leben waren.

Die Geißler.



Während der Pest, welche die Schweiz und Europa in den Jahren 1348 und 1349 verheerte, sah

man eine der sonderbarsten Sekten auftauchen, aus Männern bestehend, welche sich die Geißler nannten, weil diese Jünger behaupteten, den Zorn Gottes dadurch zu besänftigen, daß sie einander peitschten; sie waren einer Art Disziplin unterworfen. Bei ihren Prozessionen ließen sie einen prächtigen Baldachin und reich gestickte Fahnen sich vortragen. Auf dem Kopfe trugen sie einen hohen Hut mit rothem Kreuze, und marschirten unter dem Gesange von Litaneien zu zwei und zwei; bei ihrem Durchzug durch eine Stadt oder ein Dorf läutete man mit allen Glocken; eine unzählige Menge Bewunderer oder Neugieriger gieng ihnen entgegen, und jeder beeilte sich soviel er konnte von ihnen zu beherbergen, und sie mit Auszeichnung zu behandeln, sogar auf die Gefahr hin, seine Familie verhungern zu lassen. Uebrigens verbot ihnen ihre Regel etwas zu begehren, oder eine Frau anzureden. Zweimal im Tage, Morgens und Abends, begaben sie sich in Prozession auf ein Feld oder einen öffentlichen Platz; da entkleideten sie sich bis auf die Unterhosen; dann bildeten sie einen großen Kreis und neigten sich bis zur Erde; sofort zählte der Peitschmeister einem jeden von ihnen, nach der Schwere seiner Sünden, eine gewisse Zahl Streiche auf, und wenn jedes Mitglied der Bruderschaft so seine Portion erhalten hatte, standen sie alle zugleich auf, versahen sich mit Riemen mit Knöpfen und Nadeln, und versetzten sich unter dem Gesange von Litaneien Hiebe über die Schultern zur großen Erbauung der Anwesenden. Nach dieser rührenden Ceremonie verlas einer von ihnen mit lauter Stimme einen Brief, den ihnen ein himmlischer Bote gebracht haben und der ihre Sendung beglaubigen sollte. Diese Geißler waren sehr zahlreich; 40,000 derselben durchzogen Deutschland, das Elsaß und die Schweiz um sich nach Avignon zum Papste zu begeben, der sich indessen in keine Verbindung mit ihnen einlassen wollte, woran er sehr klug that.

Bei ihrer Durchreise durch Basel machten sie eine bedeutende Zahl Rekruten; in Straßburg und Gegend reiheten sich ungefähr 1000 Personen unter ihre Fahnen. Die Wuth sich zu peitschen wurde so allgemein, daß man bald überall Banden solcher Fanatiker begegnete, und sogar die Weiber davon angesteckt wurden, denn auch sie wollten, von Mitleid bewogen, ihren Theil an den Sünden der Menschen versöhnen. Allein die weltlichen und geistlichen Behörden faßten bald Besorgnisse über die immer wachsende Zahl und den fanatischen Eifer dieser Geißler. Man begann damit, bei ihrer Annäherung die Glocken nicht mehr zu läuten; dann schlossen ihnen die Städte, dieses Schauspiels überdrüssig, die Thore vor der Nase zu. Der Papst Clemens VI. mißbilligte diese Sekte und verbot den Bischöfen, sie öffentlich zu dulden, indem er es jedem freistellte, sich in Geheim zu geißeln, soviel ihm beliebte. Da die Geißler sahen, daß man nichts mehr von ihren Diensten wollte, setzten sie ihren Rücken nicht mehr für die Sünden anderer Menschen in Contribution, die ihrer Großmuth so wenig Rechnung trugen,

Der Steinbock.



Dieses Thier, das ehemals in zahlreichen Heerden die würzigen Kräuter der mittlern Alpen beweidete, kann man jetzt kaum noch unter die Thiere der Schweiz rechnen; denn es ist so selten geworden, daß wenn es noch in unsern Gebirgen giebt, so ist es nur an Orten, die den Menschen durchaus unzugänglich sind. Allem Anschein nach findet es sich nur noch auf den Gränzen von Savoyen und Piemont. Der Steinbock gehört den gemäßigten Regionen des alten Kontinents; da er sehr wild ist, so hat er die Nachbarschaft der Menschen geflohen, die alle zugänglichen Gegenden in Besitz nahmen, und ihm als letzten Zufluchtsort nur die unzugänglichen Regionen der hohen Gebirge ließen. Allein andere Feinde zerstörten in den Alpen dieses Thiergeschlecht, mit Ausnahme einiger Einzelnen, die auch verschwinden werden. Der Mangel an Schutz gegen die außerordentliche Kälte in den obern Regionen, der Futtermangel, die Lawinen, die Gefährlichkeit der Geier, haben wahrscheinlich mehr als das Blei der unerschrockenen Jäger zu Vernichtung der Steinböcke beigetragen.

Die Naturforscher haben lange gestritten, ob der Steinbock der Familie der Ziegen angehöre. Wie dem auch sei, so gleicht er mehr einem Bock, als irgend einem andern Thiere, indessen unterscheidet er sich wesentlich von ihm; er ist beträchtlich größer und stärker; sein Kopf ist kurz, seine Augen sind groß und sehr lebhaft; sein Körper ist lang und seine Klauen besonders klein. Seine rückwärts gekrümmten, hie und da geringelten Hörner sind ungewöhnlich groß und zeugen von außerordentlicher Stärke; bei einem Erwachsenen

reichen sie bei hochgetragenen Kopfe bis an die Schwanzwurzel, und ihr Gewicht beträgt mehr als 14 Pfund. — Nach Allem ist der männliche Steinbock ein schönes Thier, von muskulösen Formen und stolzer und kühner Haltung. Das Weibchen ist sanfter und kleiner; seine Hörner sind viel kleiner, als die des Männchens. Es wirft nur ein Junges, das es fünf Monate säugt, und für welches es viele Zärtlichkeit zeigt. — Der Steinbock ist im Winter grau und im Sommer rothbraun. Während der Tageshitze ruht er im Schatten eines Felsen, und Abends geht er in die untern Regionen hinab, seine Nahrung zu suchen; er bringt da die Nacht zu, aber mit Tagesanbruch kehrt er nach den höchsten Spitzen zurück. Im Sommer fehlt ihnen die Nahrung nicht; allein im Winter, während alle Pflanzen im tiefen Schnee begraben sind, ist ihr Unterhalt sehr unsicher. Dann sind sie genöthigt, ihre Sicherheit dem Bedürfnis ihrer Nahrung zu opfern; sie kommen in die Waldregion, wo sie nichts als Flechten und Moose finden.

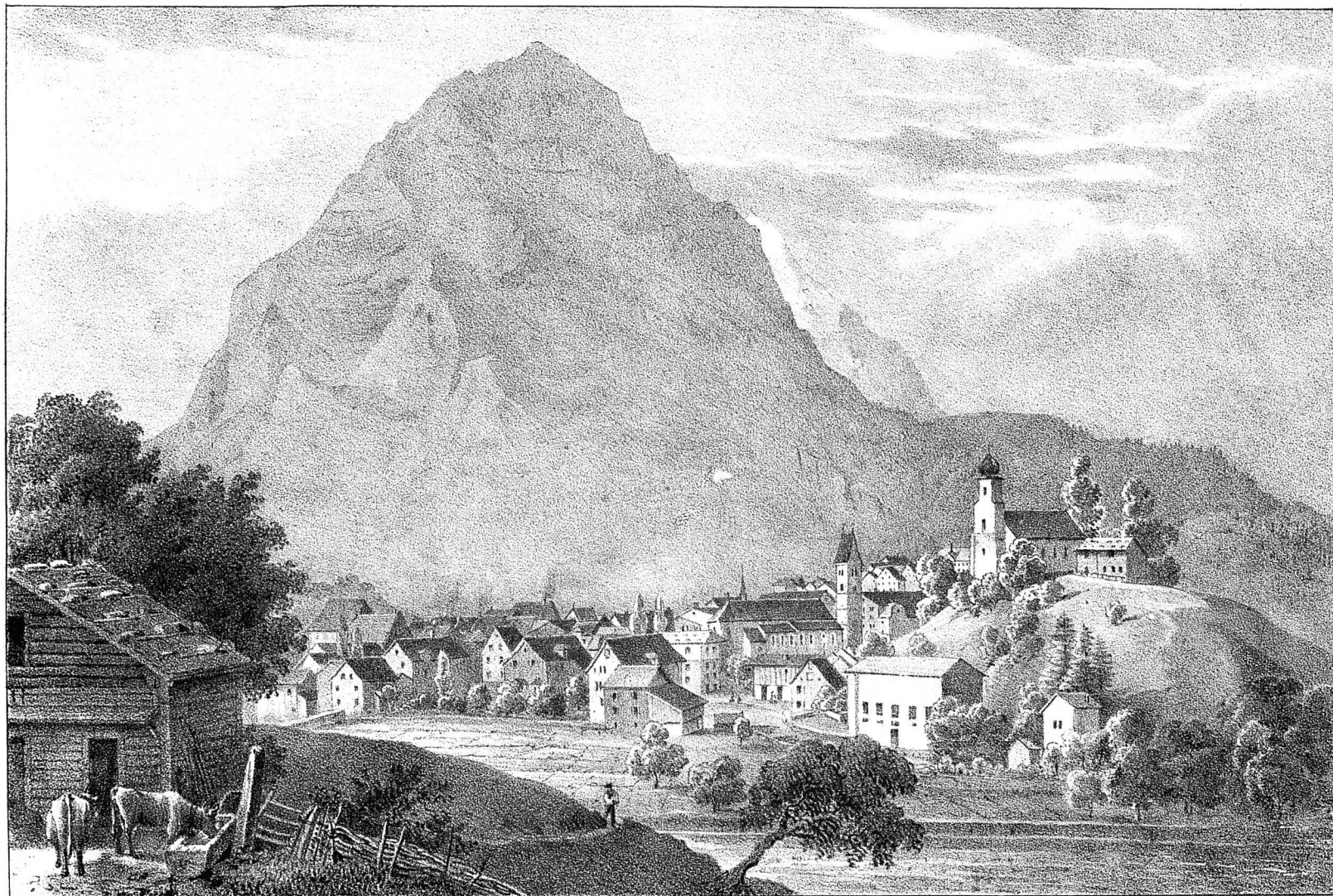
Der Steinbock hat kürzere Vorderfüße, und deshalb geht er leichter bergan als bergab; daher flüchtet er sich auch, wenn verfolgt, nach den höchsten Anhöhen. Dann entwickelt dieses Thier, das beim ersten Anblick plump scheint, eine außerordentliche Gewandtheit und Muskelkraft. Mit einem Satz von fünf bis sechs Fuß schwingt er sich gegen eine Felsenwand; er erreicht einen Vorsprung, von wo er, ohne sich aufzuhalten und gleich einem leichten, durch eine Feder geschnehten Körper, einen neuen Satz macht, dann einen dritten auf einen so schmalen Grath, daß der gewandteste Mensch sich keinen Augenblick darauf im Gleichgewichte halten könnte. So schwebend scheint das edle Thier, den Kopf hoch mit lebhaftem und unerschrockenem Blick, allen seinen Feinden zu trosten. Allein beim Anblick der geringsten Gefahr schwingt er sich in den Abgrund, und man sollte glauben, daß er alle Glieder breche. Allein seines Talentes, den Raum zu messen, sicher, hält er auf einer Felsenröhre an, die außer ihm Niemand bemerkt hätte, dann mit einem neuen gefährlichen Satz springt er über einen andern Abgrund, um jenseits noch einen höhern Gipfel zu suchen. — Nur derjenige, welcher die furchtbaren Einsamkeiten der hohen Regionen gesehen hat, die der Steinbock bewohnt, kann sich einen Begriff von den Mühseligkeiten und Gefahren machen, welche von der Jagd dieses Thieres unzertrennlich sind, so wie von der physischen und moralischen Konstitution, womit der abenteuerliche Jäger begabt sein muß. Ehemals sah man Heerden von 40 bis 50 Steinböcken, jetzt sieht

man höchstens 8 bis 10 beisammen; überdies sind dies junge, denn die alten Männchen leben immer allein an den wildesten Orten.

Die günstigste Zeit für die Jagd ist der August oder September, wo die Steinböcke am fettesten sind. — Der Gebirgsbewohner unternimmt diese Jagd nur, wenn er ein guter Schütze ist, die strengste Kälte, den Hunger, die Strapazen und alle erdenklichen Entbehrungen ertragen kann, und die Abgründe, die ihn jeden Augenblick zu verschlingen drohen, kaltblütig anzuschauen weiß.

Um dem Leser einen Begriff von einer solchen Jagd zu geben, fügen wir die Erzählung der Abenteuer eines Jägers von Salvent bei, einem Dorfe in Unterwallis, zwei Stunden von Martigny, und vier Stunden von der piemontesischen Gränze. — In den ersten Tagen des Augusts 1808 ging Alexis Caillet von Salvent aus gegen den St. Bernhard an den piemontesischen Gränzen. Den ganzen Monat hindurch durchzog er alle Plätze, wo man gewöhnlich Steinböcken begegnet; allein er konnte keine Spur finden. Er war glücklicher in den Gebirgen, welche Piemont von Savoyen trennen, denn bald fand er Fährten, die ihm bewiesen, daß es von diesen Thieren hier gebe. Allein die Felsen dieser furchtbaren Einöde waren so erschreckend und gefährlich, daß er beschloß, sich nicht allein hinein zu wagen. Er fand drei andere Jäger, welche sich entschlossen, ihn zu begleiten. Es war schon Ende Septembers, als sie in diese, mit schrecklichen Abgründen durchschnittene Einöde eindrangen. Bald entdeckten sie in großer Entfernung fünf Steinböcke; allein im gleichen Augenblicke erhob sich ein furchtbares Unwetter, wie man es nur in diesen Regionen sieht, und bald waren die Felsen, worauf sie gingen, mit einem Fuß Schnee bedeckt. Es war eben so gefährlich, vor- als rückwärts zu gehen, und jeder Andere, als diese Männer, gewohnt allen Gefahren zu trotzen, würde sich schwerlich aus dieser schlimmen Lage gezogen haben. Sie waren ziemlich lange unschlüssig, was sie thun sollten; indessen hatte das Wetter viel von seinem Ungestüm verloren; die Hoffnung, das Wild noch zu erreichen, bestimmte sie, vorwärts zu gehen, trotz der augenscheinlichsten Gefahr, der sie sich aussetzten; denn der einzige Ausweg, der sich vor ihnen zeigte, hätte dem unerfrochtensten Menschen Furcht eingeflößt, wenn er kein Alpenjäger war. Längs einer Felsenwand, deren Fuß sich in einem finstern Abgrund verlor, den das Auge nicht zu erreichen vermochte, befand sich eine Bank, welche einen nach Außen geneigten Vorsprung bildete, an einigen Stellen kaum so breit, um einen Fuß darauf zu setzen, so daß sie oft mit dem halben Leibe über dem Abgrund hingen. — Der frisch gefallene Schnee machte die-

sen Weg noch misstlicher; aber es blieb keine andere Wahl. Mit aller möglichen Langsamkeit, ohne ein Wort zu sprechen, — denn die geringste Zerstreuung ist in diesen Fällen ein Todesurtheil, — marschirten sie über diesen schmalen Paß, in der einen Hand ihre Büchse haltend und mit der andern sich an den Felsen stützend, als plötzlich der, welcher voranging, einen falschen Tritt that, das Gleichgewicht verlor, und vor den Augen seiner Gefährten verschwand. Ein letzter Schrei, ein Schrei des Todes, ertönte dumpf aus dem Abgrunde bis zu ihren Ohren; dann wurde Alles still. Die zwei andern Gefährten, betäubt durch diese Schreckensscene, bedurften ihrer ganzen Kaltblütigkeit, um nicht selbst zu fallen. Mit unendlicher Mühe konnten sie zurückkehren: sie wollten die Reste ihres unglücklichen Freundes suchen, konnten aber keine Spur davon finden, und da die Jahreszeit vorge-rückt war, verzichteten sie für dieses Jahr auf die Jagd. — Während des Sommers des folgenden Jahres machte sich Caillet auf's neue auf den Weg, den Stuger auf dem Rücken und eine Weidtasche mit Lebensmitteln an der Seite, um auf die Steinbockjagd zu gehen; denn man muß sich nicht einbilden, daß weil einer der Ibrigen sich durch einen Sturz in einen Abgrund die Knochen zerbrochen, die andern Jäger, die übrigens kein anderes Schicksal erwarten, deshalb auf ein Gewerbe verzichten, das für sie eine wahre Leidenschaft ist. — So, wie wenn nichts geschehen wäre, befand sich Caillet von Neuem in den Gebirgen an den Gränzen Piemonts, die er schon so oft durchzogen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens glaubte er die Fährte von Steinböcken zu bemerken; um nun dieses Thier zu überraschen, muß man es an List übertreffen, und höhere Orte besteigen, als die, wo es sich gewöhnlich aufhält; was unerhörte Strapazen und Geduld voraussetzt. Caillet verwandte einen ganzen langen Tag, um mit unendlicher Mühe einen steilen Felsengrath zu erklimmen, der die Umgebung beherrschte. Er steckte sich unter einen Felsen, um die Nacht da zuzubringen. Sein Nachessen bestand in einem Bissen trockenen Brodes und einem Schluck Branntwein; dann schlief er ein, aber nicht für lange, denn die Kälte war unerträglich, und um nicht zu erfrieren, war er genöthigt, rechts und links zu laufen, und sich so viel Bewegung zu machen, als der Raum erlaubte. Glücklicherweise sind in dieser Höhe die Nächte sehr kurz in dieser Jahreszeit, und sobald die Dämmerung die Finsterniß der Nacht zu zerstreuen begann, blieb unser Jäger unbeweglich, aber mit aufmerksamem Auge; der zu dieser Stunde verlassen die Steinböcke ihre Fährten, um sich auf die höchsten Gipfel zurückzu-
— Indessen vergoldete die Sonne die bes-



GLARIS

Gipfel des Montblanc, ohne daß er einen einzigen Steinbock erblicken konnte; den ganzen Tag verfolgte er ihre Fährte, allein vergebens. Abends kam er auf die nämliche Stelle zurück, wo er die letzte Nacht zugebracht hatte; es war weniger kalt, und er schlief bis an den Tag, und zu lang zu seinem großen Verdruß, denn er bemerkte, daß die Steinböcke, wie ihm zum Troste, während der Nacht ganz nahe an seiner Ruhestätte geweidet hätten. — Caillet hatte keine Lebensmittel mehr, indessen konnte er sich nicht entschließen, diesen Platz zu verlassen, da er nun die gegründeten Hoffnungen hatte, sein Ziel zu erreichen. Er hatte daher die Geduld, diesen ganzen langen Tag an dem gleichen Platz ohne Nahrung zuzubringen, und blieb beinahe unbeweglich, das listige Thier erspähend. — Die Nacht brach über die grausenhafte Einöde ein, die den unerschrockenen Jäger umgab, als endlich die so erschnute Beute sich auf Schußweite zeigte. Er zielt, der Schuß geht los; aber das Thier macht mit der Schnelligkeit eines Pfeiles einige Sprünge und verschwindet aus seinen Augen. Er hatte indeß die Gewißheit, das flüchtige Thier verwundet zu haben; allein in der Dunkelheit war es ihm unmöglich, es zu verfolgen; er mußte sich also entschließen, eine dritte Nacht an diesem Orte zuzubringen. — Mit Anbruch des folgenden Tages war er schon auf der blutigen Fährte des Steinbocks; aber erst mitten im Tage entdeckte er ihn an einem Felsen liegend. Sobald er den Jäger erblickte, lief er eine Strecke weit, und legte sich wieder; allein Caillet, nicht weniger gewandt als das Thier, legte sich auf den Bauch auf den Felsen, und kroch so wie ein Wurm bis auf Schußweite zum Steinbock, der seinen Feind von neuem bemerkte und aufstand um zu fliehen; aber im nämlichen Augenblick streckte ihn die mörderische Kugel todt zu Boden. Endlich nach drei Wochen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren sah Caillet seine Beute zu seinen Füßen. Aber er war weit von seinem Dorfe entfernt, und viele Gefahren erwarteten ihn noch vor seiner Heimkunft. Da er auf fremdem Gebiete gejagt hatte, mußte er alle bewohnten Orte vermeiden, und unbekante, gefährliche Fußpfade verfolgen, um unangenehme Begegnungen auszuweichen.

Ein erwachsener Steinbock wiegt ungefähr 150 bis 200 Pfund; man kann sich vorstellen, welche Kraft ein Mann besitzen muß, der, mit einer solchen Last beladen, auf Pfaden wandelt, wohin sich sonst ein Mensch leer nicht wagen würde. Es ist auch schwer zu begreifen, daß die Ausbeute eines so geringen Thieres die Leidenschaft für diese abenteuerliche und mühselige Jagd Menschen bestimmen könne, sich so vielen Gefahren auszusetzen. Indessen diese Schwierigkeiten und die Seltenheit des Thiers machen jetzt seinen ganzen Werth aus, denn es ist leichter, ein Naturalienkabinet mit den Ueberresten der riesenarti-

gen Thiere, die bei den Antipoden leben, auszuschnüffeln, als mit einem Steinbock der Alpen. Caillet hat dem Museum in Bern drei Exemplare dieser Thiergattung geliefert.

Der Steinbock ist ein sehr unschuldiges, friedliches Thier, das jung gefangen sich leicht zähmt. Wenn er sich indessen von einem Jäger zu gedrängt sieht, so daß er nicht mehr vorwärts, noch ihm entgehen kann, dann kehrt er sich um, wirft sich auf ihn, stößt ihn mit seinen furchtbaren Hörnern um, und stürzt sich mit ihm in den Abgrund; in diesem Fall kann der Jäger nichts Besseres thun, als sich wo möglich auf den Bauch legen, und das Thier über sich wegspringen lassen. Das Fleisch des Steinbocks ist gut zu essen; seine Haut und seine Hörner werden zu verschiedenen Dingen gebraucht. Sein Blut wurde ehemals als ein Hauptmittel gegen den Seitenstich gebraucht, allein aus Mangel an Steinböcken muß man es nun entbehren und sogar darauf verzichten, die Wirksamkeit des Mittels zu prüfen.

Gl a r u s.

Der Flecken Glarus, der Hauptort des Kantons dieses Namens, liegt in einem engen und tiefen Thal. Dieses ist hier so gedrängt, daß der Flecken beinahe den ganzen Raum zwischen dem Fuß der benachbarten Gebirge einnimmt, wovon der Schilt östlich 7375 Fuß, der Wiggi westlich 6920, und der wilde Glärnisch nordwestlich 9000 Fuß hoch ist. Kaum lassen diese hohen Gipfel mit steilen und zerrissenen Flanken dem Flecken im Winter einige blasse und unterbrochene Sonnenstrahlen zukommen. Diese drohenden Gebirge scheinen Glarus häufigen Lawinen auszusetzen; indessen ist es nicht der Fall, außer im Norden des Ortes, wo im Jahr 1593 ein heute noch sichtbarer Erdsturz ihn beinahe von Grund aus zerstörte. Glarus hat keine besonders merkwürdigen Gebäude, allein eine große Anzahl artiger Häuser, die sich alljährlich vermehren, Dank sei es der thätigen Industrie der Bewohner. Seine Kirche ist ein altes Gebäude, das dem reformirten und dem katholischen Gottesdienste abwechselnd dient. Seine meistens engen und krummen Straßen, das herrschende Stillschweigen, die tiefe Lage des Ortes, geben ihm einen ganz besondern melancholischen Anstrich. — Die Fabrikation von Baumwollenwaaren, Tüchern und der Handel beschäftigen einen großen Theil der 4500 Einwohner, welche Glarus enthält. Mehrere philanthropische Anstalten ehren die Bürger und zeugen von dem aufgeklärten Geiste, der sie beseelt; unter andern eine Industrieschule für arme Kinder. Ein angenehmer Spaziergang führt auf der andern Seite der Linth, worüber

man über eine Brücke von merkwürdiger Bauart kommt, nach Ennenda, einem wohlgebauten und wohlhabenden, am Fuße des Schilt angenehm gelegenen Dorfe. Andere entferntere Spaziergänge verdienen von Liebhabern von schönen Aussichten und Gebirgen besucht zu werden; nämlich die im Klönthal, im Linththal, im Gerusthal u. s. w.

Die Lithographie Nr. 51 stellt uns den Flecken Glarus gegen den ungeheuern Glärnisch dar, seine Kirche und rechts einen Hügel, die Burg genannt, worauf eine St. Felix und Regulus geweihte, von einigen Bäumen beschattete Kapelle sich befindet. Auf diesem Hügel findet man sich für die Mühe des Ersteigens reichlich durch die schöne Aussicht belohnt, die man über das ganze Thal genießt, worin der Flecken Glarus liegt. Die Legende erzählt, daß Felix und Regulus, zwei römische Soldaten von der thebanischen Legion gewesen, welche der Kaiser Maximian im Jahr 290 wegen ihrer Anhänglichkeit an die christliche Religion zu St. Moriz ermorden ließ. Felix und Regulus waren von den Wenigen, welche dem Gemetzel entgingen. Sie gingen das Wallis hinauf, überstiegen die Gebirge, und flüchteten sich nach vielen Mühseligkeiten in das damals unbewohnte Thal von Glarus; und da sie in dem Hügel, jetzt die Burg genannt, eine Höhle gefunden, wohnten sie einige Zeit darin, und bekehrten das Volk der Umgegend zum Christenthum. Dann gingen sie nach Rhätien, kamen nach Zürich und predigten die Religion Christi. Aber an diesem letzten Orte wohnte ein römischer Statthalter, der, um dem Kaiser zu gehorchen, die zwei Christen packen und sie öffentlich enthaupten ließ. Wie groß war nicht das Erstaunen dieser Heiden, als die beiden Märtyrer ihre Köpfe wieder aufnahmen, ohne daß sich Jemand zu widersetzen wagte, und sie auf eine Anhöhe trugen, wo später die Hauptkirche von Zürich gebaut wurde!

Dann war während zwei Jahrhunderten in der Geschichte nicht mehr die Rede von Glarus bis zu Ende des 5. Jahrhunderts, wo ein irischer Mönch, Namens Fridolin, ein Königssohn, wie die Legende sagt, nach Frankreich kam, um die Völker zu bekehren. Dies ist nichts Außerordentliches, weil mehrere andere hohe Personen aus diesem Lande in die Schweiz gekommen sind, das Evangelium zu predigen, und unter andern St. Gallus, St. Beat u. s. w. Fridolin durchzog Frankreich, die Niederlande und Lothringen, den christlichen Glauben predigend, und Kirchen bauend, die er alle St. Hilarius, seinem Patron weihte; dann kam er an die Ufer des Rheins nach Säckingen, wo er im Jahr 499 eine Kirche baute. Aber die ungelehrigen Murracher hatten den heiligen Mann mit Ruthenstreichen fortgeschickt; er beklagte sich bei Chlodowig, dem König der Franken, der ihm, um ihn für die üble Behandlung zu entschädigen, die

nahe dabei liegende Fasel schenkte, die von nun an die Fridolinsinsel hieß. Er baute ein Kloster, worein er acht Geistliche und vier Nonnen legte. Unermüdetlich in seinen frommen Stiftungen begab sich Fridolin nach Chur, wo er noch eine Kirche zu Ehren des St. Hilarius erbaute. Dann ging er nach Glarus, dessen Bewohner sämmtlich wieder Heiden geworden waren; allein er arbeitete mit solchem Eifer, sie wieder auf den guten Weg zu bringen, daß bald die Kapelle Felix und Regulus dem Gottesdienst der Christen nicht mehr genügte, und man eine Kirche baute, welche ebenfalls St. Hilarius geweiht wurde. Das Glarner Thal gehörte damals zwei Brüdern, Urso und Landolph, wahrscheinlich fränkische Grafen. Urso, der ein guter Christ war, vermachte Fridolin seinen Theil an dem Lande; aber nach dem Tode Urso's machte Landolph Ansprüche auf die Erbschaft seines Bruders. Fridolin hatte sich gut auf das Testament des Verstorbenen berufen, Landolph wollte nichts abtreten. Baldebert, der Statthalter des Königs zu Rankwyl, welcher den Streit zu entscheiden hatte, urtheilte, daß das Testament Urso's kein Beweis der Rechte Fridolins sei. Dann blieb dem heiligen Mann zur Geltendmachung seiner Rechte nichts mehr übrig, als zum Grab des Schenkers zu gehen, und ihn aufzufordern, selbst Zeugenschaft der Wahrheit zu geben.



Urso ließ sich nicht lange bitten, er ging aus seiner Ruhesstätte hervor, ließ Haut und Fleisch darin und folgte Fridolin nach Rankwyl, wo er vor den Richtern seinem Bruder seine Unbilligkeit vorwarf, so daß Landolph von Gewissensbissen niedergedrückt, nicht allein zurückgab, was er sich angemacht hatte, sondern auch seinen Antheil am Lande Glarus noch beifügte. Fridolin, wie man es wohl glauben wird, bezeugte Urso seine ganze Dankbarkeit, welchen er höflich wieder zu seinem Grabe geleitete, wo er ihn nicht mehr störte, denn Fridolin trat seine Eigenthumsrechte an das Land Glarus der Abtei Säckingen ab. Dies sagt die Legende, die Geschichte fügt bei: daß die Glarner bis zu Ende des 14. Jahrhunderts Vasallen der



WOLFENSCHIESS.

reichen Abtei Seckingen blieben, wo sie sich von allen Rechten und Einkünften, welche sie in dem Lande besaß, loskauften.

Wolfenschiess.

Am einem schönen Herbsttage des Jahres 1307 ritten drei Reiter vom Engelbergthal nach Stanz, im Kanton Unterwalden. Der erste Reiter, welcher voranritt, schien von höherm Range zu sein, nach der Zierlichkeit seiner Kleidung und der Schönheit seines Rosses zu urtheilen. Sein stolzes und hochmüthiges Aussehen, die zwei bewaffneten Satelliten, die ihm folgten, ließen vermuthen, es könnte ein Vertrauter jener Landvögte sein, welche auf Befehl Kaiser Albrechts das Schweizervolk tyrannisirten.

Die Waldkantone hatten damals einen zahlreichen Adel, denn in dem einzigen Kanton Uri zählte man 70 adeliche Familien, 33 in dem von Unterwalden, und ungefähr eben so viel in dem von Schwyz. Aber dieser Bauernadel (so nannten ihn die Oesterreicher) zog es vor, der Freiheit und dem Vaterlande treu zu bleiben, als Ehren und Titel bei Fürsten und Königen zu suchen. Ein einziger von ihnen verläugnete sein Land; — es war Wolfenschiess von Unterwalden. Ehrgeizig, habfüchtig und verschwenderisch, verbrüderete er sich mit den Unterdrückern seiner Mitbürger, und glaubte, Alles ungestraft thun zu können.

Der Landvogt von Unterwalden, der berühmte Landenberg, hatte das Schloß Rothberg der Hut des jungen von Wolfenschiess anvertraut, der, zum großen Verdrusse seiner ihrem Vaterland ergebenen Brüder, trefflich in den Fußstapfen der österreichischen Landvögte wandelte, und sich bei jeder Gelegenheit ihres Vertrauens vollkommen würdig zeigte. Nun hatte Wolfenschiess einige Geschäfte in Engelberg und begab sich dahin in Begleitung von zwei ergebenen, ganz bewaffneten Knechten. Und er hatte wohl recht, so zu handeln, denn mehr als einmal hatte er die Unterwaldner ihm düstere Blicke zuwerfen sehen, worin das Gewissen des Abtrünnigen einen Ausdruck von Haß und Rachsucht sah, der ihn schauern machte.

Auf der Höhe bei dem Weiler Mzellen bemerkte der junge Herr auf einer benachbarten Matte eine junge Frau von ausgezeichnete Schönheit beim Heuen. Wenn sie schon die gewöhnliche Kleidung der dortigen Bäuerinnen trug, so konnte man an ihrer gesuchten Tracht, so wie an der Zierlichkeit ihrer Manieren, sehen, daß sie einer wohlhabenden Familie angehörte. — Wolfenschiess, gewöhnlich sehr eifrig, den Schönen den Hof zu machen, denen er auf dem Wege begegnete, ging auf die junge Bäuerin zu, fragte sie,

wer sie wäre und wo sie wohne. Schon hatte die junge Frau, nicht ohne Zittern, den verhassten Landvogt erkannt; dessen ungeachtet zwang sie sich zur Gelassenheit, und sagte ihm, sie heiße Hedwig und sei die Frau Conrads von Baumgarten von Mzellen. Der Reisende wollte nun von ihr wissen, ob ihr Mann zu Hause sei. Da sie fürchtete, er möchte bei den Landvögten in Ungnade gefallen sein, so antwortete Hedwig, daß er auf einige Tage abwesend sei. Dies war es, was der Lüstling wünschte; er schlug also der schönen Baumgarten vor, sie nach Haus zu begleiten, da er ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Die junge Frau wagte nicht zu widerstehen.

Unterwegs führte Wolfenschiess Reden, welche das tugendhafte Weib mehr als einmal erröthen machten, das über die Absichten des Landvogts sehr beunruhigt war. Und als sie endlich in der Wohnung Baumgartens angekommen waren, befahl der Landvogt, daß man ihm ein Bad rüsten sollte, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen. — Dieses Begehren, oder vielmehr dieser Befehl, war für Hedwig ein neuer Grund zur Besorgniß; aber als eine kluge Frau wußte sie ihre Unruhe hinlänglich zu bemeistern, um gleichgültig und sogar fröhlich zu scheinen. Sie machte auch mit dem besten Anstand von der Welt selbst alle Zurüstungen zum Bade, nicht ohne im Geheim den abscheulichen Herrn von Wolfenschiess zu verwünschen. — Nach Allem gab dieser Letztere der jungen Frau zu verstehen, daß seine Absicht nicht sei, allein im Bade zu sein, und daß sie es mit ihm theilen solle.



Eine solche Einladung kam einem bestimmten Befehle gleich, denn ein Zeichen Wolfenschiessens für seine zwei Satelliten hätte ihnen gleich zu verstehen gegeben, daß sie das Opfer nicht entwisken lassen sollten. Hedwig empfand eine unaussprechliche Angst . . . kein Mittel, dem Tyrannen zu entgehen, bot sich ihr dar,

und jeder Widerstand war vergeblich. Glücklicherweise konnte sie ihre Aufregung verbergen; die lebhafteste Röthe ihrer Stirne wurde in solchen Umständen ganz natürlich gefunden, und indem sie einen Beweis merkwürdiger Geistesgegenwart gab, während sie sich stellte, dem Willen des Verwegenen nachzugeben, bat sie ihn, seine beiden Knechte zu entfernen, um ihr wenigstens die lästige Gegenwart eines Zeugen zu ersparen. — Wolfenschieß über die Nachgiebigkeit Hedwigs entzückt, und keineswegs den Streich denkend, den sie ihm zu spielen gedachte, bewilligte leicht eine Bitte, die ihm ganz einfach schien, und er befahl den zwei Spießgesellen, hinauszugehen.

Indessen bedurfte die junge Frau ihres ganzen Muthes, aller ihrer Kaltblütigkeit, um sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen. Sie rief aus der Tiefe ihres Herzens den Allmächtigen an, und sich fortwährend verstellend, zeigte sie dem Landvogt ein lachendes Gesicht; da sie aber noch zu schauern schien, wiederholte er seine Einladung. Dann sagte ihm Hedwig mit gesenkten Augen, daß der Wohlstand ihr nicht erlaube, sich in seiner Gegenwart zu entkleiden, und daß er ihr daher erlaube, dies im nächsten Zimmer zu thun, während er ins Bad steige. — Weit entfernt von dem Gedanken, daß seine vermeintliche Eroberung ihm entwische, gewährte der Landvogt die neue Bitte, denn, sagte er zu sich selbst, man kann für einen solchen Fang einige Nachgiebigkeit haben, besonders wenn man ihn so wohlfeil hat.

Hedwig stahl sich durch eine Hinterthüre zum Hause hinaus und lief nach dem Walde, wohin ihr Mann zum Holzfällen gegangen war. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als sie ihn ihr entgegen kommen sah. . . Baumgarten war über das angstvolle Aussehen seiner Frau erschreckt, die sich ihm ganz zitternd in die Arme warf und eines Augenblicks bedurfte, um sich zu erholen, ehe sie ihm den Grund ihrer eiligen Flucht erzählen konnte. Nachdem sie ihm die Beängstigungen aufgezählt hatte, denen sie ausgesetzt gewesen war, beschwor sie ihn, mit ihr zu fliehen. — „Gott sei gelobt,“ sagte Baumgarten, „dich aus den Krallen dieses Unverschämten gerissen zu haben! ich will ihm das Bad segnen, daß es ihm nicht mehr nach der Tugend der Weiber gelüsten soll.“

Der liebestrunkene Edelmann, in süßen Träumen versunken, und behaglich die angenehme Frische des Bades schmeckend, erwartet ungeduldig die Rückkehr der schönen Hedwig. Aber man denke sich seinen Schrecken, als die Thüre des Zimmers sich krachend öffnet, und der beleidigte Ehemann, das Auge in Flammen und die Axt in der Hand hereintrat. Der Wollüstling hatte nicht einmal Zeit, um Gnade zu rufen, denn schon hatte der nervige Arm Baumgartens Gerechtigkeit geübt; mit einem Axtstöße hatte er ihm den Kopf bis auf die Schultern gespalten. —

Nach dieser That flüchtete sich Hedwigs Mann in das Urner Land. Allein obschon Landenberg die Familie Wolfenschieß zur Rache aufforderte, so wollte doch Niemand die Vertheidigung eines so verabscheuten Menschen übernehmen.

Die Wolfenschieß haben von da an die ersten Würden des Kantons mit Ehre bekleidet: ihr Schloß liegt bei dem Dorfe gleiches Namens zwischen Stanz und Engelberg.

Die Wildheuer.

Rindvieh und hinreichende Weiden: dies ist der ganze Reichtum der Alpenhirten. Außer den nöthigen Weiden, um im Sommer eine gewisse Zahl Vieh zu erhalten, müssen sie eine hinlängliche Quantität Futter einsammeln, um es zu überwintern; und an vielen Orten ist diese Ernte ziemlich unsicher, weil es an Wiesen mangelt. Man sucht dies zu ergänzen, indem man das dem Vieh unzugängliche Gras mähet. Dies sind gewöhnlich außerordentlich steile und von Abgründen umgebene Abhänge, oder einige Felsenabfälle von einigen Tausend Fuß Höhe. Oft erntet man an diesen Orten reichliches und besseres Gras; allein der Zutritt ist manchmal so schwierig, daß der Heuer nur mit Lebensgefahr dahin gelangt, und zuweilen ist dies nur dadurch möglich, daß er sich an Stricken hinabläßt. An Ort und Stelle findet dann der Heuer manchmal einen so steilen und mit kurzem, schlüpfrigem Grase bedeckten Abhang, daß es ihm unmöglich ist, sich im Gleichgewicht zu halten, und der geringste Fehltritt wäre unfehlbar sein Verderben, wenn er sich nicht mit starken Fußeisen bewaffnete. Dann beginnt er seine Arbeit, die jedoch immer sehr gefährlich und beschwerlich ist. Das gemähte Gras wird in ein Seilnetz gebunden, das nun von da fortgebracht werden muß. Im günstigsten Falle kann der Heuer seine Last an Stricken hinaufziehen lassen, oder wenn sie bestimmt ist, in das Thal zu kommen, so stürzt er sie vom Felsen hinab. Es ist merkwürdig für die, welche unten sind, diese Massen aus der Luft kommen zu sehen. Wenn der Felsen sehr hoch und senkrecht ist, so scheint es zuerst, man sehe einen schwarzen Punkt, der sich im Anfange seines Falles langsam bewegt, der aber mit seiner Annäherung größer und schneller wird. In den gewöhnlichsten Fällen endigt der Felsen mit unzugänglichen Abgründen; dann ist der Heuer genöthigt, seine Last nach Hause zu bringen, und dies oft sehr weit. Diese Last wiegt gewöhnlich 200 bis 250 Pfd; um sie auf den Rücken zu laden, braucht es einen Kraftstreich, der eine ungewöhnliche Muskelfärke voraussetzt. Der Heuer beugt sich rückwärts, dann



WILDIHUTER

faßt er mit beiden Händen das Netz, stemmt seine Füße fest gegen den Felsen oder die Erde, und mit einer heftigen und schnellen Bewegung richtet er sich auf und reißt seine beschwerliche Last an sich, die sich durch diese Bewegung auf seinem Kopf und Schultern befindet. Diese Anstrengung ist nicht ohne Gefahr, denn sie erzeugt oft Brüche. Dieses gefährliche Handwerk hat schon Vielen das Leben gekostet und besonders in dem Kanton Uri, wo die Weiden wilder und weniger zugänglich sind, als sonst in der Schweiz.

Ausforderung in Basel.

Eines Tages im Jahr 1428 kam in Basel ein junger Fremder an, dessen edles und kriegerisches Aussehen und reiche und geschmackvolle Kleidung in seiner Person einen Ritter von hoher Abkunft vermuthen ließen. Er rückte stolz bis auf den Marktplatz und hielt vor dem Rathhause. Als er die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden und besonders einiger jungen Edeln der Stadt, welche den Fremden zu mustern stehen geblieben, erregt hatte, rief er mit lauter Stimme von seinem Pferde herab: „Spanien ist die Wiege meines edeln Stammes; ich habe hundert Länder durchzogen; ich habe mehr als tausend Städte gesehen und manchen tapfern Ritter; aber keiner war verwegen genug gewesen, seine Waffen zu messen mit denen des Don Juan de Merlo.“ — Diese anmaßende Herausforderung ärgerte alle die, welche sie hörten; aber keiner war erzürnter als Heinrich von Ramstein, Sohn des Bürgermeisters. Dieser edle junge Mann voll Tapferkeit und ritterlicher Ehre, wollte nicht Andern die Sorge überlassen, den Ruhm schweizerischer und deutscher Ritterschaft zu rächen; er warf dem stolzen Spanier seinen Handschuh zu Füßen, dieser hob ihn auf und nahm die Herausforderung an; dann kamen beide Gegner über Tag und Ort des Kampfes überein. Der Tag wurde festgesetzt auf Sonntag vor St. Lucien und der Ort dem Münsterplatze. Sie kamen überdies darüber ein, daß ein Lanzenstoß, drei Streiche mit der Streitart und 40 Schwerthiebe geführt werden. — Der Markgraf Wilhelm von Nötheln, der Graf Johann von Thierstein, Thüring von Hallwyl, Rudolph von Ramstein und Egloff von Rathsamhausen wurden zu Kampfrichtern erwählt.

Die Nachricht von dieser Herausforderung verbreitete sich bald in der ganzen Gegend; alle Edeln, Ritter und Herren wollten beiwohnen, denn die beiden Kämpfer waren hohen Rufes, und wer überdies die wunderbare Geschichte des Ritters Don Quichotte von der Mancha gelesen, dieser Blume der fahrenden Ritter, wird sich leicht von der hohen Achtung über-

zeugen, die man natürlich vor Don Juan de Merlo haben mußte.

Bald sah man durch alle Thore Basels eine so große Menge Neugieriger jedes Standes strömen, daß der Magistrat die ernstlichste Besorgniß für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Stadt zu hegen begann. — Basel war zwar eine reiche und bevölkerte Stadt, besaß aber nur ein geringes Gebiet mitten unter den Besitzungen eines auf den Reichtum und auf den Unabhängigkeitsgeist der Bürger eifersüchtigen Adels, der sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, die erste Gelegenheit zu benutzen, um die Stadt zu überfallen. Daher ergriff der Magistrat auch flüchtig alle Maaßregeln, die geeignet waren, die Ruhe der Stadt zu sichern. Ueberdies hatte man das Karneval von 1267 noch nicht vergessen.

Am dem bestimmten Kampftage schloß man von 7 Stadthoren 5; zwei Patroniken zu Pferd, jede von zwanzig Mann, durchzogen die Stadt und beobachteten Alles, was vorging; die Wachen der offen gelassenen Thore wurden verdoppelt; alle Thürme wurden besetzt, und Männer waren bereit, beim ersten Zeichen die Glocken zu läuten. Zwanzig wohlbewaffnete Schiffe waren überdies bereit, jedem Ereigniß die Spitze zu bieten, und eine starke Truppe besetzte die Rheinbrücke. — Oben in der Stadt auf dem Münsterplatze war ein mit Schranken umschlossener Raum für den Kampf bereitet, fünfhundert Wohlbewaffnete umgaben ihn; ein Gerüste war von den Kampfrichtern besetzt. Dann kam Burkhart zu Rhyn, Bürgermeister der Stadt; dann der Senat und die Räte, alle in glänzenden Rüstungen. Eine große Anzahl von Herren, Rittern und Edeln beiderlei Geschlechts hatte besondere Gerüste inne; eine unermessliche Menge von Bürgern und Bauern von allen Seiten her besetzten den Rest des Platzes. Unter so vielen berühmten Fremden bemerkte man die Grafen von Valangin, von Thierstein, von Zöllern, von Buznang, die Barone von Ramstein, von Grunnenberg, und eine Menge Andere. Alle Fenster der umliegenden Häuser waren von der Menge besetzt. . . Endlich gaben die Trompeter das Zeichen und die beiden Kämpfer ritten in die Schranken, und grüßten höflich die Kampfrichter und alle anwesenden edeln Ritter. Nachdem die Waffen untersucht waren, zogen sich die Kämpfer an die beiden Enden der Kampfbahn und bei einem zweiten Zeichen stürzten sie mit eingelegter Lanze aufeinander. Der Stoß war schrecklich, die Lanzen flogen in Stücken, aber keiner der Kämpfer hatte gewankt. Sie griffen dann nach den Streitärgen und führten derbe Streiche, allein beide waren gleich geschickt, die Streiche zu führen als sie zu pariren, so daß keiner einen Vortheil in diesem Kampfe errang. Nach der verabredeten Streichezahl begann der Kampf mit dem Schwerte; die beiden Gegner entwickelten eine gleiche Geschicklichkeit, die

Streiche fielen hageldicht auf ihre Rüstungen, daß Funken sprühten; aber die beiden Kämpfer handhabten ihre Schwerter mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß schwer vorauszusehen war, wer den Sieg davon tragen würde. Beim Anblick dieser zwei stolzen Nebenbuhler, ihres Eifers und ihrer tapfern Anstrengungen hätte man sagen mögen, daß von ihrem Muth der ritterliche Ruf beider Nationen abhinge, die sie repräsentirten. Endlich waren die Bedingungen des Kampfes erfüllt, und die Stellung beider war so gleich, daß die Richter den Kampf einstellten. — Aus Höflichkeit für den tapfern Fremden stieg der Graf von Thierstein in den Kampfplatz und schlug Don Juan zum Ritter. Heinrich von Ramstein, welcher die gleiche Ehre wohl verdient hatte, sah nicht ohne Verdruss den Vorzug, den man dem Spanier gab; er zog bald in ferne Länder, Waffenthaten und Ruhm suchend; er besuchte Jerusalem und das heilige Grab, und nach manchen gefährvollen Abenteuern kam er mit dem Ritterschmucke in sein Vaterland zurück. Don Juan de Merlo überlebte diesen merkwürdigen Tag nicht lange, wo er den Ritterschlag empfing, denn wenige Tage nachher fand man ihn todt unter einem Bette in dem Wirthshause, wo er wohnte. Ein junger Edler von Thierstein, der im gleichen Zimmer geschlafen hatte, wurde dieses Mordes beschuldigt; allein es scheint, daß er die Folge eines Streites zwischen diesen beiden Edelleuten war.

Die grossmüthigen Appenzeller.

In der Schlacht am Speicher im Jahr 1403, wo die Appenzeller die Armee des Abtes von St. Gallen schlugen, wurde ein Bürger dieser Stadt, Namens Hartmann Mengli tödtlich verwundet, und suchte aus dem Handgemenge zu entkommen, indem er sich auf den Knien und Händen fortschleppte; allein zwei Appenzeller, die ihn bemerkt hatten, wollten ihm den Garaus machen, als er sie mit aufgehobenen Händen bat, ihm das wenige Leben zu lassen und dafür zu sorgen, daß er seine Frau noch einmal sehen könne, die vor zwei Tagen niedergekommen, und von ihr Abschied nehmen. Die zwei gerührten Appenzeller brachten den unglücklichen Verwundeten bis in einen Hohlweg bei der Stadt und ließen seine Frau rufen. Diese unglückliche Gattin kam bald, um ihren mit Blut bedeckten Mann in Empfang zu nehmen. Sie ließ ihn nach Hause bringen, wo er Tags darauf in ihren Ar-

men starb, zufrieden, seinen Geist in der Mitte der Seinigen aufzugeben. Von da an bezeugte diese Frau ihre Anhänglichkeit an die Appenzeller. Wenn deren nach St. Gallen kamen, so waren sie sicher, bei der Wittve gut aufgenommen zu werden, die sie aufs Beste bewirthete.

Dekret des Rathes von Zürich

vom Jahr 1317.

Damit die Andacht der Gläubigen nicht durch die Gegenwart oder Spöttereien der Ungläubigen gestört werde, beschließt der Rath wie folgt: „Vom Vorabende des heiligen Donnerstags bis zum Samstag vor Ostern, zur Stunde, wo man die Glocken läutet, ist es jedem Juden und jeder Jüdin verboten, sich an einem Fenster oder auf der Gasse zu zeigen; item ist ihnen verboten, zu schreien oder irgend einen Lärm in ihren Häusern zu machen, vorkommenden Falls wird der Rath sie nach dem Recht bestrafen.“

Lorits und Stuck.

Heinrich Lorits, bekannter unter dem Namen Glareanus, liebte die Reformatoren nicht, und aus Haß gegen die neuen Meinungen verließ dieser Gelehrte in seinem Alter die Universität Basel gegen die von Freiburg im Breisgau. Während er in dieser Stadt lehrte, besuchte ihn ein junger Student, Namens Wilhelm Stuck. Der alte Professor fragte ihn barsch: Woher seid ihr? — Von Zürich. — Ihr seid also einer von denen, welche das Evangelium im Munde, und den Teufel im Herzen haben? — Ohne überrascht zu werden, antwortete ihm der Zürcher: „Ich war gekommen, einen Landsmann zu besuchen, dessen Werke mir bekannt sind, und ich hoffte von diesem Besuche ein angenehmes Andenken mit mir zu nehmen; aber Ihr empfangt mich auf eine Art, die mir beweist, daß wenn Glareanus täglich den Musen opfert, er den Grazien niemals geopfert hat.“ Bei diesen Worten entfaltete sich die Stirne des Professors, er entschuldigt sich mit seinem hohen Alter, widmet einige Stunden, um Stuck eine schöne Sammlung römischer Münzen zu erklären, und entläßt ihn, eben so zufrieden mit seiner Gelehrsamkeit als mit seiner Höflichkeit.

Register.

	Seite		Seite
Die Diablerets	1	Der Kanton Unterwalden	73
Der braune Bär	3	Der Bischof Salomon, der Herzog von Schwaben und die Königin Bertha	77
Geflers Schloß	4	Die Entdeckung der Schweiz	78
Ida von Toggenburg	5	Feldzug vom Jahr 1444	79
Der Kampf am Speicher	5	Der Scharfrichter von Bern	80
Biographie des Leonhard Thurneisen im Thurm, Sinai- ritter	6	Der Kampf der 56	80
Das Schloß Majoria bei Sitten	9	Der burgundische Krieg; seine ersten Ursachen	81
Die Mähe zu Sitten	10	Die Jungfrau	84
Die Mordnacht zu Zürich	10	Der Granit des Jura	86
Das Murelthier	12	Die Berner Veteranen	87
Stanzstad	12	Der Schultheiß Wengi	87
Strättlingen	14	Die Familie Tschudi	88
Die Gletscher und Eisgebirge	17	Der Wallenstädter See	88
Der gerichtliche Zweikampf in Glarus	19	Der burgundische Krieg (Fortf.)	89
Der Kastellan zu Fardün	19	Die Launen	93
Die Pyramiden im Eringherthale	20	Der Ursprung Schaffhausens	94
Die Alpenrose	20	Tell	95
Guggisberg	21	Der See von Launen	96
Bekanntmachung des Zürcher Stadtraths wider das Schwören, den 14. September 1572	22	Anekdoten	96
Reise von Thun nach Sitten über den Kynylpaß 22, 25 u.	33	Der burgundische Krieg (Fortf.), die Schlacht von Grandson	97
Die Insel Schwanau	24	Die Königin Bertha	100
Der Tod Rudolfs von Wart	27	St. Gallus	102
Schweizertrachten im 15. Jahrhundert	28	Das Schloß Duin	103
Das Schloß Laufen	29	Die Pest im Jahr 1449 und die Juden	103
Erdbeben zu Basel	30	Die von den Päpsten den Schweizern gegebenen Fahnen	105
Die Stadt Freiburg unterwirft sich Savoyen	31	Der König von Frankreich, la Trimoüille und die Schweizer	106
Ausfluß der Aar aus dem Brienzer See	32	Haus im Thale Interlaken im Kanton Bern	107
Lebensbeschreibung des Thomas Platter 32, 36, 44, 50 u.	61	Die wilde Kaze	108
Der St. Gorthard und das Urnerloch	38	Von dem Gottesdienst der alten Helvetier und der Druiden	108
Die hängende Brücke zu Freiburg	38	Die Dent von Jaman	111
Die Mönche von St. Gallen und das Weinfäß	40	Dieselbe (Fortsetzung und Ende)	113
Die Keulen der Verzweiflung	41	Schlacht von Murten	116
Die Kämmer- oder Hartgeier	46	Tells Kapelle zu Bürglen	119
Tells Kapelle bei Rüschnacht	47	Deisterreicher und Schweizer	120
Das Well- und Wetterhorn	48	Der Kanton Schwyz	121
Die Heuschrecken in der Schweiz 1338	48	Blumenstein	122
Der Kaiser Siegmund in Bern	49	Luzern tritt in die Eidgenossenschaft	122
Der Graf Peter von Savoyen in Bern	52	Criminalprozeß gegen die Hegenmeister und Hegen auf dem Tessenberge	125
Die ersten Bewohner Helvetiens	53	Schlacht von Murten (Fortsetzung)	125
Das Schloß Röhberg	54	Johann von Bubenbergr	127
Das Schloß Nydberg	55	Die Fastnacht zu Basel im Jahr 1376	128
Der Staubbach	56	Das Münster oder die St. Vincenzkirche zu Bern	129
Die Schlacht bei Laupen und Rudolf von Erlach 57, 66 u.	75	Lebensbeschreibung Albrechts von Haller	131
Das Schloß Utenberg	59	Der Kanton Schwyz, seine Bewohner	132
Der Tessensturm	59	Steiger und Nägeli	134
Der Plappertkrieg	62	Die Geißler	136
Brunnen	62	Der Steinbock	137
Das Illerthal	63	Glarus	139
Der Schiffein	64	Wolfenschieß	141
Einige Worte über die Reformation in Neuenburg	64	Die Wildheuer	142
Der Bayardsturm	65	Zweikampf in Basel	143
Das Thunerloch	69	Die großmüthigen Appenzeller	144
Die Brienzer Mädchen	70	Defret des Rathes von Zürich (1317)	144
Ursula von Homberg	70	Lorits und Stuck	144
Das Eichhörchen	71		
Die Inquisition in Neuenburg	72		
Luzerner Anekdoten	72		

